

— Melville —

MOBY DICK



NULL
NP
PAPIER

Herman Melville

Moby Dick

Gekürzte und kommentierte Fassung

Herman Melville

Moby Dick

Gekürzte und kommentierte Fassung

Überarbeitung und Korrekturen: Null Papier Verlag

Übersetzung: Wilhelm Strüver, J. Schulze

Published by Null Papier Verlag, Deutschland

EV: Berlin, Knauer, 1928

Copyright © 2019 by Null Papier Verlag

2. Auflage, ISBN 978-3-954183-71-5

www.null-papier.de/mobydick

Das hier veröffentlichte Werk ist eine kommentierte, überarbeitete und digitalisierte Fassung und unterliegt somit dem Urheberrecht. Verstöße werden juristisch verfolgt. Eine Veröffentlichung, Vervielfältigung oder sonstige Verwertung ohne Genehmigung des Verlages ist ausdrücklich untersagt.

N U L L
NP
P A P I E R
null-papier.de/katalog

Inhaltsverzeichnis

Das Buch	3
Der Autor und sein Werk	4
Erster Teil – Kapitän Ahab	10
Zweiter Teil – Moby Dick	127
Dritter Teil – Die Jagd	247
Epilog	340

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Mein Verlag zahlt seine Steuern in Deutschland – mehr Informationen unter:

null-papier.de/steuern

Ihr
Jürgen Schulze

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Das Buch

Moby Dick ist das bedeutendste Prosawerk des amerikanischen Symbolismus. Eine bis ins kleinste Detail recherchierte Abenteuergeschichte und philosophische Reflexion über das Leben, die Rache und einen wahnsinnigen, alles vernichtenden Hass.

»Nenne mich Ismael« – einer der berühmtesten Anfänge der Literaturgeschichte.

Zu Lebzeiten von Melville stieß Moby Dick auf ein geteiltes Echo, noch schien die Welt nicht reif für diese komplexe Erzählstruktur. Heute gehört das Werk unbestreitbar zu den größten Romanen der Literaturgeschichte. Ein Buch, das man gelesen haben muss.

Die vorliegende digitale Ausgabe beinhaltet die vollständig neu überarbeitete und erstmalig mit 100 Fußnoten kommentierte deutsche Erstausgabe, welche ursprünglich 1927 von Thomas Mann und H. G. Scheffauer veröffentlicht wurde, nebst einem einführnden Aufsatz zu Leben und Werk des Autors.

»Oh, hätte ich das geschrieben.« – Thomas Mann

Der Autor und sein Werk

Moby Dick gehört zu den Klassikern der internationalen Abenteuerliteratur. Das Werk erschien 1851. Autor ist Herman Melville.

Herman Melville

Der Autor von »Moby Dick«, Herman Melville, wurde am 1. August 1819 in New York geboren. Er wuchs in einer kinderreichen Kaufmannsfamilie mit schottischen und niederländischen Wurzeln auf. Aufgrund des Konkurses seines Vaters musste Melville mit zwölf Jahren die Schule verlassen. Zeit seines Lebens versuchte er die mangelnde Schulbildung mit Selbststudium zu kompensieren. Nach dem Tod des Vaters arbeitete der Junge als Hilfskraft bei einem Onkel und im Pelzgeschäft des Bruders.

1839 fuhr Herman Melville erstmals zur See. Auf einem Postschiff erreichte er Liverpool, arbeitete dort kurzfristig als Lehrer, bevor es ihn wieder aufs Meer zog. Von 1841 bis 1844 unternahm er auf einem Walfänger eine Reise in den Pazifischen Ozean. Aufgrund angeblich unzumutbarer Bedingungen desertierte er mit einigen anderen Matrosen auf den Marquesas-Inseln.¹ Auf einem weiteren Walfänger ent-

kam Melville nach Tahiti, fiel jedoch erneut negativ auf und wurde verhaftet. Er konnte wiederum fliehen und gelangte über dem Umweg nach Hawaii nach Boston, wo er 1847 Elisabeth Shaw heiratete und mit ihr zwei Söhne bekam. Er begann Bücher zu schreiben und fand mit »Typee« und »Omoo« erste Anerkennung. Den literarischen Durchbruch erlangte er 1851 mit »Moby Dick«. Zu jener Zeit lebte er auf einer neu gekauften Farm in Massachusetts als Nachbar des Literaten Nathaniel Hawthorne, zu dem sich eine Freundschaft entwickelte. Rasch wurde der schriftstellerische Erfolg jedoch wieder von Misserfolgen eingeholt, sodass Melville ab 1866 bis 1885 als Zollinspektor im Hafen arbeitete. Sein letztes, heute ebenfalls berühmtes Werk »Billy Budd« verfasste der Autor 1891, seinem Todesjahr.

Moby Dick – ein klassischer Abenteuerroman

Der Roman Moby Dick wurde zeitgleich 1851 in London und New York herausgebracht und entwickelte sich zu Herman Melvilles größtem Erfolg. Der Autor widmete das Buch seinem Freund Nathaniel Hawthorne. Inhaltlich dreht sich das Buch, welches in Deutschland auch unter dem Titel »Der weiße Wal« bekannt wurde, um die Geschichte des Walfangs im 19. Jahrhundert. Der erste Satz des Buches »Call me Ismael« wurde weltberühmt. Es ist offensichtlich, dass die Figur des Ismael, dessen vollständiger Name nie erwähnt wird, autobiografisch mit Herman Melville verbunden ist.

Ismael reist nach New Bedford, wo er sich noch an Land mit dem Polynesier Quiqueg anfreundet. Die Reise der beiden geht bald schon weiter nach Nantucket, wo sie auf dem Walfänger »Pequod« anheuern. Der Kapitän des Schiffes offenbart sich ihnen erst, als sie schon längst einige Tage auf hoher See sind. Ahab, so sein Name, hat einst im Kampf mit dem weißen Wal »Moby Dick« sein Bein verloren. Sein einziger Lebensinhalt ist seit diesem Vorfall die Rache an »Moby Dick«. Auch die Crewmitglieder kann er dafür einnehmen – mit einer Golddublonne als Belohnung für denjenigen, der den Wal zuerst sichtet. Einziger Gegenspieler von Ahab ist Starbuck, der erste Steuermann, der in einer Nacht sogar erwägt, den Kapitän zu töten.

Melville schildert im weiteren Verlauf des Buches ausführlich die Begebenheiten der Seefahrt – Begegnungen mit Piraten, Unwetter, Walfang. Quiqueg erkrankt während dieser Zeit schwer und lässt sich schon seinen Sarg zimmern, der jedoch nach dessen Gesundung ungenutzt bleibt.

Alles strebt im Buch dem Höhepunkt, der Begegnung mit »Moby Dick«, entgegen. Der Wal wird vor Japan gesichtet und daraufhin drei Tage lang von Kapitän und Matrosen gejagt. Am dritten Tag zerstört der Wal die »Pequod«. Ahab hält aber trotz des sinkenden Schiffes an seinem Wahn fest und wird letztendlich von seinem eigenen Harpunenseil in die Tiefe gerissen. Am Ende ist der Wal der Sieger dieses ungleichen Kampfes. Ismael ist der einzige Überlebende der Katastrophe: Er klammert sich an den Sarg, der einst für Quiqueg bestimmt war.

Man möchte denken, dass die Jagd nach dem weißen Wal das Thema des Buches ist. Doch »Moby Dick« gilt darüber hinaus nicht umsonst als eines der prägendsten Werke sowohl der Abenteuerliteratur, als auch des Symbolismus. Es sind die philosophischen Reflexionen über das Thema »Suche« bei den beiden Hauptpersonen Ismael und Ahab, welche das Buch zu etwas Besonderem machen.

In seinem Buch hat Herman Melville viele reale Erlebnisse verarbeitet. Offenkundig ist dabei natürlich seine Zeit auf Walfänger-Schiffen zwischen 1841 und 1843. Außerdem verarbeitete er den Untergang des Walfangschiffes Essex im Pazifischen Ozean, nachdem dieses von einem Pottwal gerammt worden war. Melville lernte den Sohn eines Überlebenden kennen und erhielt von diesem die Schilderung der Erlebnisse seines Vaters.

Zudem gab es tatsächlich zur damaligen Zeit Schilderungen eines Journalisten im »New York Knickerbocker Magazine«, welche einen weißen Wal im Pazifik beschrieben, der für seine besondere Wildheit bekannt war. Weiteren Einfluss auf den Roman hatte auch die »United States Exploring Expedition« in den Pazifik, dank der Melville eine lebendige Schilderung des Polynesiers Quiqueg gelang.

Rezeption in der modernen Kultur

In der modernen Kultur spielt »Moby Dick« sowohl in den Vereinigten Staaten als auch Großbritannien, Deutschland und weiteren europäischen Ländern eine wichtige Rolle in der Schulliteratur. Nach sei-

nem Erscheinen waren die Kritiken zunächst bestenfalls gemischt, tendierten jedoch zu einer negativen Rezeption des Buches. 100 Jahre nach Melvilles Geburt wurde der Roman jedoch zum Klassiker. William Faulkner, einer der bekanntesten amerikanischen Autoren des 20. Jahrhunderts, erklärte in den 20er Jahren, dass »Moby Dick« das Buch wäre, welches er am liebsten selbst geschrieben hätte.

Die Filmwelt widmete der Geschichte mehrere Hollywood-Adaptionen. Die erste Verfilmung entstand 1926 unter dem Titel »The Sea Beast« mit dem Hauptdarsteller John Barrymore, der diese Rolle 1930 in »Moby Dick« nochmals verkörperte. Berühmt wurde vor allem die Verfilmung aus dem Jahr 1956 unter der Regie von John Huston, in der Gregory Peck die Hauptfigur Kapitän Ahab verkörperte. Der Film gewann zahlreiche Preise. 1998 gab es eine weitere Bearbeitung als Fernsehfilm mit Patrick Stewart, welche mit einem Golden Globe Award ausgezeichnet wurde. Mittlerweile existieren sogar Zeichentrick-Adaptionen von »Moby Dick«, welche selbstverständlich sehr kindgerecht aufbereitet wurden und mit der eigentlichen Geschichte von Herman Melville kaum noch etwas gemeinsam haben.

1. Die Marquesas-Inseln (franz.: Archipel des Marquises) gehören geografisch und politisch zu Französisch-Polynesien. Sie liegen 1.600 Kilometer nordöstlich von Tahiti, südlich des Äquators im Pazifischen Ozean. <<<

Erster Teil – Kapitän Ahab

Nenne mich Ismael. Hör zu, was ich dir zu erzählen habe. – Es gibt Jahre ohne Gesicht, man hat wenig oder gar kein Geld in der Tasche, weiß nichts Besonderes anzufangen an Land, da packt einen das Verlangen, auf See zu fahren und den wässerigen Teil der Welt zu sehen. Das ist so meine Art und Weise, den Miesmacher aus meinem Herzen zu verjagen und das Blut in Bewegung zu setzen. Wenn ich Bitterkeitsfalten spüre um den Mund, wenn meine Seele wie ein nasskalter und nieselnder November ist, wenn ich mich dabei ertappe, dass ich vor jedem Sargmagazin stehenbleibe und wie von selbst jedem Leichenzug folge, dann... und hauptsächlich, wenn mein Miesmacher dermaßen Oberhand gewinnt, dass ich an mich halten muss, um nicht auf die Straße hinunterzusteigen und den Leuten die Hüte vom Kopf zu schlagen..., dann begreife ich, dass es höchste Zeit für mich ist, auf See zu gehen. Das ersetzt mir den Gebrauch von Pistole und Kugel. Mit einer großen Gebärde stürzte sich der Philosoph Cato in sein Schwert, ich – getrost, nehme das Schiff. Nichts überrascht hierbei. Jeder Mensch, in etwelchen Stadien seines Lebens, hat den gleichen Durst nach Ozean verspürt. Schau dir mal eure Stadt an auf den Manhattoes. Sie ist umge-

ben von Werften wie eine indische Insel von Korallenriffen. Der Handel umschäumt sie, und rechts und links führen dich die Straßen zum Wasser. Der äußerste Punkt der unteren Stadt heißt »Batterie«, ihr hochmütiges Bollwerk wird von den Wellen gewaschen und gekühlt von Winden, die vor einigen Stunden noch nicht wussten, was unser Land ist. Schau dir die vielen Leute an, die eine verlangende Sehnsucht ans Wasser treibt.

Das soll nun allerdings nicht heißen, dass ich meine Seereisen als Passagier mache, denn dazu braucht man einen Geldbeutel, und wenn er leer ist, dann ist er nicht mehr als ein wertloser Lappen. Außerdem werden Passagiere seekrank, werden streitsüchtig, können des Nachts nicht schlafen und haben im Ganzen keine Freude an der Reise. Nein, ich bin nie als Passagier gefahren, auch nicht als Kommodore,¹ Kapitän oder Koch, obwohl ich doch ein alter, erfahrener Seemann bin. Diese ehrenvollen Stellungen überlasse ich gern denen, die sich danach drängen. Ich habe genug mit mir selber zu tun und kann mich nicht auch noch um Schiffe, Barken, Briggs, Schoner² und dergleichen kümmern. Und als Koch zu fahren? Nun, ich gebe zu, das ist ein angesehener Posten, denn der Koch ist eine Art Offizier an Bord. Aber es hat mir nie Freude gemacht, Geflügel zu braten, obwohl gerade ich ein gut gewürztes und in zarter Butter gebratenes Huhn besonders zu schätzen weiß. Nein, wenn ich zur See gehe, dann fahre ich vor dem Mast³ als gewöhnlicher Matrose.

Gewiss, sie hetzen mich umher, und ich muss springen wie ein Grashüpfer im Mai. Und zuerst ist das ein höchst unangenehmer Job. Es geht einem sogar gegen die Ehre, vor allem, wenn man aus einer alteingesessenen Familie stammt. Besonders schlimm ist es aber, wenn man kurz vorher noch als Dorfschulmeister Herr über eine Klasse war und nun mit dem blütenweißen Hemd in einen Teertopf langen muss. Der Übergang ist schwer, aber auch das gibt sich mit der Zeit. Was macht es denn schon, wenn mich ein filziger alter Kapitän nach dem Besen schickt und das Deck fegen lässt? Wer wäre denn, so betrachtet, kein Sklave? Das möchte ich wissen! Sollen mich also die Kapitäne herumkommandieren und herumschinden. Jeder kriegt auf seine Weise seinen Teil ab.

Ich gehe auch deshalb zur See, weil man mir für meine Mühen auch noch etwas zahlt, während man noch nie gehört hat, dass ein Passagier Geld bekommen hätte. Im Gegenteil: Er wird zur Kasse gebeten. Zahlen und Beahltwerden, das ist ein gewaltiger Unterschied.

Und schließlich ist da noch ein letzter Grund, warum ich als Matrose zur See gehe; es ist nämlich gesund, sich in der frischen, reinen Seeluft auf dem Vordeck kräftig zu bewegen, während der Kapitän auf dem Achterdeck die Luft nur aus zweiter Hand erhält.

Warum ich aber diesmal auf die Idee kam, ausgerechnet auf einem Walfänger anzuheuern, das kann ich nicht genau sagen. Von allen Beweggründen war sicher die überwältigende Vorstellung vom großen

Wal der stärkste. Das riesenhafte, geheimnisvolle Ungetüm reizte meine Fantasie; dazu die fernen, wilden Meere, durch die er seinen Riesenleib wälzt wie eine Insel, und die unnennbaren Gefahren und die tausend Wunder der Südsee, das alles lockte mich unwiderstehlich, denn ich fahre für mein Leben gern in verbotenen Gewässern und gehe an den Küsten der Barbaren an Land. Gewiss, ich verachte nicht das Gute und Schöne, aber das Grauenhafte zieht mich unsagbar an.

Aus diesen Gründen war mir die Fahrt auf einem Walfänger gerade recht. Die Tore zu einer Wunderwelt taten sich auf.

Ich stopfte meine paar Hemden in einen alten Seesack, nahm ihn unter den Arm und brach auf nach Kap Hoorn und dem Pazifik. Dem guten alten Manhattan sagte ich Lebewohl und kam glücklich in New Bedford an. Es war an einem Samstagabend im Dezember. Meine Enttäuschung war groß, als ich erfuhr, dass das kleine Postschiff nach Nantucket schon abgefahren sei. So musste ich bis zum Montag warten.

Da die meisten jungen Anwärter für eine Fahrt mit dem Walfangschiff ihre Reise bereits in New Bedford antreten, muss ich ausdrücklich erwähnen, dass ich ganz andere Pläne hatte. Ich wollte durchaus mit einem Schiff aus Nantucket fahren, denn alles, was mit dieser alten, berühmten Insel zusammenhing, hatte etwas Abenteuerliches an sich, was mich ungemein anzog. Wohl hatte in letzter Zeit New Bedford den größten Teil des Walgeschäfts an sich gerissen, und das arme, alte Nantucket war be-

denklich ins Hintertreffen geraten. Aber Nantucket ist das große Vorbild, denn schließlich wurde hier der erste von Amerikanern erlegte Wal an Land gebracht, und von hier aus fuhren die Ur-Walfänger, die Rothäute, mit Kanus hinaus.

Da ich nun in New Bedford eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht vor mir hatte, ehe ich mich nach meinem Bestimmungshafen einschiffen konnte, musste ich mich zunächst einmal nach einem Quartier umsehen. Der Ort sah am Abend wenig vertrauenerweckend aus, und obendrein war es bitter kalt. Ich kannte keine Menschenseele. Sorgenvoll kramte ich in meiner Hosentasche herum und zog schließlich ein paar Silberstücke hervor. »Aufgepasst, Ismael«, sagte ich zu mir, während ich auf der Straße stand und meinen Seesack schulterte, »wo du zu übernachten beschließt, mein lieber Ismael, vergiss nicht, nach dem Preis zu fragen, und sei nicht wählerisch.«

Zögernd tappte ich die düsteren Straßen entlang und kam am Wirtshaus »Zu den gekreuzten Harpunen« vorüber; aber das sah zu teuer für mich aus. Außerdem ging es dort laut und ausgelassen zu. Weiter unten leuchteten die Fenster der »Schwertfisch-Kneipe« so strahlend in die Nacht hinaus, dass es mir schien, als hätten sie Schnee und Eis vor dem Haus weggetaut, denn sonst lag der Schnee überall zehn Zoll hoch und war hart wie Straßenpflaster. Allmählich wurde ich milde. Einen Augenblick blieb ich stehen, sah das grelle Licht, das auf die Straße fiel, und hörte das Gläserklingen von drinnen. »Nein, auch da geht's zu lustig zu, Is-

mael«, sagte ich zu mir, »mach, dass du weiterkommst.«

Ohne lange zu überlegen, folgte ich der Straße, die hinunter zum Wasser führte, dorthin, wo die billigsten, vielleicht aber auch die nettesten Kneipen liegen.

Trostlose Straßen! Zu beiden Seiten keine Häuser, vielmehr Quader aus rabenschwarzer Finsternis, hin und wieder der trübe Schein einer Kerze wie aus einem Grab. Zu dieser Stunde, am letzten Tag der Woche, war das Viertel wie ausgestorben. Doch bald drang aus einem niedrigen, weitläufigen Gebäude verschwommen ein Schimmer. Die Tür stand einladend offen und gewährte einen Blick in den verwahrlosten Vorraum. Ich hörte eine laute Stimme von drinnen, fasste mir ein Herz und öffnete eine zweite Tür.

Hundert dunkle Gesichter wandten sich nach mir um, als ich eintrat. Über ihnen auf einer Kanzel stand ein schwarzer Engel und schlug heftig auf ein Buch. Es war die Kirche einer Negergemeinde. Der Text des Predigers handelte von Nacht und Finsternis, von Heulen und Klagen und Zähneklappern. »O Ismael«, murmelte ich und ging rückwärts wieder hinaus, »wohin bist du geraten!«

Ich ging weiter, bis ich schließlich in der Nähe der Docks einen schwachen Lichtschimmer erspähte und über mir ein klägliches Kreischen vernahm. Als ich aufblickte, sah ich ein Blechschild hin und her schwingen. Darauf stand, undeutlich zu lesen, »Gasthaus zum Walfisch – Peter Coffin«.

»Coffin, das heißt Sarg; und dazu Walfisch – das

ist kein gutes Vorzeichen in dieser Zusammenstellung«, sagte ich mir, »aber der Name soll häufig vorkommen in Nantucket.« Das Licht schien trübe, die Gegend war still, und das verfallene Blockhaus sah aus, als hätte man es aus einer Feuersbrunst hierher gerettet. Aus all dem schloss ich, dass ich hier vor der richtigen Tür war und mit einem billigen Quartier und einem erbärmlichen Kaffee rechnen konnte. Etwas verdächtig sah das alte Haus schon aus, wie es so windschief an der Ecke stand, als hätte es die Gicht.

Aber ich hatte keine andere Wahl.

Betrat man das Gasthaus »Zum Walfisch«, dann kam man in einen weiten, niedrigen Vorraum mit einer altmodischen Holztäfelung, die an das Schanzkleid eines alten, abgewrackten Schiffes erinnerte. Auf der einen Seite hing ein riesiges Ölgemälde, das so verräuchert und entstellt war, dass man, bei dem ungewissen Licht, nur nach eingehender Betrachtung und Befragung der Nachbarn überhaupt etwas erkennen konnte. Unerklärliche Massen von Schatten und Schattierungen türmten sich aufeinander, sodass man zunächst glaubte, ein ehrgeiziger junger Künstler habe sich bemüht, einen Hexentanz aus Neuenglands frühen Tagen darzustellen.

Besonders rätselhaft und wirr war eine langgestreckte, unheildrohende, schwarze Masse in der Mitte des Bildes, die über drei senkrechten Linien aus bläulichem Blau schwebte. In der Tat glich das ganze Gemälde einer schwabbligen, quabbligen Masse, die einen empfindsamen Menschen wohl beunruhigen konnte. Und doch ging von dem Bild eine

eigenartige Wirkung aus. Was mochte es darstellen? Einen Sturm zur Mitternacht über dem schwarzen Meer? Den Kampf der vier Elemente? Eine verdorrte Heidelandschaft? Eine nordische Winterlandschaft? Doch alle Deutungsversuche scheiterten zuletzt an dem unheilvollen schwarzen Etwas in der Mitte. Wenn das Rätsel gelöst war, dann war alles übrige klar. Erinnerste es nicht von ferne an einen riesenhaften Fisch? Sollte es etwa der große Leviathan selbst sein?

Die Absicht des Künstlers war es wohl gewesen, einen Kap-Hoorn-Fahrer im Orkan darzustellen. Von dem sinkenden Schiff waren nur noch die drei abgetakelten⁴ Masten zu sehen. Ein wütender Wal, der mit einem gewaltigen Satz über das Schiff hinwegspringen wollte, spießte sich dabei auf den Mastspitzen auf.

Die gegenüberliegende Wand des Vorraums war über und über mit furchterregenden Keulen und Speeren behangen. Manche waren dicht mit blinkenden Zähnen bedeckt und erinnerten an elfenbeinerne Sägen, andere waren mit Strähnen aus Menschenhaar geschmückt. Auch eine sichelförmige Waffe war darunter, mit der man wohl unter den Feinden wüten konnte wie ein Schnitter in frischem Gras. Mich schauderte allein vom Hinsehen. Dazwischen hingen rostige, alte Wal-Lanzen und Harpunen, alle zerbrochen und geknickt. Mit dieser Lanze da, die jetzt völlig verbogen war, tötete vor fünfzig Jahren Nathan Swain fünfzehn Wale an einem einzigen Tag. Und diese Harpune dort, die jetzt aussah

wie ein Korkenzieher, wurde einst ins Meer bei Java geschleudert, von dem getroffenen Wal davongetragen und erst nach Jahren wiedergefunden, als der Wal bei Kap Blanco erlegt wurde. Die Waffe war damals am Schwanz eingedrungen und dann wie eine Nadel im menschlichen Körper weitergewandert, bis man sie schließlich, im Höcker eingebettet, wiederfand.

Durch einen düsteren, gewölbten Flur, wohl durch den ehemaligen Hauptkamin gebrochen, gelangte man in die Gaststube, wo es noch dunkler war. Die mächtigen Deckenbalken waren so niedrig und die Bodenplanken so abgetreten, dass man sich fast ins Raumdeck eines alten Kahns versetzt fühlte, besonders an einem Abend, wo der Sturm heulte und die schlecht vertäute alte Arche in allen Fugen ächzte. Auf der einen Seite stand ein langer, niedriger Tisch mit einigen zersprungenen Glaskästen darauf, gefüllt mit allerlei verstaubten Raritäten aus den entlegensten Winkeln der Welt. Ganz hinten ragte ein schwärzliches Gebilde in den Raum, die Theke – eine rohe, ungeschickte Nachbildung eines Walfischkopfes. Darüber wölbte sich ein Walkiefer so riesengroß, dass beinahe eine Kutsche hätte hindurchfahren können. Darunter standen ein paar schäbige Regale mit alten Flaschen und Karaffen. Und mitten in dem mörderischen Rachen stand wie ein zweiter von Gott verfluchter Jona – so wurde er übrigens auch gerufen – ein dürres, altes Männchen, das den Matrosen für gutes Geld die abscheulichsten Getränke verkaufte.

Als ich eintrat, saßen da ein paar junge Matrosen

um einen Tisch und prüften beim trüben Licht einer Kerze allerlei Schnitzereien aus Muscheln und Walfischbein. Ich trat auf den Wirt zu und fragte ihn nach einem Nachtquartier, erhielt aber zur Antwort, das Haus sei voll, kein Bett sei mehr frei. »Doch halt«, fügte er hinzu und griff sich an die Stirn, »haben Sie etwas dagegen, mit einem Harpunier das Bett zu teilen? Sie wollen doch vermutlich auch auf Walfang ausfahren. Da können Sie sich beizeiten daran gewöhnen.«

Ich erwiderte ihm, ich hätte noch nie gerne zu zweit unter einer Decke geschlafen; wenn es aber sein müsse, so hänge es ganz davon ab, was der Harpunier für ein Kerl sei. Wenn es aber wirklich keinen anderen Platz gebe und gegen den Harpunier nichts einzuwenden sei, dann sei es besser, mit einem anständigen Burschen die Bettdecke zu teilen, als bei der bitteren Kälte noch länger durch eine fremde Stadt zu stolchen.

»Das habe ich mir gedacht. Geht also in Ordnung. Setzen Sie sich. Wollen Sie noch essen? Wird gleich fertig sein.«

Ich ließ mich auf einer alten Holzbank nieder, in die Generationen von Seeleuten ihre Zeichen geschnitzt hatten. An der anderen Ecke saß, ganz in sich gekehrt, ein Seebär und bearbeitete ein Stück Holz.

Endlich wurden wir, vier oder fünf Mann, zum Essen in den Nebenraum geholt. Dort herrschte eisige Kälte, kein Feuer im Kamin, denn der Wirt behauptete, er könne es sich nicht leisten. Eilig knöpften wir unsere Jacken zu und griffen mit klammen

Fingern nach dem kochendheißen Tee. Das Essen war jedenfalls sehr kräftig, denn es gab nicht nur Fleisch und Kartoffeln, sondern sogar Klöße – Donnerwetter, auch noch Klöße! Ein junger Bursche im grünen Mantel widmete sich denn auch den Klößen mit einem geradezu entsetzlichen Appetit.

»Mein lieber Freund«, sagte der Wirt, »nach dieser Portion wirst du heute Nacht Alpträume haben.«

»Herr Wirt«, flüsterte ich ihm zu, »das ist doch nicht etwa der Harpunier?«

»Nein, nein«, erwiderte er, und man merkte, dass es ihm einen ganz teuflischen Spaß machte, »der Harpunier ist ein dunkler Bursche, der isst niemals Klöße. Der frisst nur Steaks, je roher, desto lieber.«

»Zum Teufel, wo steckt er denn eigentlich? Ist er hier?«, fragte ich.

»Nur Geduld, der kommt schon noch«, war die Antwort.

Dieser dunkle Bursche wurde mir allmählich unheimlich. Auf jeden Fall, so beschloss ich bei mir, sollte er sich als erster ausziehen und ins Bett kriechen, wenn wir schon zusammen schlafen sollten.

Nach dem Essen gingen die anderen Gäste wieder in den Schankraum, und da ich nichts weiter vorhatte, entschied ich mich, den Abend als Zuschauer zu verbringen.

Da plötzlich gab es Lärm auf der Straße. Der Wirt sprang auf und rief: »Das sind die Leute von der ›Grampus‹, drei Jahre unterwegs und voll bis oben hin. Holla, Jungs, jetzt erfahrt ihr das Neueste

von den Fidschi-Inseln!«

Seestiefel trampelten durch den Vorraum, die Tür wurde aufgerissen, und herein torkelte eine wilde Rotte von Matrosen. Eingehüllt in ihre rauen Wachmäntel, zerlumpt und zusammengeflickt, mit steifgefrorenen Bärten, aus denen die Eiszapfen hingen, schienen sie geradewegs aus Labrador zu kommen. Sie waren eben an Land gegangen, und dies war das erste Haus, das sie betraten. Kein Wunder, dass sie sogleich auf den Walfischrachen zusteuerten, wo ihnen der dürre, kleine Jona die Gläser bis zum Rand vollschenkte. Einer beklagte sich über seinen fürchterlichen Schnupfen, worauf ihm der Alte ein pechzähes Getränk zusammenbraute und heilige Eide schwor, das sei die beste Arznei für alle Arten von Erkältungen und Katarrh, die man sich in Labrador oder auf der Wetterseite eines Eisbergs holen könne.

Der Schnaps stieg ihnen bald zu Kopf, und sie begannen, wie nicht anders zu erwarten war, Krach zu schlagen.

Ich hatte indessen bemerkt, dass sich einer von ihnen etwas abgesondert hatte, andererseits aber offenbar bestrebt war, den anderen durch seine Nüchternheit die Stimmung nicht zu verderben. Er erweckte mein Interesse, weil er sich so still verhielt. Als das Gelage seiner Gefährten auf dem Höhepunkt angelangt war, verschwand er unbemerkt, und ich sah ihn erst wieder, als er mein Kamerad auf See wurde. Wenig später vermissten ihn seine Gesellen. Sie erhoben eine großes Geschrei: »Bulkington! Bulkington!« und stürmten hinaus auf die

Straße.

Es war jetzt etwa neun Uhr, der Raum schien beinahe unnatürlich still nach dieser Sauferei. Glücklicherweise hatte ich mir, ehe die Matrosen hereingepoltert waren, einen Plan zurechtgelegt.

Niemand schläft gerne mit einem anderen in einem Bett, und wenn es sein eigener Bruder wäre. Im Schlaf ist man eben am liebsten allein. Wenn man nun gar mit einem Fremden in einer fremden Wirtschaft in einer fremden Stadt zusammen schlafen soll und der Fremde obendrein ein Harpunier ist, dann stimmt das noch weit bedenklicher. Und auch für einen Seemann gibt es keinen einleuchtenden Grund, mit einem anderen sein Bett zu teilen, denn schließlich hat auch ein Seemann seine eigene Hängematte und seine eigene Decke.

Je mehr ich nun über diesen Harpunier nachdachte, desto unangenehmer war mir der Gedanke, mit ihm zusammen schlafen zu müssen. Im übrigen wurde es allmählich auch spät, und ein anständiger Harpunier hätte schon längst zu Hause und im Bett sein müssen. Wenn er nun gar erst gegen Mitternacht hereintorkeln sollte! Und wer konnte denn schon wissen, aus welcher gemeinen Kneipe er kommen mochte?

»Hallo, Wirt! Ich habe mir's anders überlegt. Mit dem Harpunier schlafe ich nicht. Ich will mir's hier auf der Bank bequem machen.«

»Wie Sie wollen. Schade, dass ich kein Tischtuch übrig habe. Sie könnten sonst darauf schlafen, denn das Brett hier ist verdammt rau. Einen Augenblick, ich habe da einen Hobel hinter der Theke. Sie sol-

len's ganz bequem haben.« Mit diesen Worten holte er den Hobel, staubte erst einmal mit einem alten Seidentuch die Bank ab und begann aus Leibeskräften, mein Bett glattzuhobeln. Dabei grinste er wie ein Affe. Die Späne flogen nach allen Seiten, bis plötzlich das Eisen gegen einen Knorren stieß, der nicht nachgab. Ich sagte ihm, er solle jetzt um Gottes willen aufhören, das Bett sei mir schon weich genug, und aus Fichtenbrettern würden eben mal keine Eiderdaunen. Er grinste wieder, kehrte die Späne zusammen und warf sie in den großen Ofen mitten in der Gaststube. Dann machte er sich wieder hinter der Theke zu schaffen und ließ mich mit meinen düsteren Gedanken allein.

Nun maß ich die Bank aus und fand, dass sie einen Fuß zu kurz war. Doch konnte man immerhin einen Stuhl anstellen. Aber sie war auch um einen Fuß zu schmal, und die zweite Bank in der Stube war um vier Zoll höher als die abgehobelte, sodass sie nicht zueinander passen wollten. Schließlich rückte ich die erste Bank an die Wand und ließ einen kleinen Zwischenraum, um meinem Rücken Platz zu schaffen. Aber bald merkte ich, dass vom Fenster her ein eiskalter Luftzug kam; und da es auch von der Tür her zog, entstand fortwährend ein kleiner Wirbelwind gerade an der Stelle, wo ich mein Lager aufgeschlagen hatte.

Der Teufel soll den Harpunier holen, dachte ich bei mir. Doch halt! Könnte ich ihm nicht zuvorkommen, die Tür von innen verriegeln und ins Bett steigen? Mag er dann klopfen, ich wach' nicht auf. Kein übler Plan. Aber wer konnte mir garantieren, dass

mir nicht morgen der Harpunier den Schädel einschlägt, wenn ich aus der Tür trete?

Wieder sah ich mich um, fand aber keine Gelegenheit, die Nacht angenehmer zu verbringen, es sei denn, zusammen mit einem anderen. Vielleicht waren es doch nur grundlose Vorurteile gegen den Harpunier? Warten wir noch ein Weilchen, dachte ich mir, er muss ja bald kommen. Dann schaue ich mir den Burschen einmal genau an. Vielleicht werden wir noch ganz gute Bettgenossen.

Nach und nach kamen die anderen Schlafgäste herein, allein, zu zweit, zu dritt – aber von meinem Harpunier keine Spur.

»Herr Wirt«, sagte ich, »was ist denn das für ein Kerl? Bleibt der immer so lange aus?« Es war fast Mitternacht.

Der Wirt ließ wieder sein dünnes Gemecker vernehmen. Irgend etwas schien ihm mächtig Spaß zu machen, nur wusste ich nicht, was. »Nein«, sagte er, »im Allgemeinen ist er früh dran, zeitig im Bett, zeitig wieder 'raus. Morgenstund hat Gold im Mund. Aber heute will er was verkaufen. Weiß der Teufel, wo er sich so lange herumtreibt. Vielleicht wird er seinen Kopf nicht los.«

»Seinen Kopf nicht los? Erzählen Sie keine Märchen!« Ich wurde wütend. »Wollen Sie tatsächlich behaupten, dass dieser Harpunier heute am heiligen Samstagabend oder vielmehr Sonntagmorgen unterwegs ist, um seinen Kopf feilzubieten?«

»Genau so ist es«, erwiderte der Wirt, »und dabei habe ich ihm doch gesagt, dass er ihn hier nicht loskriegt. Es gibt zu viel von diesem Zeug.«

»Was für Zeug?«, schrie ich ihn an.

»Na, Köpfe. Gibt's nicht sowieso zu viele Köpfe auf der Welt?«

»Ich will Ihnen was sagen, Herr Wirt«, sagte ich ganz ruhig, »hören Sie auf mit dem Unsinn. Ich bin kein grüner Junge mehr.«

»Grün vielleicht nicht«, er nahm ein Stückchen Holz und schnitzte sich einen Zahnstocher zurecht, »aber vielleicht werden Sie braun und blau geschlagen, wenn der Harpunier erfährt, dass Ihnen sein Kopf nicht passt.«

»Einschlagen werde ich ihm seinen Schädel«, gab ich zurück, denn allmählich machte mich das unsinnige Gerede wütend.

»Der ist schon eingeschlagen«, sagte er.

»Eingeschlagen? Wirklich eingeschlagen«, fragte ich, »was soll das heißen?«

»Eingeschlagen. Und gerade deswegen kriegt er ihn wohl nicht los.«

»Herr Wirt«, ich trat auf ihn zu, »jetzt aber Schluss mit dem Geschnitze da. Wir müssen klar kommen, und zwar sofort. Ich komme hier herein und will ein Bett. Sie können mir nur ein halbes anbieten, weil die andere Hälfte einem gewissen Harpunier gehört. Und von diesem Harpunier, den ich noch nicht gesehen habe, erzählen Sie mir die merkwürdigsten und haarsträubendsten Geschichten, bis es mir vor dem Menschen graut, mit dem ich zusammen schlafen soll. Offen und ehrlich: Was ist mit diesem Harpunier los? Bin ich denn meines Lebens sicher? Und dann erklären Sie mir gefälligst die Geschichte mit dem verhökerten Schädel. Denn

wenn die Geschichte stimmt, dann ist der Harpunier verrückt, und ich denke nicht daran, mit einem Irrsinnigen das Zimmer zu teilen. Und Sie, Herr Wirt, ja, Sie, wenn Sie mich wissentlich in eine solche Lage bringen, dann gehören Sie vor Gericht gestellt.«

»Schon recht, schon recht«, sagte der Wirt und holte tief Luft, »das war eine lange Predigt für einen armen Teufel, der hin und wieder auch gern einmal das Maul zu weit aufmacht. Immer mit der Ruhe. Der Harpunier, von dem ich erzählte, kommt eben von der Südsee. Und von dort hat er einen ganzen Sack voll einbalsamierter Neuseeländerköpfe mitgebracht, lauter Kuriositäten. Und die hat er alle bis auf einen verkauft, und den will er heute Abend verhökern, weil doch morgen Sonntag ist. Und wenn die Leute in die Kirche gehen, dann kann er doch den Kopf nicht auf der Straße anbieten. Vergangenen Sonntag habe ich ihn gerade noch im letzten Augenblick erwischt, als er eben mit vier Köpfen, schön wie Zwiebeln auf einer Schnur aufgereiht, aus dem Haus wollte.« Der Bericht klärte das Geheimnis auf und bewies, dass der Wirt mir wenigstens keinen Bären aufgebunden hatte – aber andererseits, was sollte ich von einem Harpunier halten, der sich bis in den heiligen Sonntag hinein auf der Straße herumtrieb, um seinen kannibalischen Geschäften nachzugehen und Köpfe von toten Heiden anzubieten?

»Glauben Sie mir, Herr Wirt, der Harpunier ist ein gefährlicher Bursche.«

»Immerhin, er zahlt pünktlich«, war die Antwort.

»Kommen Sie, es ist spät. Es ist ein schönes, ein breites Bett. Los, ich mache Ihnen Licht.« Damit zündete er eine Kerze an, reichte sie mir und wollte schon vorangehen. Aber ich zögerte noch. Er sah auf die Uhr in der Ecke: »Was? Schon Sonntag?«, rief er erstaunt. »Da werden Sie den Harpunier heute Nacht nicht mehr zu Gesicht kriegen. Der hat irgendwo Anker geworfen. Also, vorwärts jetzt! Oder wollen Sie nicht?«

Einen Augenblick stand ich noch da, dann stiegen wir die Treppe hinauf. Die Kammer war zwar eiskalt, aber das Bett, das drinnen stand, war so groß, dass tatsächlich vier Harpuniere bequem Platz gefunden hätten.

»So«, sagte der Wirt und stellte die Kerze auf eine alte Seekiste, die als Waschtisch und Esstisch diente, »jetzt machen Sie sich's bequem. Gute Nacht.« Als ich mich umwandte, war der Wirt schon verschwunden.

Ich schlug die Decke zurück und beugte mich über das Bett. Elegant war es nicht, aber es sah ordentlich aus. Dann sah ich mich in der Kammer um. Außer Bett und Tisch war kein anderes Möbelstück zu erblicken, nur ein grob gezimmertes Bord, die vier Wände und ein tapezierter Kaminschirm mit einem Mann darauf, der einen Wal erlegte. In einer Ecke auf dem Fußboden lag eine Hängematte, dazu ein Seesack, der die Kleider des Harpuniers enthielt. Ferner lag auf dem Kaminsims ein Bündel fremdländischer, beinerner Angelhaken, und am Kopfende des Bettes stand eine lange Harpune.

Doch was lag dort auf der Seekiste? Ich nahm es

in die Hand und hielt es nahe ans Licht, befühlte es, beroch es und suchte herauszubekommen, was es wohl sein mochte. Es ließ sich am ehesten noch mit einer großen Fußmatte vergleichen, die an den Kanten mit klingenden Stäbchen verziert war. In der Mitte befand sich ein Loch oder vielmehr Schlitz wie bei einem südamerikanischen Poncho. War es denn wirklich denkbar, dass ein ehrlicher Harpunier sich eine Fußmatte über den Kopf zog und in dieser Aufmachung durch die Straßen einer christlichen Stadt stolzierte! Ich steckte meinen Kopf durch den Schlitz, um es selbst einmal auszuprobieren. Das Gewicht drückte mich nieder, so ungewöhnlich zottig und dicht war das Gewebe und auch ein wenig feucht, als hätte es der geheimnisvolle Harpunier an einem regnerischen Tag getragen. Ich besah mich in dem Spiegelscherben an der Wand. Ein unvergesslicher Anblick! Hastig befreite ich mich wieder von der Matte und verrenkte mir dabei fast den Hals.

Ich setzte mich auf die Bettkante und dachte über den Kopfhändler und Harpunier nach. Dann stand ich auf, legte meine Jacke ab, stellte mich mitten ins Zimmer und dachte immer noch nach. Doch dann wurde mir kalt, und da der Wirt gesagt hatte, der Harpunier werde wohl in dieser Nacht nicht mehr zurückkehren, zog ich mir rasch Stiefel und Hose aus, löschte das Licht, fiel ins Bett und empfahl mich dem Schutz des Himmels.

Ob die Matratze mit Maiskolben gefüllt war oder mit Topfscherben, darüber schweige ich mich aus. Jedenfalls wälzte ich mich unruhig hin und her und

konnte lange nicht einschlafen. Endlich fiel ich doch in einen leisen Schlummer und war schon beinahe tief eingeschlafen, als ich auf dem Flur schwere Schritte hörte. Unter der Tür drang ein schwacher Lichtschimmer in die Kammer.

»Gott steh mir bei«, dachte ich, »das muss der Harpunier sein, der höllische Kopfhändler.« Ich lag mäuschenstill da und beschloss, kein Sterbenswörtlein zu sagen, bis er mich anredete. Ein Licht in der einen Hand, in der anderen den bekannten Neuseeländerkopf, so trat der Fremde ins Zimmer. Dann stellte er, ohne einen Blick aufs Bett zu werfen, die Kerze in eine entfernte Ecke auf den Boden und machte sich an dem schon erwähnten Seesack zu schaffen. Ich wollte unbedingt sein Gesicht sehen, aber er hielt es abgewendet, während er an dem Seesack herumnestelte.

Als der Sack endlich offen war, wandte er sich um. Gott im Himmel, welch ein Anblick! Was für ein Gesicht! Dunkles Gelb mit Purpur, dazwischen große, schwärzliche Vierecke! Also doch: ein grauenvoller Bettgenosse! Der war natürlich bei einer Messerstecherei, wo man ihm das Gesicht so grausam zugerichtet hatte; und jetzt kommt er eben vom Wundarzt. Doch in diesem Augenblick drehte er sich zufällig so, dass das Licht voll auf sein Gesicht fiel. Ich sah nun deutlich, dass die Quadrate keine Wundpflaster sein konnten. Es waren einfach Flecken, über deren Herkunft ich mir allerdings auch nicht im klaren war. Dann aber erinnerte ich mich an eine Geschichte von einem weißen Mann, einem Walfänger übrigens, der den Kannibalen in die

Hände gefallen und von ihnen tätowiert worden war. Vielleicht war das auch dem Harpunier auf seinen weiten Reisen zugestoßen. Und wenn schon, dachte ich mir, unter jeder Haut kann ein anständiger Kerl stecken. Aber wie sollte ich mir die ungewöhnliche Hautfarbe rings um die dunklen Flecken erklären? Vielleicht ein tropischer Sonnenbrand, gewiss, aber ich hatte nie gehört, dass ein Sonnenbrand einen weißen Mann in einen purpurgelben verwandelt. Allerdings war ich noch nie in der Südsee gewesen. Wohl während mir all diese Gedanken blitzschnell durch den Kopf schossen – möglich, dass die Sonne dort solch eigenartige Farbenspiele hervorruft –, nahm der Harpunier überhaupt keine Notiz von mir. Als er seinen Seesack mit vieler Mühe endlich geöffnet hatte, wühlte er darin herum und zog dann eine Art Tomahawk⁵ und einen Beutel aus Seehundfell hervor. Beides legte er auf die alte Kiste in der Mitte Kammer, packte dann den Neuseeländerkopf, das grausige Ding, und stopfte ihn in den Sack. Als er seinen Hut, eine Art Zylinder, abnahm, da hätte ich vor Überraschung beinahe laut geschrien: Sein Kopf war völlig kahl, nur über der Stirn hatte er eine kleine Skalplocke, kaum der Rede wert. Der purpurrote Glatzkopf sah beinahe wie ein vermodernder Totenschädel aus. Wenn mir der Fremde nicht den Weg zur Tür versperrt hätte, ich wäre auf und davon gelaufen. Ich dachte sogar einen Augenblick daran, durch das Fenster zu entweichen, aber das Zimmer lag im zweiten Stock.

Ich bin kein Feigling. Aber der purpurrote Bur-

sche, dieser Kopfhändler, erschien mir zu dieser mitternächtlichen Stunde wie der Teufel. Ich hatte tatsächlich solche Angst, dass ich es nicht über mich brachte, ihn anzusprechen und ihn zu fragen, was das alles bedeuten sollte.

Indessen zog er sich weiter aus, bis auch Brust und Arme zum Vorschein kamen. So wahr ich lebe, sein ganzer Körper war genauso gefleckt wie sein Gesicht; auch der Rücken war übersät mit den dunklen Quadraten, als wäre er mit knapper Not und mit einem Hemd aus Wundpflastern dem Dreißigjährigen Krieg entronnen. Selbst seine Beine waren gezeichnet, als kletterte eine Schar von grünen Fröschen an den Stämmen junger Palmen empor.

Jetzt war mir alles klar: Der Kerl musste ein gräulicher Wilder sein, der in der Südsee an Bord eines Walfängers gelangt und auf diese Weise in unser christliches Land geraten war. Ich schauderte, wenn ich nur daran dachte. Und noch dazu mit Köpfen handeln, vielleicht gar mit den Köpfen seiner eigenen Brüder! Womöglich gefiel ihm auch der meine – und dann noch dieser Tomahawk!

Doch ich hatte gar keine Zeit mehr, meine Gedanken weiterzuspinnen, denn nun tat der Wilde etwas, was meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und mich endgültig überzeugte, dass ich einen Heiden vor mir hatte. Er nahm seine schwere Seemannsjacke vom Stuhl, wühlte in den Taschen herum und brachte schließlich ein merkwürdiges, buckliges Figürchen zum Vorschein, so schwarz wie ein drei Tage altes Kongo-Baby. Im Hinblick auf den einbalsamierten Kopf glaubte ich zunächst, die

Puppe sei vielleicht tatsächlich ein präparierter, echter Säugling. Als ich aber sah, dass es nur ein Stück polierten Ebenholzes war, schloss ich, dass es wohl ein Götzenbild aus Holz sein müsse, und damit hatte ich schließlich recht. Denn nun trat der Wilde an den leeren Kamin heran, schob den Schirm zur Seite und stellte seinen buckligen Götzen wie einen Kegelkönig zwischen die beiden Feuerböcke. Die Wände und Backsteine im Inneren waren so ver-rußt, dass sie einen passenden Hintergrund, eine Art Kapelle für den kleinen Kongo-Götzen abgaben.

Ich fühlte mich etwas unbehaglich, aber ich konnte kein Auge abwenden, denn ich musste sehen, was jetzt geschah. Zuerst nahm er zwei Handvoll Sägespäne aus seiner Jackentasche und streute sie andächtig dem Götzen zu Füßen, dann legte er obendrauf ein Stück Schiffszwieback und setzte mit der Kerze die Späne in Brand, bis das Opferfeuer aufflammte. Dann zog er, nicht ohne sich die Finger zu versengen, den Zwieback aus der Glut, reinigte ihn sorgfältig und hielt ihn dem kleinen Götzen hin. Das Teufelchen schien aber nicht den geringsten Appetit zu haben, denn es bewegte nicht einmal die Lippen. Das ganze Zeremoniell begleitete der Wilde mit merkwürdigen Kehllauten, möglicherweise einem Gebet oder irgendeinem heidnischen Sing-sang. Dabei zuckte sein Gesicht ganz eigenartig. Als er das Feuer schließlich gelöscht hatte, packte er ohne Umstände den Götzen und stopfte ihn höchst unfeierlich wieder in die Jacke. Der ganze Hokuspo-kus war nicht dazu angetan, mich zu beruhigen, und da ich jetzt merkte, dass er sich anschickte, ins

Bett zu steigen und das Licht zu löschen, hielt ich den Augenblick für gekommen, etwas zu unternehmen.

Doch während ich noch überlegte, nahm er den Tomahawk vom Tisch, prüfte flüchtig das eine Ende und hielt es an die Flamme, und schon paffte er Wolken von Tabaksqualm in die Luft. Im nächsten Augenblick erlosch die Flamme, und der wüste Kannibale sprang, mit seinem Tomahawk im Mund, zu mir ins Bett. Ich stieß einen Schreckensschrei aus, und schon begann er unter verwundertem Grunzen nach mir zu tasten.

Ich stammelte noch etwas Unverständliches, rollte mich zur Wand und beschwor ihn, wer er auch sei, still liegenzubleiben und mir zu gestatten, das Licht wieder anzumachen. Die gurgelnden Laute, mit denen er mir antwortete, überzeugten mich, dass er mich überhaupt nicht verstanden hatte.

»Wer-är Teufel du?«, knurrte er endlich. »Du nicht sprächen – vårdammt-rr, ich dich totschrärr«, und schon sah ich den qualmenden Tomahawk über mir.

»Herr Wirt! Um Gottes willen, Peter Coffin!«, schrie ich. »Wirt! Hilfe! Coffin! Ihr Engel Gottes! Helft mir!«

»Redä-rr! Wer-är du sein, oder dich totschrägä-rr«, knurrte er von neuem, während bei dem scheußlichen Herumgefuchtel mit dem Tomahawk die Asche herumflog, sodass ich schon fürchtete, das Bettzeug könnte Feuer fangen. Doch Gott sei Dank, in diesem Augenblick erschien der Wirt mit ei-

ner Kerze in der Hand. Ich sprang auf und stand schon neben ihm.

»Keine Angst«, sagte er und grinste schon wieder so infam. »Quiqueg wird Ihnen kein Haar krümmen.«

»Hören Sie doch endlich auf zu grinsen!«, schrie ich ihn an. »Und warum haben Sie mir nicht gesagt, dass der Höllen-Harpunier ein Menschenfresser ist?«

»Ich dachte, Sie wüssten das längst. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass er mit Köpfen hausieren geht. Aber jetzt marsch ins Bett und gut geschlafen! Und du, Quiqueg, hast mich verstanden, der Mann schlafen mit dir.«

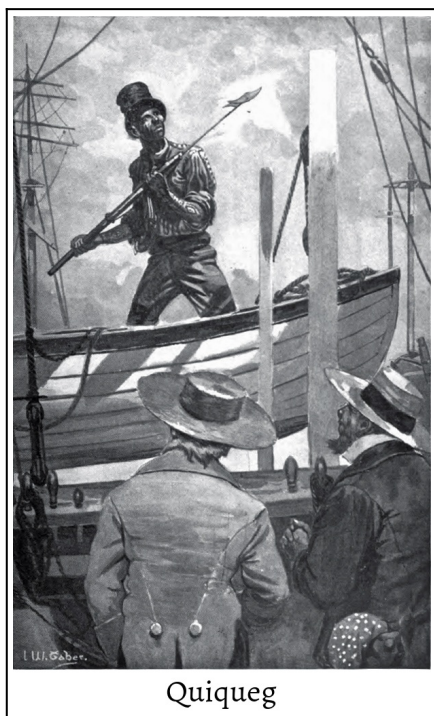
»Verstanden genug«, grunzte der und stieß gewaltige Rauchwolken aus.

»Du in Bätt-rr«, fügte er hinzu und wandte sich an mich und schlug die Decke zurück, das alles auf freundliche und durchaus menschliche Weise. Ich stand noch einen Augenblick da und betrachtete ihn, und da fand ich, dass er eigentlich ein ganz appetitlicher, netter Menschenfresser war, trotz all seiner Tätowierungen. Ich hatte allen Grund, mich ein wenig zu schämen. Lieber ein nüchterner Menschenfresser als ein betrunkenener Christ, dachte ich bei mir.

»Herr Wirt«, sagte ich, »er soll doch seinen Tomahawk ausmachen oder die Pfeife. Kurzum, er soll aufhören zu rauchen. Dann will ich mit ihm schlafen. Ich kann es nicht ausstehen, wenn einer im Bett raucht, gefährlich ist es auch.«

Quiqueg war sofort einverstanden und lud mich

nochmals aufs freundlichste ein, ins Bett zu steigen, und dabei drückte er sich ganz hinaus auf seine Seite, als wolle er sagen, keine Angst, ich tu' dir nichts.



Quiqueg

»Gute Nacht, Wirt, Sie können jetzt gehen«, sagte ich.

Ich kroch ins Bett und schlief wie nie zuvor.

Jetzt fielen mir auch die Ereignisse des vergangenen abends wieder ein, und ich empfand meine eigenartige Lage. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir nun auch, mich von dem Arm zu befreien. Quiqueg grunzte und schüttelte sich wie

ein Neufundländer.

Als ich beim Morgengrauen aufwachte, lag Quiquegs Arm liebevoll und zärtlich über mich gebreitet. Endlich, nach krampfhaften Schlangenbewegungen, um mich freizuwinden, erreichte ich, dass er grunzend den Arm wegzog, sich wie ein Neufundländer, der eben aus dem Wasser kommt, schüttelte und sich stocksteif im Bett aufsetzte. Er rieb sich die Augen und sah mich an, als entsänne er sich nicht recht, wie ich eigentlich hierhergekommen sei. Unterdessen lag ich ganz still und betrachtete mir dieses merkwürdige Produkt der Schöpfung sehr genau, denn ich hatte keine Angst mehr vor ihm. Als er sich endlich über seinen Schlafkameraden im klaren zu sein schien und gegen meine Anwesenheit nichts Besonderes einzuwenden hatte, sprang er mit einem Satz aus dem Bett und gab mir durch Zeichen und Laute zu verstehen, falls es mir recht sei, wolle er sich zuerst anziehen und mir dann die ganze Kammer für meine eigene Toilette überlassen. Quiqueg, dachte ich, wenn man alle Umstände in Betracht zieht, ist das eigentlich ein recht manierliches Angebot.

Mit dem Ankleiden fing er von oben an, indem er sich seinen riesigen Zylinder aufstülpte. Dann machte er, noch immer ohne Hose, Jagd auf seine Stiefel. Als nächstes kam – warum, weiß nur der liebe Himmel –, dass er sich, die Stiefel in der Hand und den Zylinder auf dem Kopf, unters Bett verkroch. Endlich kam er wieder zum Vorschein, den stark verbeulten Zylinder bis über die Augen verrutscht. Die ganze Kammer knarrte, wie er so um-

herhumpelte, denn die Stiefel waren ihm noch ungewohnt. Die ersten Schritte in dem feuchten, eingeschrumpften Schuhwerk, das bestimmt nicht nach Maß angefertigt war, müssen ihm an diesem bitterkalten Morgen schwergefallen sein.

Dann begann er mit der Morgenwäsche. Jeder normale Christenmensch hätte sich zu so früher Morgenstunde zuerst das Gesicht gewaschen. Zu meiner Verwunderung beschränkte sich Quiqueg darauf, Brust, Arme und Hände abzuspülen. Dann zog er Hose und Weste an, nahm vom Mitteltisch, der zugleich Waschtisch war, sein Stück Seife, tauchte es ins Wasser und seifte sich das Gesicht ein. Ich war neugierig, wo er sein Rasiermesser haben mochte. Doch siehe da, er holte die Harpune aus der Ecke am Bett, und nachdem er die hölzerne Scheide entfernt hatte, wetzte er die Stahlspitze am Leder seiner Stiefel. Nun trat er vor die Glascherbe, die den Spiegel ersetzte, und schabte, vielmehr harpunierte sich beide Wangen. Quiqueg, dachte ich, du hast es heraus, wie man mit hochwertigen Stahlwaren umgeht. Später allerdings, als ich aus eigener Erfahrung wusste, aus was für feinem Stahl die Harpunenspitze geschmiedet ist und wie haarscharf die langen, glatten Schneiden sind, wunderte ich mich nicht mehr.

Er war rasch fertig, und in seiner derben Lotsenjacke stolzierte er erhobenen Hauptes hinaus, wobei er seine Harpune wie einen Marschallstab schwang.

Nicht lange darauf ging auch ich hinunter ins Gastzimmer und redete den schmunzelnden Wirt

freundlich an. Ich hegte keinen Groll mehr gegen ihn, obwohl er mir mit diesem Schlafgenossen einen üblen Streich hatte spielen wollen.

In der Schankstube wimmelte es schon von den Logiergästen, die am Abend vorher einer nach dem anderen heimgekommen waren und die ich noch nicht richtig in Augenschein genommen hatte. Fast alle waren Walfänger: Steuerleute,⁶ und Steuer-mannsmaate⁷ Schiffszimmerleute und -küfer, Schiffsschmiede und Harpuniere, eine Ansammlung von sonnengebräunten, wetterharten Kerlen mit zottigen Bärten, ungeschoren und struppig.

»Schaffen, Schaffen! Alle her!«, rief jetzt der Wirt und forderte uns damit nach Seemannsart zum Essen auf. Er riss die Tür auf, und alles drängte zum Frühstück.

Als wir uns gesetzt hatten, freute ich mich auf ein paar gute Geschichten vom Walfang, doch zu meinem größten Erstaunen herrschte an der Tafelrunde tiefstes Schweigen. Alle machten verlegene Gesichter. Es war eine ganze Bande von Seebären, die ohne viel Federlesens gewaltigen Walen zu Leibe gerückt waren und sie, ohne mit der Wimper zu zucken, im Zweikampf erledigt hatten. Und jetzt saßen sie hier beieinander am Frühstückstisch, Männer des gleichen Gewerbes, der gleichen Neigungen, und glotzten einander an wie blöde Schafe, die nie über ihre Hürden hinausgekommen waren.

Und Quiqueg? Nun, Quiqueg saß auch da, durch reinen Zufall sogar oben an der Tafel, gleichgültig wie ein Eiszapfen. Seine Manieren waren nicht ge-

rade die besten. Er hatte seine Harpune mit zum Frühstück gebracht und langte damit ohne Umstände aber den Tisch und angelte sich so die Beefsteaks, wobei einige Tischgenossen in Gefahr gerieten, aufgespießt zu werden. Nach dem Frühstück ging er mit den anderen in die Gaststube zurück, zündete seine Tomahawk-Pfeife an und saß, den unvermeidlichen Zylinder auf dem Kopf, in aller Seelenruhe schmauchend da, während ich mich zu einem kleinen Bummel durch die Stadt aufmachte.

Bald kehrte ich in den »Blasenden Wal« zurück und fand dort nur noch Quiqueg vor. Er saß auf einer Bank neben dem Ofen, die Füße am Feuerloch. Er hielt seinen kleinen Negergötzen in der Hand, sah ihm scharf ins Gesicht und schnipste mit einem Taschenmesser behutsam an seiner Nase herum, wobei er vor sich hinsummte. Da er sich von mir gestört sah, legte er den Fetisch beiseite. Nach einer Weile trat er an den Tisch, nahm ein dickes Buch zur Hand, legte es auf den Schoß und begann mit konzentrierter Aufmerksamkeit die Seiten zu zählen. Etwa bei jeder fünfzigsten Seite hielt er eigenen Augenblick inne und blickte mit einem langen gurgelnden Pfiff, der verwundert klang, um sich. Dann begann er die nächsten fünfzig Seiten zu zählen, wobei er jedes Mal wieder mit eins anfang, als könne er nicht über fünfzig zählen.

Und weil es allmählich viele fünfzig wurden, staunte er über die Dicke des Buches.

Ich beobachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Obwohl er ein Wilder war und sein Gesicht gräulich entstellt hatte, fand ich in seinen Zügen etwas

durchaus Ansprechendes. Durch all diese unheimlichen Tätowierungen hindurch erkannte ich, dass er ein zwar einfaches, aber redliches Herz hatte. In seinen großen schwarzen Augen leuchtete ein kühnes Feuer, als fürchte er keine tausend Teufel. Seine Haltung drückte so viel Hoheit aus, dass selbst sein etwas linkisches Wesen sie nicht beeinträchtigen konnte. Er sah aus wie einer, dessen Würde noch nie angetastet worden war und der niemandem etwas schuldig ist. Lag es an seinem kahlgeschorenen Kopf, der die Stirn freier und klarer hervortreten ließ und die sich daher stärker wölbte? Das wage ich nicht zu entscheiden. So lächerlich es klingt, er erinnerte mich an General Washingtons Kopf, wie man ihn auf den bekannten Büsten sieht. Quiqueg war ein ins Kannibalische übertragener George Washington.

Während ich ihn genau beobachtete und dabei vortäuschte, zum Fenster hinauszuschauen, beachtete er mich mit keinem einzigen Blick. Er schien völlig vertieft und zählte die Seiten seines Wunderbuches. Wenn ich mir vorstellte, wie gemütlich wir zusammen geschlafen hatten, kam mir seine Gleichgültigkeit recht sonderbar vor. Es war mir aufgefallen, dass Quiqueg keinerlei Umgang mit den Seeleuten in dem Gasthof hatte. Er drängte sich niemandem auf; anscheinend lag ihm nichts daran, Bekanntschaften zu machen. Alles das berührte mich höchst eigenartig. Und doch lag in seinem Verhalten etwas ausgesprochen Würdevolles. Da war ein Mensch einige zwanzigtausend Meilen von seiner Heimat entfernt unter Menschen geraten, die ihm so fremd

sein mussten, als befände er sich auf dem Jupiter. Dabei war er von einer großartig unbefangenen Heiterkeit und begnügte sich mit seiner eigenen Gesellschaft.

Hier saß ich nun in dieser einsamen Stube. Das Feuer hatte mit seiner ersten starken Hitze die Luft erwärmt und war nun niedergebrannt. Abendschatten huschten wie Geister um die Fenster und blickten zu uns beiden Einsamen herein. Draußen tobte der Sturm und schwoll zu feierlichem Orgelgebraus an; mir wurde seltsam zumute. Ein zärtliches Gefühl stieg in mir auf. Mein wundes Herz wütete nicht mehr gegen diese Welt. Dieser Wilde hatte mich durch seine Sanftheit mit ihr ausgesöhnt. Wie er so gleichmütig dasaß, enthüllte sich sein Wesen, das frei war von aalglatten Heucheleien und süßstüenden Falschheiten. Ich fühlte mich auf geheimnisvolle Weise zu ihm hingezogen. Gerade das, was andere abgestoßen hätte, zog mich am stärksten zu ihm hin. Ich rückte meine Bank näher und bemühte mich, auf freundliche Weise mit Zeichen und Worten eine Unterhaltung anzubahnen. Zunächst beachtete er meine Versuche kaum, erst als ich seine Gastlichkeit in der Nacht erwähnte, brachte er zögernd die Frage heraus, ob wir wieder Schlafkammeraden sein würden. Als ich dies bejahte, kam es mir vor, als freue er sich darüber und fühle sich sogar ein wenig geschmeichelt.

Dann blätterten wir zusammen in dem Buch, und ich gab mir Mühe, ihm zu erklären, was da gedruckt stand und was die Bilder bedeuteten. Damit hatte ich bald sein Interesse geweckt, und wir ver-

ständigten uns, so gut es ging, über alle möglichen Sehenswürdigkeiten dieser berühmten Stadt. Nach einer Weile schlug ich vor, dass wir eine Pfeife zusammen rauchen sollten. Er zog seinen Tabaksbeutel und Tomahawk hervor und bot mir wortlos den ersten Zug an. So saßen wir gemütlich beieinander.

Während unserer gemeinsamen vergnügten Raucherei wurden wir gute Freunde. Offenbar fühlte er sich zu mir ebenso natürlich und spontan hingezogen wie ich mich zu ihm. Als wir genug geraucht hatten, drückte er seine Stirn gegen die meine, umarmte mich und sagte, nun seien wir ein Paar, was in der Sprache seines Landes besagte, wir seien ab nun Busenfreunde, und er wolle gern für mich sterben, wenn es notwendig werden sollte. Bei einem Landsmann wäre es verfrüht gewesen, einem so plötzlich aufflammenden Freundschaftsgefühl zu trauen; diesem kindlich naiven Wilden gegenüber aber war diese Vorsicht unangebracht. Nach dem Abendessen rauchten und schwatzten wir wieder und gingen dann miteinander in unsere Kammer. Er schenkte mir seinen einbalsamierten Kopf, dann holte er seinen riesigen Tabaksbeutel, stöberte darin herum und förderte dreißig Silberdollar ans Tageslicht. Die zählte er auf den Tisch, teilte sie ohne weiteres in zwei gleiche Teile und schob mir die eine Hälfte zu: Die gehöre mir. Ich wollte Einwände machen, aber sie nutzten nichts, denn er schüttete das Geld einfach in meine Hosentasche, und ich ließ es dabei bewenden. Dann bereitete er sich auf das Abendgebet vor, holte seinen Götzen aus der Tasche und schob den Kaminschirm beiseite. Als er

fertig war, zogen wir uns aus und gingen zu Bett, in Frieden mit unserem Gewissen und der ganzen Welt. Bevor wir einschliefen, schwatzten wir noch ein Weilchen.

Quiqueg stammte aus Rokovoko, einer Insel in der fernen Südsee. Sie ist auf keiner Karte verzeichnet; die richtigen Orte stehen nie darauf.

Schon ganz früh regte sich in Quiquegs kühner Seele die Sehnsucht, von der Welt der Christen etwas mehr zu sehen als nur dann und wann ein paar Exemplare von Walfängern. Sein Vater war ein großer Häuptling, ein König; sein Onkel war ein Hohepriester, und mehrere Tanten mütterlicherseits waren mit unbesiegbaren Kriegern vermählt. In seinen Adern floss adeliges Blut, das Blut von Königen.

Ein Segler aus Sag Harbor lief eines Tages die Insel an, und Quiqueg erbot sich, die Fahrt zu den christlichen Gestaden mitzumachen. Da die Mannschaft jedoch schon vollzählig war, wurde er abgewiesen, und selbst der Einfluss seines königlichen Vaters konnte daran nichts ändern. Da legte Quiqueg ein Gelübde ab. Ganz allein in seinem Kanu paddelte er zu einer entfernten Meerenge hinaus, die das Schiff beim Auslaufen passieren musste. Auf der einen Seite lag ein Korallenriff, auf der anderen eine niedrige, bis ins Wasser hinein von Mangroven dickicht überwachsene Landzunge. In diesem Dickicht versteckte er sich, den Bug des Kanus seawärts gerichtet, und wartete achtern im Boot, das Paddel schlagbereit. Als das Schiff vorüberglitt, schoss er wie ein Pfeil hervor, ging längsseits, brachte sein Kanu mit einem Fußtritt zum Sinken

und zog sich an den Ketten hinauf an Bord. Er warf sich der Länge nach aufs Deck, klammerte sich an einem Ringbolzen fest und schwor, er werde das Eisen nicht loslassen – und wenn sie ihn in Stücke hackten.

Der Kapitän drohte vergebens, er werde ihn über Bord werfen, ein Entermesser wurde über seinen bloßen Handgelenken geschwungen. Aber Quiqueg war ein Königssohn, Quiqueg rührte sich nicht von der Stelle. Beeindruckt von seiner Furchtlosigkeit, ließ sich der Kapitän erweichen und erteilte ihm die Erlaubnis, an Bord zu bleiben.

Die Kapitänskajüte allerdings bekam dieser fürstliche junge Wilde, dieser Kronprinz der Südsee, nie zu sehen. Er wurde unter die Matrosen eingereiht und lernte den Walfang. Doch Quiqueg betrachtete dies keineswegs als Schande, wenn er sich dadurch nur die Möglichkeit erwerben konnte, seinen rückständigen Landsleuten das Heil zu bringen. Denn im Grunde, so versicherte er mir, war er von dem tiefen Wunsche beseelt, sich unter den Christen Kenntnisse anzueignen, um seinem Volk ein glücklicheres und besseres Leben zu lehren. Leider aber gewann er bei den Walfängern bald die Überzeugung, dass selbst Christenmenschen sowohl unglücklich wie auch schlecht sein können. Und so lebte er, seinem alten Heidenglauben treu, unter Christenmenschen, deren Kleider er trug und deren Kauderwelsch er nachzuahmen versuchte.

Ich wollte dahinterkommen, ob er nicht beabsichtige, wieder heimzukehren und sich zum König krönen zu lassen, da sein Vater, nach den letzten

Nachrichten bereits sehr alt und gebrechlich, inzwischen wohl längst gestorben war. Nein, erwiderte er, noch denke er nicht daran. Er setzte hinzu, er fürchte, das Christentum oder vielmehr die Menschen, die sich Christen nennen, hätten ihn untauglich gemacht, den reinen und makellosen Thron zu besteigen, auf dem dreißig Könige vor ihm gesessen hatten. Zu gegebener Zeit allerdings, fügte er hinzu, wolle er heimkehren, doch erst müsse er sich wieder dazu berufen fühlen. Und so wolle er vorläufig noch umherkreuzen und sich auf allen vier Weltmeeren die Hörner abstoßen. Man hatte einen Harpunier aus ihm gemacht, und das Hakeneisen verttrat bei ihm vorläufig das Zepter.

Ich erkundigte mich nach seinen Plänen für die nächste Zeit. Er wollte wieder zur See und sein altes Gewerbe, den Walfang, ausüben. Darauf erklärte ich ihm, das sei auch meine Absicht. Ich hätte vor, auf einem Walfänger anzuheuern, und zwar in Nantucket; das sei für einen abenteuerlustigen Walfänger der aussichtsreichste Hafen. Sogleich entschloss er sich, mich zu begleiten, auf demselben Fahrzeug anzuheuern und Wache, Boot und Tisch mit mir zu teilen, kurz, Hand in Hand mit mir in beiden Welten sein Glück zu wagen. Erfreut stimmte ich zu; denn abgesehen von der Zuneigung, die ich jetzt für ihn hegte, war Quiqueg ein erfahrener Harpunier und konnte mir als solcher nur sehr nützlich sein, da ich von den Geheimnissen des Walfangs keine Ahnung hatte, wenn ich auch auf See kein Neuling mehr war.

Als ihm mit dem Stoff seiner Lebensgeschichte

auch seine Pfeife ausgegangen war, umarmte mich Quiqueg, presste seine Stirn gegen die meine, und wir bliesen das Licht aus, worauf jeder auf seine Seite hinüberrollte. Bald schliefen wir beide tief.

Am nächsten Morgen, am Montag, verkaufte ich zunächst den einbalsamierten Kopf als Perückenstock an einen Barbier, dann beglich ich unsere beiden Rechnungen, allerdings mit dem Geld meines Kameraden. Dem schmunzelnden Gastwirt und den anderen Gästen machte die über Nacht entstandene Freundschaft zwischen mir und Quiqueg offensichtlich diebischen Spaß, vor allen Dingen, da ich mich anfangs durch Peter Coffins Schauergeschichten über meinen jetzigen Freund ins Bockshorn hatte jagen lassen.

Wir borgten uns einen Schubkarren, auf den wir unsere Siebensachen verstauten, meine armselige Reisetasche sowie Quiquegs Seesack und seine Hängematte, und hinunter ging's an den Kai, wo die »Moss«, der kleine Schoner, festgemacht hatte, der als Postboot zwischen New Bedford und Nantucket verkehrte. Unterwegs gafften uns die Leute an, nicht so sehr Quiquegs wegen – den Anblick von Kannibalen auf den Straßen der Stadt waren sie ja gewohnt –, sondern weil wir so einträchtig nebeneinander schritten. Doch wir kümmerten uns nicht darum.

Abwechselnd schoben wir unseren Karren, und Quiqueg blieb zuweilen stehen, um die Scheide auf seinem Harpunenhaken immer wieder zurechtzuschieben. Ich fragte ihn, warum er dieses lästige Ding mit an Land nehme und ob die Walfangschiffe

nicht alle eigene Harpunen mit sich führten. Seine Antwort war, er hätte eine Vorliebe für seine eigene Harpune. Sie sei aus ausgezeichnetem Material, habe sich in manch tödlichem Kampf bewährt und kenne sich im Herzen der Wale besonders gut aus. Als er mich wieder einmal am Karren ablöste, erzählte er mir eine drollige Geschichte. Bei Hochzeitsfeierlichkeiten pflegen seine Landsleute auf der Insel Rokovoko den aromatischen Saft junger Kokosnüsse in einen großen gefärbten Flaschenkürbis, ähnlich einer Punschterrinen, auszupressen. Dieses Gefäß bildet jeweils in der Mitte der geflochtenen Matte, auf der das Fest abgehalten wird, das Prunkstück. Nun legte einmal ein stattlicher Kaufahrer auf der Reede der Insel an, und der Kapitän wurde zum Hochzeitsfest von Quiquegs Schwester eingeladen, einem niedlichen Prinzeßchen von gerade zehn Jahren. Als nun alle Hochzeitsgäste in der Bambushütte der Braut versammelt waren, stolzierte dieser Kapitän herein und setzte sich auf dem ihn angewiesenen Ehrenplatz gegenüber der Punschbowle zwischen dem Hohenpriester und Seiner Majestät dem König, Quiquegs Vater. Nach dem Tischgebet eröffnete nun der Hohepriester das Mahl mit einer uralten Zeremonie: Er tauchte, ehe der heilige Trunk die Runde machte, Weihe empfangend und Weihe spendend, die Finger in die Schale. Der neben dem Priester sitzende Kapitän sah dieser Zeremonie aufmerksam zu und machte sich daran, sich in der Punschbowle die Hände zu waschen. Er hielt sie wohl für eine zu groß geratene Fingerschale.

Endlich war die Passage bezahlt, unser Gepäck verstaut, und wir standen an Deck des Schoners. Die »Moss« ging unter Segel und glitt den Acushnet hinab, an New Bedford mit seinen terrassenförmig ansteigenden Straßen vorbei; überall glitzerten die bereiften Bäume in der klaren, kalten Luft. Auf den Kais türmten sich die Fässer, und die Walfänger lagen einer neben dem anderen vor Anker. Von manchen erscholl das Hämmern der Zimmerleute, vermischt mit dem Prasseln von Schmiedefeuern, in denen Teer geschmolzen wurde. Der Lärm zeigte an, dass es bald wieder auf Fahrt ging und nach einer langen, gefahrvollen Reise die zweite folgen sollte, nach der zweiten die dritte und so fort.

Weiter draußen auf offenem Wasser frischte die Brise auf, die kleine »Moss« schüttelte sich wie ein schnaubendes Füllen den sprühenden Schaum von der Nase. Gierig sog ich den kräftigen Wind ein, und ich genoss die Großartigkeit des Meeres. Auch Quiegeg berauschte sich an diesem Anblick. Seine dunklen Nasenflügel blähten sich, er zeigte die spitzgefeilten Zähne. Weiter, immer weiter ging es wie im Flug. Stark überliegend schossen wir dahin. Die Schoten⁸ sirrten wie straff gespannter Draht; die beiden hohen Masten bogen sich wie Zuckerrohr, wenn der Sturm darüber fegt. So berauscht waren wir vom Taumel dieses Schauspiels, während wir am stampfenden Bugspriet⁹ standen, dass wir eine ganze Weile die spöttischen Blicke der Passagiere gar nicht bemerkten, einer Rote von Flegeln, die Mund und Nase aufsperrten, nur weil zwei Men-

schen gut Freund miteinander waren. Als ob ein Weißer etwas Vornehmeres wäre als ein weißgekalkter Neger! Es waren allerdings ein paar Tölpel darunter, die – nach ihrer saftigen Grünheit zu schließen – direkt aus dem dichtesten Laubesdickicht stammen mussten. Einen von diesen Grünlingen ertappte Quiqueg dabei, wie er ihn hinter seinem Rücken nachäffte. Ich dachte schon, die letzte Stunde dieses Rüpels habe geschlagen. Quiqueg ließ die Harpune fallen und packte den Lummel. Dann schleuderte er ihn mit seinen sehnigen Armen mit schier unglaublicher Kraft und Gewandtheit hoch in die Luft. Bei seinem Purzelbaum versetzte er ihm auf halbem Weg noch einen leichten Klaps, worauf der Bengel, ganz außer Atem, wieder auf die Füße zu stehen kam, während Quiqueg ihm bereits den Rücken gekehrt hatte und sich seine Tomahawk-Pfeife anzündete, die er mir zu einem Zug hinreichte.

»Käpten, Käpten!«, schrie der Junge und lief in die Richtung des Schiffsoffiziers davon, »Käpten, Käpten, der leibhaftige Teufel ist an Bord!«

»Hallo, Sie da, hm!«, rief der Kapitän, ein hageres Seegerippe, während er auf Quiqueg zustiefelte. »Was zum Donnerwetter soll denn das heißen? Das hätte dem Burschen das Genick brechen können.«

»Was er sagen?«, fragte mich Quiqueg treuherzig.

»Er sagt«, erklärte ich, indem ich auf den immer noch schlotternden Grünschnabel zeigte, »du beinahe Mann kaputtgemacht.«

»Kaputt!«, rief Quiqueg und verzog sein tätowiertes Gesicht zu einer Grimasse abgrundtiefer Verach-

tung. »Pff, so kleine Fisch da. Quiqueg kein kleine Fisch kaputtmachen. Quiqueg nur kaputtmachen große Walfisch.«

»Pass auf!«, wetterte der Kapitän. »Ich dich kaputtmachen, du Kannibale, wenn du mir hier an Bord solche Geschichten anstellst. Nimm dich in acht!«

Doch in diesem Augenblick wurde es für den Kapitän höchste Zeit, sich selber in acht zu nehmen. Unter dem ungeheuren Druck auf das Großsegel war die Luvschot,¹⁰ gebrochen, und der gewaltige Großbaum schlug wie toll hin und her, wobei er über das ganze Achterdeck sauste. Der arme Tropf, dem Quiqueg so übel mitgespielt hatte, wurde dabei über Bord gefegt. Die Mannschaft hatte völlig den Kopf verloren. Den Großbaum¹¹ packen zu wollen, um ihn zu laschen¹² schien Wahnsinn. Wie ein Uhrpendel flog er von rechts nach links hin und her und konnte jeden Augenblick zersplittern. Niemand rührte einen Finger. Es war auch gar nicht möglich, etwas zu unternehmen. Die Leute flüchteten zum Vorschiff.¹³ und starrten von dort auf den Baum, als wäre es der Unterkiefer eines wütend schnappenden Wals. Da ging mitten in der allgemeinen Bestürzung Quiqueg behände in die Knie, kroch unter dem hin und her pendelnden Baum durch und bekam das Tau zu fassen, dessen Ende er an der Reling festlaschte. Das andere Ende wirbelte er wie ein Lasso um den Baum, gerade als ihm dieser über den Kopf hinwegfegte, sodass er, beim nächsten

Ruck abgefangen, wieder festlag. Die Gefahr war behoben. Der Schoner drehte in den Wind, und während die Matrosen das Heckboot klarmachten, sprang Quiqueg, nackt bis zum Gürtel, in kühnem Bogen von der Reling¹⁴ Ungefähr drei Minuten sahen wir ihn schwimmen wie einen Hund, die langen Arme ständig nach vorn stoßend. Immer wieder tauchten seine mächtigen Schultern aus der eiskalten Gischt auf. Ich verfolgte den Prachtkerl mit meinen Blicken, sah jedoch weit und breit niemanden, den er hätte retten können. Der Grünschnabel war untergegangen. Da schnellte Quiqueg senkrecht aus dem Wasser empor, warf einen raschen Blick um sich, worauf er untertauchte und verschwunden war. Nach ein paar Minuten kam er wieder an die Oberfläche, mit dem einen Arm rudern, während der andere eine leblose Gestalt hinter sich herzog. Das Boot nahm die beiden auf, und der arme Tropf war gerettet. Alle Matrosen erklärten, Quiqueg sei ein Mordskerl; der Kapitän bat ihn um Verzeihung. Von dieser Stunde an heftete ich mich wie eine Klette an Quiqueg.

Quiqueg benahm sich, als ob nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre. Er bat lediglich um frisches Wasser, um sich das Salzwasser abwaschen zu können. Nachdem er dies getan hatte, schlüpfte er in trockene Kleider, zündete sich seine Pfeife an, lehnte sich an die Reling und betrachtete gelassen die Umstehenden, als ob er sagen wollte: »In allen Breiten ist die Welt ein Unternehmen auf Gegenseitigkeit, und auch wir Menschenfresser müssen euch

Christen mal zu Hilfe kommen.«

In der Folge ereignete sich nichts von Bedeutung. Nach einer schönen Fahrt liefen wir glücklich im Hafen von Nantucket ein.

Nantucket! Man nehme die Landkarte und sehe es sich an. Man merkt sofort, wie es eine Ecke der Welt ausfüllt; weitab von der Küste steht es einsamer da als der Leuchtturm von Eddystone. Nichts als Düne, kein Hinterland. Spaßvögel behaupten, selbst das Unkraut müsse dort angepflanzt werden, von selber gedeihe es nicht. Zu diesem Zweck würden Disteln aus Kanada eingeführt. Wenn ein Ölfass leck sei, müsse man den Span aus Übersee kommen lassen, denn ein Stück Holz würde durch die Stadt getragen wie in Rom die Splitter vom Kreuze Christi. Die Leute pflanzten sich Pilze vors Haus, um im Sommer wenigstens ein bisschen im Schatten sitzen zu können; ein Grashalm gälte dort als Oase, drei Halme auf einer Tagreise als Prärie; man trage Triebandschuhe wie in Lappland Schneeschuhe. Nantucket ist gänzlich vom Meer eingeschlossen, umgürtet, lückenlos umzingelt, sodass sich angeblich bisweilen sogar an Stühlen und Tischen kleine Muscheln ansetzen wie auf dem Rücken der Schildkröten. Mit all diesen Übertreibungen ist nur gesagt, dass Nantucket kein Illinois ist.

Es gibt eine Sage über die Besiedlung der Insel durch die Rothäute. In uralten Zeiten stieß einst ein Adler an der Küste von Neuengland nieder und entführte in seinen Fängen ein kleines Indianerkind. Mit lautem Wehklagen sahen die Eltern ihr Kind über die weiten Wasser entschwinden. Sie beschlos-

sen, in die gleiche Richtung aufzubrechen, und kamen mit ihrem Kanu nach gefährvoller Fahrt an den Strand einer bis dahin unentdeckten Insel, Nantucket. Und da fanden sie im Sand ein Körbchen mit Knochen, das Gerippe ihres armen Kindes.

Kein Wunder also, dass die auf dieser Insel lebenden Menschen ihren Lebensunterhalt dem Meer abtrotzen. Zuerst fingen sie im Sand Krabben und Seemuscheln; kühner geworden, wateten sie dann mit Makrellennetzen ins Meer hinaus; bald fuhren sie im Boot auf Kabeljaufang, und zuletzt bauten sie eine ganze Flotte großer Segelschiffe und erforschten die weite Welt.

Es war ziemlich spät am Abend, als sich die kleine »Moss« wohlbehalten vor Anker legte und Quiqueg und ich an Land gingen. Wir konnten nichts mehr unternehmen als Abendbrot essen und zu Bett gehen. Der Wirt vom »Blasenden Wal« hatte uns an seinen Vetter Hosea Hussey vom »Trankessel« verwiesen, nach seiner Behauptung Besitzer eines der bestgeführten Gasthöfe in Nantucket. Außerdem hatte er uns versichert, Gevatter Hosea, wie er ihn nannte, hätte eine weithin bekannte Fischküche. Kurz und gut, er hatte durchblicken lassen, es wäre am besten, im »Trankessel« abzusteigen. Nachdem wir eine Weile in der Dunkelheit umhergetappt waren und hin und wieder einen friedlichen Einwohner aus dem Schlummer geklopft hatten, um uns nach dem Weg zu erkundigen, stießen wir schließlich auf einen unübersehbaren Hinweis.

Vor einem altertümlichen Hauseingang baumel-

ten an den Salingen¹⁵ einer ehemaligen Bramstenge¹⁶ zwei riesige, schwarzgestrichene Holzkessel. Nach dem Haus zu waren die Enden der halbmondförmigen Saling¹⁷ abgesägt, sodass die ausgediente Bramstenge einem Galgen verteufelt ähnlich sah. Vielleicht war ich damals für solche Eindrücke besonders empfänglich. Jedenfalls schwante mir nichts Gutes, und ich konnte meinen Blick nicht von diesem Galgen wenden. Ich bekam eine Art Genickstarre, wie ich so zu den beiden Querbalken aufblickte. Jawohl, zwei waren noch da, einer für Quiqueg und einer für mich. Das hat nichts Gutes zu bedeuten, dachte ich mir. Gleich in meinem Ausfahrts-hafen gerate ich an einen Wirt namens Sarg, und hier nun ein Galgen und dazu noch ein Paar schwarze Riesenkegel! Aber warme, verlockende Düfte strömten aus der Küche. »Los, Quiqueg«, sagte ich, »hier sind wir richtig.«

Nach dem Abendessen erhielten wir von Frau Hussey eine Lampe, und sie wies uns den Weg ins Zimmer. Als Quiqueg jedoch vor mir die Treppe hinaufgehen wollte, hielt ihn die Dame mit ausgestrecktem Arm zurück und forderte seine Harpune; Harpunen seien in ihren Fremdenzimmern nicht gestattet.

»Warum denn nicht?«, wollte ich wissen. »Ein richtiger Walfänger schläft doch immer mit seiner Harpune. Warum also nicht?«

»Weil's gefährlich ist«, bekam ich zur Antwort. »Als der junge Stiggs damals von seiner Unglücks-

reise zurückkam, die viereinhalb Jahre gedauert und bloß drei Fass Tran eingebracht hatte, wurde er im Hinterzimmer tot aufgefunden, mit seiner eigenen Harpune zwischen den Rippen. Seitdem darf kein Gast solch gefährliche Instrumente mehr mit aufs Zimmer nehmen. Also, Herr Quiqueg«, sie hatte sich seinen Namen gemerkt, »dieses Eisen nehme ich Ihnen jetzt ab, und morgen früh kriegen Sie es wieder. Und was für eine Suppe möchten Sie morgen zum Frühstück, Muschel oder Fisch?«

»Beides«, entschied ich, »und noch ein paar Bücklinge dazu.«

Im Bett schmiedeten wir Pläne für den nächsten Tag. Zu meiner nicht geringen Überraschung und Bestürzung eröffnete mir Quiqueg, er habe wegen unseres künftigen Schiffes Yoyo, seinen kleinen schwarzen Gott, eingehend befragt. Yoyo habe ausdrücklich darauf bestanden, wir sollten, um uns ein Schiff auszusuchen, nicht beide zusammen an den Hafen hinuntergehen. Yoyo habe ihm dringend eingeschärft, die Wahl unter den dort ankernden Walfängern sollte gänzlich mir allein überlassen bleiben, da er unsere Freundschaft auch weiterhin fördern wolle. Er habe auch schon ein Fahrzeug ausersehen, und auf eben dieses würde ich, Ismael, sofern mir niemand dreinredete, unfehlbar stoßen. Auf diesem Schiff solle ich dann gleich anmustern, vorläufig ohne Rücksicht auf Quiqueg.

Nun gefiel mir dieser Plan Quiquegs oder vielmehr Yoyos ganz und gar nicht. Ich hatte gerade mit Quiquegs Erfahrung gerechnet, dass er für uns den Walfänger aussuchen würde, dem wir unser

Schicksal am sichersten anvertrauen konnten. Doch alle meine Einwände blieben ohne Erfolg, und ich musste mich wohl oder übel dareinfinden. Ich ging also am folgenden Morgen los und ließ Quiegeg mit seinem Yoyo in unserer winzigen Schlafkammer zurück, denn anscheinend war an diesem Tag für die beiden eine Art Ramadan oder Fastenzeit, ein Buß- und Betttag. Und während Quiegeg, seine Tomahawk-Pfeife schmauchend, Enthaltksamkeit übte und sich Yoyo an seinem Opferfeuer aus Spänen gemütlich wärmte, machte ich mich auf den Weg zu den Schiffen im Hafen. Nach längerem Umherlaufen und Fragen auf gut Glück brachte ich schließlich in Erfahrung, dass für uns drei Schiffe in Betracht kämen, klar zur Ausfahrt für eine Reise von drei Jahren: die »Devil-dam«, die »Tit-bit« und die »Pequod«. Wie die »Devil-dam« zu ihrem verruchten Namen kam, weiß ich nicht; Leckerbissen erklärt sich von selbst; und »Pequod« war ein berühmter Stamm der Massachusetts-Indianer, der heute ausgestorben ist. Auf der »Devil-dam« steckte ich die Nase in alle Ecken und Winkel, sprang von ihr mit einem Satz auf die »Tit-bit« hinüber und begab mich dann an Bord der »Pequod«. Hier sah ich mich nur einen Augenblick um, und ich wusste: dieses Schiff und kein anderes.

Der Leser mag im Lauf seines Lebens über mancherlei seltsame Segelschiffe gehört haben, über breitspurige Logger,¹⁸ berghohe, ungeschlachte japanische Dschunken,¹⁹ Galionen²⁰ mit Bäuchen wie Butterfässer – einen so vorsintflutlichen Kasten wie die

gute alte »Pequod« hat er bestimmt noch nicht geschildert bekommen, da wage ich jede Wette. Sie war klein, aber ein Schiff von echtem Schrot und Korn, ein so alter Ladenhüter, dass man bei ihrem Anblick an ein plumpfüßiges Möbelstück denken musste. Von Wind und Wetter aller Weltmeere gebräunt, hatte ihr Rumpf eine dunkle Färbung angenommen. Ihr altehrwürdiger Bug²¹ war schon ganz bärtig. Die Mastbäume²² waren irgendwo an der japanischen Küste gefällt worden, wo die ursprünglichen in einem Taifun über Bord gegangen waren; diese Masten ragten steif in die Luft. Die uralten Decks waren blankgewetzt. Zu all dem kamen noch weitere Eigentümlichkeiten hinzu. Der alte Kapitän Peleg war jahrelang Obersteuermann²³ auf der »Pequod« gewesen, bis er dann ein eigenes Schiff befahlte. Er hatte während seiner langen Dienstzeit als Obersteuermann das an und für sich schon groteske Aussehen der alten Arche noch verstärkt, indem er sie mit sonderbarem Krimskrams ausgestattet hatte. Sie strotzte von Trophäen.

Die unverkleidete, offene Reling war rundherum mit den langen, scharfen Zähnen des Pottwals gespickt, die als Belegnägel,²⁴ dienten. An ihnen wurden die Hanftampen²⁵ festgemacht. Diese Stränge waren nicht etwa durch gemeine Blöcke aus Festlandholz geschoren, sie liefen vielmehr über Rollen aus Meerelfenbein. An ihrem ehrwürdigen Ruder hatte die »Pequod« kein Steuerrad. Statt dessen gab

es eine Pinne²⁶ die aus dem langen, schmalen Unterkiefer ihres Erbfeindes aus einem Stück höchst absonderlich geschnitzt war.

Als ich mich nun auf dem Achterdeck nach einer maßgebenden Persönlichkeit umsah, bei der ich mich für diese Fahrt bewerben konnte, erblickte ich zunächst niemanden. Ich sah bloß ein sonderbares, wigwamartiges Zelt, das hinter dem Großmast aufgeschlagen war, offenbar nur für die Liegezeit im Hafen. Es war ein kegelförmiges, gut zehn Fuß hohes Gebilde aus gewaltigem, länglichem schwarzem Walbein. Mit dem breiten Ende nach unten aufgestellt und kreisförmig zusammengeschnürt, liefen diese Platten gegenseitig schräg aufeinander zu und vereinigten sich an der Spitze zu einem Haarbüschel, wie die Skalplocke eines alten Pottowottamie- Häuptlings. Nach dem Schiffsbug zu hatte das Zelt eine dreieckige Öffnung, der Insasse hatte also eine ungehinderte Sicht nach vorne.

Halb versteckt in dieser wunderlichen Behausung entdeckte ich schließlich einen Mann, der seinem Aussehen nach auf diesem Schiff etwas zu sagen hatte und sich anscheinend gerade eine Arbeitspause gönnte. Er saß auf einem altertümlichen Stuhl aus Eichenholz, der über und über mit krausem Schnitzwerk verziert war und dessen biegsamer festgeflechtener Sitz aus dem gleichen Material wie der Wigwam²⁷ war.

An der äußeren Erscheinung des älteren Mannes da vor mir war nichts besonders Auffälliges. Er war braungebrannt und sehnig wie die meisten alten

Seeleute und trug einen nach Quäkerart geschnittenen blauen Mantel aus Lotsentuch. Um seine Augen lag ein feines, fast unsichtbares Netz von kleinen Fältchen. Bei Leuten, die auf ihren Fahrten etliche schwere Stürme auf Deck erlebt haben, ziehen sich die Muskeln um die Augen ganz eigenartig zusammen. Solche Runzeln bewirken meist einen ziemlich finsternen Gesichtsausdruck.

»Sind Sie vielleicht der Kapitän der ›Pequod‹?«, fragte ich.

»Angenommen, ich sei der Kapitän, was wolltest du dann von ihm?«, fragte er zurück.

»Ich wollte hier anheuern.«

»So, so. Ein Nantucketer bist du nicht, das sehe ich dir an. Schon mal ein aufgeschlitztes Boot erlebt?«

»Nein, Sir.«

»Vom Walfang verstehst du wohl überhaupt nichts, was?«

»Nein, aber das werde ich bald lernen. Ich bin schon ein paarmal auf einem Kauffahrer²⁸ gesegelt, und sicher werde ich...«

»Zum Henker mit deinen Kauffahrern! Komm mir bloß nicht damit. Siehst du dieses Bein da? Kommst du mir noch einmal mit deinen Kauffahrern, dann komme ich dir mit einem Tritt achtern. Kauffahrer, du meine Güte! Bist wohl mächtig stolz, dass du auf einem Frachter gefahren bist. Aber verdammt noch mal, Mensch, warum willst du auf einmal auf Walfang gehn? Junge, Junge, da steckt doch was dahinter, wie? Bist du etwa ein Seeräuber gewe-

sen? Oder hast du deinen letzten Kapitän bemaust? Willst du am Ende die Offiziere abmurksen, wenn wir auf See sind?«

Ich beteuerte meine Unschuld. Es war mir klar, dass sich hinter diesen halb spaßhaften Bemerkungen nur das Vorurteil eines alten Seebären verbarg, der als Quäker von Nantucket allen Fremden mißtraute, die nicht aus seiner Gegend, von Cape Cod oder dem Vineyard stammten.

»Aber was treibt dich denn auf die Walfischjagd? Das muss ich erst wissen, bevor ich mir's überlege, ob ich dich überhaupt anheuern soll.«

»Ich möchte gern sehen, wie es beim Walfang zugeht. Und überhaupt möchte ich etwas von der Welt sehen.«

»Möchtest was erleben, wie? Hast du Kapitän Ahab schon mal zu Gesicht bekommen?«

»Kapitän Ahab? Wer ist das, Sir?«

»Aha, dachte ich mir's doch. Ahab ist der Kapitän dieses Schiffes.«

»Dann habe ich mich geirrt. Ich dachte, ich spräche mit dem Kapitän selbst.«

»Du sprichst mit Kapitän Peleg, damit du's weißt, junger Mann. Kapitän Bildad und ich haben dafür zu sorgen, dass die ›Pequod‹ für die Reise ausgerüstet ist mit allem nötigen Zubehör, einschließlich der Mannschaft. Wir sind nämlich Mitreeder²⁹ und zugleich Makler hier. Doch was ich sagen wollte: Wenn du wissen willst, wie es auf dem Walfang zugeht – das willst du doch –, das kann ich dir erzählen, bevor du dich endgültig verdingst. Schau

dir nur einmal Kapitän Ahab an, der Mann, und es wird dir auffallen, dass er nur noch ein Bein hat.«

»Was wollen Sie damit sagen, Sir? Hat er das andere durch einen Wal eingebüßt?«

»Durch einen Wal eingebüßt? Junger Mann, komm ein bisschen näher: Verschlungen wurde es, aufgefressen, zerknackt und zu Brei zerkaut von einem Pottwal, von dem scheußlichsten Ungeheuer, das je ein Boot in Stücke schlug. Da hörst du's. Ach, mein Gott!«

Bei diesen heftigen Worten wurde mir etwas unbehaglich zumute. Sein Kummer, der sich in dem Seufzer Luft machte, ging mir zu Herzen, doch ich erwiderte so gelassen, wie ich nur konnte: »Was Sie da sagen, Sir, bezweifle ich durchaus nicht. Wie aber sollte ich ahnen, dass es sich bei diesem Wal um ein ganz besonders blutdürstiges Tier handelte? Allerdings hätte mich die bloße Tatsache, dass es überhaupt zu dem Unglück kommen konnte, auf diesen Gedanken bringen müssen.«

»Hör mal, junger Mann, du scheinst etwas schwach auf der Lunge. Du hast so gar nichts von einem Seemannston an dir. Bist du wirklich schon zur See gefahren? Stimmt das ganz sicher?«

»Sir, ich sagte Ihnen doch bereits, dass ich schon viermal auf einem Kauffahrer...«

»Hör bloß davon auf! Was hab' ich dir gesagt? Merk dir's und mach mich nicht wild. Ich kann dieses Gerede nicht ausstehen. Aber, dass wir uns nicht missverstehen: Was Walfang ist, davon habe ich dir einen kleinen Vorgeschmack gegeben. Hast du immer noch Lust dazu?«

»Jawohl, Sir.«

»Also schön. Bist du auch Manns genug, einem lebenden Walfisch die Harpune in den Schlund zu stoßen und dann hinterherzuspringen? Raus mit der Sprache!«

»Jawohl, Sir, falls es sich als notwendig erweisen sollte. Wenn es gar keine andere Möglichkeit mehr gibt, meine ich. Aber ich halte das kaum für wahrscheinlich.«

»Auch gut. Nun willst du aber nicht bloß auf den Walfang, um zu erleben, wie es dabei zugeht, du willst doch außerdem was von der Welt sehen, hast du gesagt? Na eben. Also, dann begib dich mal dort nach vorne, guck mal kurz über die Luv-Reling³⁰ und melde mir, was du siehst.«

Ich wusste zuerst nicht recht, was ich von dieser merkwürdigen Aufforderung halten sollte. War sie wirklich ernst gemeint? Doch Kapitän Peleg zog alle seine Krähenfüße zu einer fürchterlich grimmigen Miene zusammen.

Ich ging nach vorne und schaute über die Luv--Reling. Das mit der heraufkommenden Flut vor Anker pendelnde Schiff lag jetzt mit dem Bug schräg gegen die offene See. Ich schaute ins Grenzenlose. Der Ausblick war eintönig und ganz und gar nicht verlockend.

»Nun, wie lautet die Meldung?«, fragte Peleg, als ich wieder zu ihm trat. »Hast du was gesehen?«

»Nicht gerade viel«, erwiderte ich, »nichts als Wasser. Die Kimm³¹ ist allerdings ziemlich klar, und ich glaube, eine Bö kommt auf.«

»So. – Und was hältst du denn nun von der Welt, die es da zu sehen gibt? Willst du unbedingt um Kap Hoorn herum, um noch mehr davon zu kriegen? Siehst du nicht genug von der Welt von hier aus, wo du stehst?«

Ich wurde etwas schwankend, aber auf Walfang wollte und musste ich nun einmal, und die »Pequod« war so gut wie jedes andere Schiff, mir gefiel es sogar am allerbesten. All das sagte ich Peleg noch einmal. Als er sah, dass ich nicht wankend wurde, erklärte er sich bereit, mich anzuheuern.

»Eigentlich könntest du gleich unterschreiben«, setzte er hinzu, »komm mal mit.« Damit ging er voraus unter Deck in die Kajüte.³²

Da saß nun auf dem Heckbalken eine höchst ungewöhnlich aussehende Gestalt, die mich in Erstauen setzen setzte. Wie sich herausstellte, war es Kapitän Bildad, der wie Kapitän Peleg einen bedeutenden Anteil an der »Pequod« besaß. Die übrigen Anteile befanden sich, wie das in diesen Häfen zuweilen üblich ist, in den Händen einer Anzahl Rentner, Witwen, Halbwaisen und Mündel, von denen jeder etwa den Wert eines Spantkopfes,³³ einer fußbreiten Planke³⁴ oder ein paar lumpiger Nägel am Schiff sein eigen nannte. Auf Nantucket legen die Leute ihr Geld in Walfängern an wie anderswo in mündelsicheren, hochverzinslichen Staatspapieren.

Bildad, wie Peleg und überhaupt viele andere Leute auf Nantucket, war Quäker, da die Insel ursprünglich von dieser Sekte besiedelt worden war.

Und bis auf den heutigen Tag haben ihre Bewohner die Eigenart der Quäker bewahrt. Trotzdem sind einige von diesen Quäkern mit die gewalttätigsten Seeleute und mutigsten Walfischjäger der Welt. Sie sind streitlustig und schrecken auch vor Blutvergießen nicht zurück.

Wie Kapitän Peleg war auch Kapitän Bildad ein wohlhabender Walfänger im Ruhestand. Nur dass Kapitän Peleg nicht das Geringste übrig hatte für das sogenannte Höhere, was er für ausgemachten Quatsch hielt. Im Gegensatz zu ihm war Kapitän Bildad nicht nur von Haus aus im strengsten Nantucketer Quäkerglauben erzogen, sondern hatte sich durch sein ganzes Seemannsleben hindurch nie auch nur einen Fingerbreit vom Tugendpfad seines ererbten Quäkertums abbringen lassen. Leider stand dieser Bildad in dem Ruf, ein unverbesserlicher alter Knauser zu sein, der in seiner Seefahrerzeit als grausamer Leuteschinder gefürchtet war. Auch der Faulste schuftete nur so unter seinen Blicken. Schon in seinem Aussehen merkte man sein nüchternes Wesen. Er hatte einen langen, ausgemergelten Körper, sein Kinn war ohne Bart, sein abgetragener, breitrempiger Hut wirkte erbärmlich.

So sah der Mann aus, den ich auf dem Heckbalken sitzen sah, als ich mit Kapitän Peleg in die Kajüte hinunterging. Da saß also der alte Bildad in dem engen Raum zwischen den Decks, bolzengerade, wie es seine Gewohnheit war, da er sich nie zurücklehnte, um ja seine Rockschoße zu schonen. Sein breitrempiger Hut lag neben ihm, die Beine hatte er steif übereinander geschlagen, den grauen

Rock bis unters Kinn zugeknöpft. Eine Brille auf der Nase, schien er in ein wichtiges Buch vertieft.

»Bildad!«, rief ihn Kapitän Peleg an. »Noch immer dahinter her, was? Seit dreißig Jahren studiert er nun die Heilige Schrift. Wie weit seid Ihr damit gekommen, Bildad?«

Bildad war dergleichen lästerliche Reden von seinem alten Seekameraden offenbar gewohnt. Er schaute, ohne sich um Pelegs Frage zu kümmern, gelassen von seinem Buch auf. Als er mich sah, warf er Peleg einen fragenden Blick zu.

»Er behauptet, wir könnten ihn brauchen«, erklärte Peleg, »er will anheuern.«

»Willst du das wirklich?«, wandte sich Bildad mit Grabesstimme an mich.

»Das will ich wirklich«, gab ich unwillkürlich zurück, so überwältigt war ich von seinem Quäkertum.

»Was hältst du von ihm, Bildad?«, fragte Peleg.

»Annehmbar«, sagte Bildad und maß mich von oben bis unten. Dann buchstabierte er in seinem Buch weiter, wobei er leise vor sich hinmurmelte.

Ein so wunderlicher alter Quäker war mir doch noch nie unter die Augen gekommen. Peleg, sein Freund und alter Schiffskamerad, schien im Gegensatz zu ihm ein großer Angeber zu sein. Ich sagte nichts, hielt dafür aber meine Augen offen. Peleg hob jetzt den Deckel einer Truhe, nahm die Musterrolle heraus und stellte Tinte und Feder auf ein Tischchen vor sich hin. Ich fand, es wurde allmählich Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, zu welchen Bedingungen ich für die Reise anheuern

wollte. Dass beim Walfang keine feste Heuer³⁵ vereinbart wird, wusste ich schon. Die ganze Mannschaft, auch der Kapitän, erhalten abgestufte Anteile am Fangergebnis, dem sogenannten Segen, jeder nach seinem Rang auf dem Schiff. Auch war mir klar, dass ich als blutiger Anfänger beim Walfang kaum mit einem sehr großen Anteil rechnen konnte. Da ich indessen schon öfter zur See gefahren war, ein Schiff steuern, ein Tau spleißen³⁶ und dergleichen mehr konnte, war ich überzeugt, man werde mir mindestens den zweihundertfünfundsiebzigsten Teil der Gesamtausbeute bieten, einerlei wie hoch diese am Ende der Reise sei. Ein Zweihundertfünfundsiebzigstel war zwar ein recht »langer Segen«, wie die Matrosen es nennen, aber doch besser als gar nichts. Und wenn wir auf unserer Fahrt Glück hätten, so wäre die Kleidung, die ich bei der Arbeit trug, damit annähernd bezahlt, ganz abgesehen von den drei Jahren Unterkunft und Verpflegung, die mich nichts kosten würden. Alles in allem hielt ich ein Zweihundertfünfundsiebzigstel als Anteil für angemessen, wäre jedoch nicht überrascht gewesen, wenn man mir in Anbetracht meiner breit-schultrigen Gestalt ein Zweihundertstel angeboten hätte.

Ich war aber doch vorsichtig mit meinen Erwartungen. An Land hatte ich allerlei von Kapitän Peleg und seinem unberechenbaren alten Kumpan Bildad gehört, unter anderem, dass ihnen als den Haupteigentümern der »Pequod« von den übrigen überall verstreut lebenden und unbedeutenden Teilhabern

die gesamte Verwaltung der Schiffsgeschäfte allein überlassen wurde. Also war anzunehmen, dass der knausrige alte Bildad beim Anheuern der Matrosen ein gewichtiges Wort mitzureden hatte. Er schien sich in der Kajüte an Bord der »Pequod« auch recht heimisch zu fühlen und las unbeirrt in seiner Bibel, als säße er daheim am häuslichen Kamin. Während nun Peleg mit seinem Bordmesser ohne besonderen Erfolg einen Federkiel zu spitzen versuchte, schenkte uns Bildad zu meinem großen Erstaunen nicht die geringste Beachtung, obwohl er doch an unseren Verhandlungen einiges Interesse haben musste. Aber er murmelte über seinen Folianten gebeugt: »Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten...«

»Na, Kapitän Bildad«, unterbrach ihn Peleg, »was meint Ihr? Welchen Anteil am Profit sollen wir dem jungen Mann geben?«

»Das weißt du selbst am besten«, antwortete dieser mit Grabesstimme. »Ein Siebenhundertsiebenundsiebzigstel wäre wohl nicht zu viel... da sie die Motten und der Rost fressen, sammelt euch aber...«

Ja, sammelt euch, dachte ich, und das bei einem schäbigen Anteil von einem Siebenhundertsiebenundsiebzigstel. Alter Bildad, du willst es offenbar darauf anlegen, dass ich mir hienieden keine Schätze sammle, wo die Motten und der Rost sie fressen. Da kommt bei Gott verdammt wenig für mich heraus. Durch die hohe Zahl hätte sich eine unerfahrene Landratte auf den ersten Blick täuschen lassen, doch eine einfache Überlegung musste einen belehren, dass siebenhundertsiebenundsiebzig

zwar eine recht ansehnliche Zahl ist, das angehängte »stel« eines Groschens aber erheblich weniger als siebenhundertsiebenundsiebzig Golddublonen ausmachen. Und das bedachte ich auch sogleich.

»Zum Teufel noch mal, Bildad, alles was recht ist!«, schrie Peleg. »Du willst doch den jungen Mann da nicht übers Ohr hauen. Er muss schon etwas mehr kriegen.«

»Ein Siebenhundertsiebenundsiebzigstel«, wiederholte Bildad, ohne aufzublicken, und murmelte dann weiter vor sich hin: »... denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.«

»Ich trage ihn für ein Dreihundertstel ein«, erklärte Peleg, »hörst du, Bildad, ein Dreihundertstel, sage ich.«

Bildad legte die Bibel beiseite und wandte sich um: »Kapitän Peleg«, sagte er feierlich, »du bist sehr großzügig. Gedenke doch deiner Pflichten den Miteigentümern des Schiffes gegenüber, zumal den Witwen und Waisen. Wenn wir diesen jungen Mann allzu freigebig entlohnen, dann bringen wir womöglich diese Witwen und Waisen um ihr tägliches Brot. Es bleibt bei dem Siebenhundertsiebenundsiebzigstel, Kapitän Peleg.«

»Mensch, Bildad«, fuhr Peleg hoch und stampfte in der Kajüte umher, »Teufelsdonnerwetter, Kapitän Bildad! Hätte ich in diesen Dingen auf dich gehört, ich schleppte schon längst ein Gewissen mit mir herum, das den größten Kap-Hoorn-Segler zum Sinken brächte.«

»Kapitän Peleg«, erwiderte Bildad unerschüttert,

»dein Gewissen mag zehn Zoll Wasser schöpfen oder zehn Faden, was weiß ich. Ich fürchte sehr, dein Gewissen hat ohnehin ein Leck und wird letzten Endes samt dir in den feurigen Höllenfuhl versinken. Da du noch immer ein unbußfertiger Mensch bist, Kapitän Peleg.«

»Höllenfuhl! Höllenfuhl! Wollt Ihr mich beleidigen, Mann. Eure Kränkungen sind nicht mehr zu ertragen. Pest und Schwefel! Sagt das noch einmal, dass ich zur Hölle fahre, ich werde Euch... ich werde Euch... Bei Gott, ich fresse einen lebendigen Ziegenbock mit Haut und Haar, raus mit dir, du scheinheiliges, mutloses Gestell von einem Heuchler! Hau ab, aber mit Schwung!«

Mit diesem Donnerwetter stürzte er sich auf Bildad, doch der glitt erstaunlich behände zur Seite und entwischte ihm für dieses Mal.

Bestürzt über diesen unerfreulichen Auftritt zwischen den beiden verantwortlichen Eigentümern, verlor ich beinahe die Lust, mich auf ein Schiff, das so fragwürdigen Reedern gehörte, zu verheuern. Ich trat zur Seite, um Bildad die Tür freizugeben, der es offenbar sehr eilig hatte, sich vor dem erbosten Peleg in Sicherheit zu bringen. Doch zu meiner Überraschung setzte er sich wieder seelenruhig auf den Balken und dachte gar nicht daran, das Schlachtfeld zu räumen. Vermutlich war er das Benehmen des unbußfertigen Peleg längst gewohnt. Dieser hatte sich inzwischen ausgetobt, seine Wut war verraucht, und lammfromm setzte er sich ebenfalls hin und zuckte nur noch etwas mit den Händen, als wären seine Nerven noch nicht ganz beru-

higt. Mit einem langgezogenen Pfiff durch die Zähne erklärte er aufatmend: »Ich glaube, das Wetter hat sich seewärts verzogen. Du warst uns doch immer im Lanzenschleifen über, Bildad, schneide mir doch bitte diesen Gänsekiel zurecht. Mein Bordmesser hier hat Sehnsucht nach einem Schleifstein. So ist's recht; ich danke dir schön, Bildad. Also dann, junger Mann – Ismael ist dein Name, hast du gesagt? Schön. Also hier trage ich dich ein für einen Dreihundertstelanteil an der Beute.«

»Kapitän Peleg«, sagte ich, »ich bin mit einem Freund zusammen, der ebenfalls anheuern möchte. Soll ich ihn morgen herbringen?«

»Gut, bring ihn her. Wir werden ihn uns ansehen.«

»Den wie vielten Anteil verlangt nun der?«, ächzte Bildad. »Überlass das mir, Bildad. War er schon einmal auf Walfang?«, wandte Peleg sich an mich.

»Er hat mehr Wale erlegt, als ich zählen kann, Kapitän Peleg.«

»Na, dann bring ihn her.«

Nachdem ich die Papiere unterschrieben hatte, machte ich, dass ich fortkam. Es bestand kein Zweifel mehr, ich hatte den Vormittag gut genutzt und genau das Schiff gefunden, das Yoyo mir und Quiqueg für die Fahrt um Kap Hoorn bestimmt hatte.

Ich war noch nicht weit gekommen, als mir einfiel, dass ich den Kapitän, mit dem ich fahren sollte, noch gar nicht gesehen hatte. Es kommt zwar häufig vor, dass sich der Kapitän eines Walfängers erst blicken lässt, wenn das Schiff vollständig ausgerüs-

tet und die Mannschaft vollzählig an Bord ist. Erst dann übernimmt er das Kommando. Diese Fahrten dauern manchmal sehr lang, und der Aufenthalt im Heimathafen ist oft so kurz bemessen, dass sich der Kapitän, wenn er Familie hat oder Privatangelegenheiten zu erledigen sind, im Hafen nicht viel um sein Schiff kümmert, sondern es den Reedern überlässt, es seeklar zu machen. Aber man tut stets gut daran, sich den Kapitän einmal anzusehen, ehe man sich ihm unwiderruflich ausliefert. Ich machte daher kehrt und erkundigte mich bei Peleg, wo Kapitän Ahab zu finden sei.

»Und was willst du von Kapitän Ahab? Alles ist ja in Ordnung, du bist angeheuert.«

»Das schon, aber ich möchte ihn gern mal sehen.«

»Das wird schwer zu machen sein. Was ihm fehlt, weiß ich zwar nicht genau, jedenfalls verlässt er seine vier Wände nicht. Irgend etwas stimmt mit ihm nicht, auch wenn man es ihm nicht ansieht. Nein, er ist nicht eigentlich krank, aber es geht ihm auch nicht besonders gut. Nicht einmal für mich ist er immer zu sprechen, junger Mann, für dich also schon gar nicht. Manche behaupten, dieser Kapitän Ahab sei ein Sonderling, aber ein guter Mensch. Keine Angst, er wird dir bestimmt gefallen. Ein großartiger Mensch, über allem erhaben wie ein Gott, das ist Kapitän Ahab. Er redet nicht viel, aber wenn er etwas sagt, dann lohnt es sich zuzuhören. Lass es dir gesagt sein, Ahab überragt alte. Auf Hochschulen war er und bei den Menschenfressern, er hat Wunder geschaut, tiefer als das Meer,

und hat mit seiner feurigen Lanze schon gewaltigere, unheimlichere Feinde durchbohrt als den Wal. Seine Lanze! Die schärfste und treffsicherste auf der ganzen Insel. Das ist ein anderer Kerl als Kapitän Bildad, ja, auch als Kapitän Peleg. Er ist Ahab, mein Junge, und Ahab war bekanntlich einst ein gekrönter König.«

»Und zwar ein höchst verruchter. Als jener gottlose König erschlagen wurde, haben da nicht Hunde sein Blut geleckt?«

»Komm hierher zu mir, hierher, ganz nah hierher«, drängte Peleg mit einem so ernststen Blick, dass ich fast erschrak. »Sei vorsichtig, mein Junge, und sag nie so etwas an Bord der ›Pequod‹! Und auch sonst nirgends. Kapitän Ahab hat sich seinen Namen nicht selbst gegeben. Den hat ihm in ihrer ahnungslosen Dummheit und wohl auch in einer verrückten Laune seine Mutter angehängt. Sie war Witwe und starb, als er noch nicht ein Jahr alt war. Da hat nun die Tistig, eine alte Gayhead-Indianerin, behauptet, der Name wird sich auf irgendeine Weise prophetisch erweisen. Und andere Schwachköpfe werden dir vielleicht dasselbe vorplappern. Lass dich warnen. Es ist eine Lüge. Ich kenne Kapitän Ahab genau, schon vor Jahren bin ich mit ihm als Steuermann gefahren. Ich weiß, dass er ein guter Mensch ist, kein Frömmler und Leisetreter wie Bildad, sondern ein fluchender ganzer Kerl, eher wie ich – nur ist an ihm viel mehr dran. Ja, ja, gewiss, er war nie ein fideles Haus, und es stimmt auch, dass er auf der Heimreise eine Weile nicht recht bei Sinnen war. Das kam von den mörderi-

schen Schmerzen in seinem blutigen Stumpf, das ist doch verständlich. Seitdem ihm der verfluchte Wal auf der letzten Fahrt das Bein abriss – das gebe ich auch zu –, hat er trübe Stunden, verzweifelt trüb, und bisweilen wird er rasend wild. Doch all das wird sich geben. Eins lass dir sagen, junger Mann, ein für allemal: Besser, du fährst mit einem guten Kapitän, der mal schlechter Stimmung ist, als mit einem schlechten, der immer den Spaßvogel spielt. Und damit Gott befohlen, und beurteile Kapitän Ahab nicht falsch, weil er zufällig diesen verruchten Namen trägt. Außerdem, mein Junge, hat er eine Frau – noch keine drei Reisen ist es her seit der Hochzeit –, ein liebreizendes, stilles junges Ding. Vergiss das nicht. Und er hat auch ein Kind von ihr. Kann Ahab also ein im Grunde hoffnungslos schlechter Mensch sein? Ausgeschlossen, mein Junge, ein geschlagener, ein zerrütteter Mann, das ist Ahab vielleicht. Ein Unmensch ist er aber bestimmt nicht.«

Tief in Gedanken versunken verließ ich das Schiff. Was mir da soeben über Kapitän Ahab enthüllt worden war, erweckte in mir ein seltsames Mitleid mit ihm. Warum, wusste ich nicht recht. War es nur Mitleid wegen seines abgerissenen Beines? Zugleich empfand ich eine unbestimmte Scheu, die schwer zu beschreiben ist. Es war nicht eigentlich Ehrfurcht, ich weiß nicht, was es war. Die Empfindung ließ mich jedenfalls nicht los, sie nahm mich nicht gegen ihn ein, obwohl das Geheimnis um ihn meinen Unwillen erregte. Allmählich aber kam ich auf andere Gedanken, und die dunkle Gestalt Ahabs geriet vorläufig in Vergessenheit.

Da Quiqueg den ganzen Tag Ramadan, sein Fasten und Bußetun, einhalten wollte, störte ich ihn bis gegen Abend nicht. Als ich mit Sicherheit annahm, alle seine religiösen Riten und geistlichen Übungen seien vollzogen, ging ich hinauf und klopfte an unsere Kammertür. Keine Antwort. Ich wollte aufklinken, aber die Tür war von innen abgeschlossen. »Quiqueg!«, sagte ich leise durch Schlüsselloch. Alles blieb still. »Quiqueg, hör doch! Ich bin's – Ismael!« Wieder kein Laut. Jetzt bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich hatte ihm doch wahrhaftig reichlich Zeit gelassen. Hatte ihn womöglich der Schlag getroffen?

»Quiqueg! Quiqueg!« Nichts rührte sich. Es musste ihm etwas zugestoßen sein. Ein Schlaganfall! Ich versuchte die Tür aufzubrechen. Sie gab nicht nach. Mit ein paar Sätzen sprang ich die Treppe hinunter. »Ich muss in die Kammer, und wenn ich die Tür einschlage!«, rief ich der Wirtin zu. »Meinem Kameraden da oben muss etwas passiert sein.«

»Nein, das dürfen Sie nicht, ich lasse mein Haus nicht ruinieren. Gehen Sie doch zum Schlosser, der wohnt allerdings eine Meile weit von hier. Doch halt!« Sie griff in ihre Rocktasche. »Hier habe ich einen Schlüssel, einer wird schon passen.« Im Nu war ich wieder oben. Sie probierte die Schlüssel. Aber Quiqueg hatte den Riegel vorgeschoben, und der gab nicht nach. »Es hilft nichts, ich muss die Tür aufsprengen«, sagte ich. Ich nahm Anlauf und warf mich unter Aufbietung meiner ganzen Kraft gegen die Türfüllung.

Mit Donneregepolter flog die Tür auf, die Klinke sauste gegen die Wand, dass der Kalk bis an die Decke stob, und da – Allmächtiger! –, da saß Quiqueg völlig unerschüttert und hielt Yoyo oben auf seinem Schädel fest. Er schaute weder rechts noch links und hockte in sich gekehrt da, starr, wie aus Holz geschnitzt. »Quiqueg!« Ich trat näher an ihn heran. »Quiqueg, was hast du denn?«

»Er wird doch nicht den ganzen Tag so dagesessen haben«, bemerkte die Wirtin.

Wir konnten auf ihn einreden, soviel wir wollten, es war kein Wort aus ihm herauszubringen. »Frau Hussey«, sagte ich schließlich, »eines ist sicher, er lebt noch. Lassen Sie uns also bitte allein, und ich will sehen, was hier zu machen ist.«

Ich schloss hinter unserer Wirtin die Tür und überlegte, ob das wohl zu einem Ramadan gehört? Vielleicht ist es in seiner Heimat Brauch, auf diese Weise sitzend zu fasten. Ich nahm an, es gehörte zu seinem Glauben und wollte ihn in Ruhe lassen. Früher oder später würde er schon aufstehen. Doch ehe ich unter die Decke kroch, nahm ich meine dicke Pelzjacke und legte sie über Quiquegs Schultern, den alles sprach dafür, dass es eine bitterkalte Nacht werden würde, und er hatte nur seine Seemannsjacke an. Eine geraume Zeit konnte ich beim besten Willen nicht einschlafen. Die Kerze hatte ich ausgeblasen, und der bloße Gedanke an Quiqueg, der keine vier Schritt von mir völlig verlassen in dieser Kälte und Dunkelheit hockte, machte mich ganz elend. Man stelle sich einmal vor: Die ganze Nacht in demselben Zimmer neben einem völlig wachen

Menschen zu schlafen, der mit weitaufgerissenen Augen dahockt, auf diese trostlose Weise einer rätselhaften Buße hingegeben.

Endlich aber schlief ich doch ein, und ich wachte erst auf, als es tagte. Sogleich warf ich einen Blick über die Bettkante und richtig, da hockte Quiqueg noch immer wie festgeschraubt auf dem Fußboden. Doch kaum blinzelte der erste Sonnenstrahl durchs Fenster, da sprang er auf, steif und ungelenk, doch mit heiterem Gesicht. Er hinkte auf mich zu, druckte seine Stirn gegen die meine und erklärte, sein Ramadan sei vorüber.

Wir zogen uns an. Zum Frühstück vertilgte Quiqueg riesige Portionen verschiedener Fischgerichte, damit die Wirtin von seinem Fasttag nur ja nicht allzu viel profitiere. Dann schlenderten wir gemächlich zum Hafen, um an Bord der »Pequod« zu gehen.

Als wir uns draußen am Kai dem Schiff näherten – Quiqueg trug die Harpune in der Hand –, rief uns Kapitän Peleg in bärbeißigem Ton von seinem Wigwam aus an. Er erklärte, er habe nicht geahnt, dass mein Freund ein Kannibale sei, und Kannibalen durften erst an Bord, wenn sie ihre Papiere vorgezeigt hätten.

»Was wollen Sie damit sagen, Kapitän Peleg?«, fragte ich und sprang mit einem Satz über die Verschanzung. Meinen Kameraden ließ ich am Kai stehen.

»Ich will damit sagen, dass ich seine Papiere sehen will.«

»Allerdings«, bestätigte mit Grabesstimme Kapi-

tän Bildad, der hinter Peleg den Kopf aus dem Wigwam streckte. »Er muss beweisen, dass er getauft ist. – Sohn der Finsternis«, wandte er sich an Quiqueg, »gehörst du gegenwärtig irgendeiner christlichen Kirche an?«

»Ja«, sagte ich, »er gehört zur Ersten Freien Gemeinde.«

»Junger Mann«, sagte Bildad in strengem Ton, »du willst mich wohl foppen. Erkläre dich näher. Von welcher Kirche sprichst du eigentlich?« Derart in die Enge getrieben, erwiderte ich: »Ich meine die eine uralte, allumfassende Kirche, der wir alle angehören, Sie und ich und Kapitän Peleg und Quiqueg nicht minder, und mit uns alle Menschenkinder und Menschenseelen – die große, ewige Gemeinschaft aller Gläubigen auf Erden. Alle gehören wir ihr an, nur huldigen einige von uns gewissen Unwesentlichkeiten, die mit dem wahren Glauben, in dem wir uns alle die Hand reichen, nicht das mindeste zu tun haben.«

Peleg trat näher. »Junger Mann, du tätest besser daran, als Missionar anzumustern statt als Mann vorm Mast. Kommt an Bord, Papiere sind Nebensache. Los, ruf ihn her, deinen Quohog, oder wie er sonst heißt, sage ihm, er fährt mit. Teufel noch mal, schau einer die Harpune an, die er hat. Die ist richtig, und anzupacken versteht er sie auch. Heda, Quohog, oder was dein Name ist, hast du schon mal vorne gestanden im Walboot, schon mal einen Fisch angeworfen?«

Ohne ein Wort zu verlieren, sprang Quiqueg in seiner wildverwegenen Art über die Reling und von

da in den Bug eines der Fangboote, die an der Seite hingen. Dann stemmte er das linke Knie an, balancierte die Harpune in der Hand aus und rief:

»Kapitän, Sie dorrrt auf Wasserrr Tropfen Teer sehen? Dorrrt weit? Wie Auge von Walfisch? Aufpassen, Sie!« Er zielte genau, schleuderte das Eisen haarscharf glatt über des alten Bildads breitkrempigen Hut hinweg und brachte den schimmernden Teerfleck durch seinen Volltreffer zum Verschwinden.

»So«, sagte Quiqueg seelenruhig, während er die Leine einholte, »wenn Fleck Auge von Walfisch, Walfisch kaputt.«

»Rasch, Bildad«, sagte Peleg zu seinem Teilhaber, der vor der haarscharf vorüberzischenden Harpune bis zur Kajütentreppe zurückgewichen war, »rasch, Bildad, die Musterrolle her, Quiekhog, ich meine Quohog, der muss in eins von unseren Booten. Hör mal, Quohog, den neunzigsten Anteil sollst du haben, und das hat noch nie ein Harpunier von uns gekriegt, wenn er kein Nantucketer war.«

Wir gingen in die Kajüte hinunter, und zu meiner großen Freude wurde Quiqueg gleich in die Mannschaft aufgenommen. Nun gehörten wir beide demselben Schiff an.

Als Kapitän Peleg alles zum Unterschreiben bereit hatte, wandte er sich zu mir: »Schreiben kann Quohog doch wohl nicht? Hör mal, Quohog, du Teufelskerl, unterschreibst du mit deinem Namen, oder machst du nur ein Kreuz?«

Die Frage brachte Quiqueg, der ähnliches schon mehrmals durchgemacht hatte, keineswegs in Verle-

genheit. Er nahm die dargebotene Feder und malte sorgfältig auf das Schriftstück an der richtigen Stelle eine seltsame geometrische Figur, die auch auf seinem Arm eintätowiert war. Da Kapitän Peleg seinen Namen beharrlich falsch aussprach, schrieb er schließlich noch folgendes darunter:

Quohog.

sein X Kreuz

»Seemann, habt Ihr auf dem Schiff da angeheuert?«

Quiqueg und ich kamen eben von der »Pequod«. Wir schlenderten in Gedanken verloren wieder stadteinwärts, als uns ein Unbekannter mit diesen Worten anredete, vor uns stehenblieb und mit seinem klobigen Zeigefinger auf unser Schiff deutete. Es war ein schäbig gekleideter Bursche in abgenutzter Jacke und geflickten Hosen mit einem zerlumpten schwarzen Fetzen um den Hals. Sein Gesicht war von Pockennarben völlig entstellt und sah aus wie ein ausgetrocknetes Bachbett voller Geröll. »Habt ihr dort Heuer genommen?«, wiederholte er.

»Du meinst wohl die »Pequod«?, gab ich zurück, um Zeit zu gewinnen und ihn mir etwas genauer anzusehen.

»Ja, die »Pequod«, das Schiff da.« Dabei ließ er den Arm sinken, um ihn gleich wieder wie ein gefälltes Bajonett mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf das Schiff zu richten.

»Ja«, sagte ich, »wir haben eben die Musterrolle unterschrieben.«

»Habt ihr denen da auch eure Seelen vermacht?«

»Unsere Seelen?«

»Ach so, ihr habt wohl gar keine«, sagte er rasch. »Macht nichts. Ich kenne mehr als einen, der keine hat. Können sich nur gratulieren, sind viel besser dran. Die Seele ist doch bloß ein fünftes Rad am Wagen.«

»Was quatschst du da, Mensch?«, fragte ich.

»Der da aber hat so viel davon, dass er allen anderen, die keine haben, noch davon abgeben kann«, bemerkte der Fremde unvermittelt, wobei er das Wort »der« in einer Art betonte, die mich schaudern ließ.

»Komm, Quiqueg«, sagte ich, »wer weiß, wo dieser Kerl ausgekommen ist. Der faselt da was von jemandem, den wir gar nicht kennen.«

»Halt!«, rief der Fremde. »Wirklich? Ihr habt Alt-Donnerer noch nicht gesehen?«

»Alt-Donnerer? Wer ist denn das?« Gebannt von der Besessenheit dieses Irren blieb ich stehen.

»Kapitän Ahab.«

»Was, der Kapitän unseres Schiffes, der ›Pequod‹?«

»Jawohl, eben der. Bei uns Altgedienten heißt er so. Habt ihn noch gar nicht zu Gesicht bekommen?«

»Nein, noch nicht. Er soll ja krank sein; es geht ihm aber schon besser, und er wird bald wieder ganz gesund sein.«

»Bald wieder ganz gesund!« Der Fremde lachte höhnisch. »Pass mal auf: Wenn mein linker Arm hier

wieder in Ordnung ist, dann wird auch Kapitän Ahab wieder gesund, eher nicht.«

»Was weißt du denn von ihm?«

»Was hat man euch denn erzählt? Das will ich zuerst wissen.«

»Eigentlich recht wenig. Er soll aber ein tüchtiger Waljäger sein und seine Leute gut behandeln.«

»Stimmt, stimmt – jawohl, beides ist wahr. Aber Beine macht er einem, wenn er was befiehlt. Erst musst du springen, dann kannst du knurren, und knurrst du, dann kannst du abhauen, heißt's bei Kapitän Ahab. Aber was ihm damals vor Kap Hoorn widerfahren ist, als er drei Tage und Nächte wie tot dalag, davon habt ihr nichts gehört? Und von dem mörderischen Handgemenge mit dem Spanier vor dem Altar in Santa? Und wie er in den silbernen Flaschenkürbis gespuckt hat? Und dass er auf der letzten Fahrt ein Bein verloren hat, wie ihm geweissagt worden war? Darüber und über ähnliches haben sie sich wohl ausgeschwiegen. Warum denn auch nicht. Darüber weiß ja auch in Nantucket kein Mensch etwas Genaueres. Ist ja auch egal. Doch von dem Bein habt ihr vielleicht gehört, wie er das verloren hat. Das weiß ja fast jedes Kind, dass er nur noch ein Bein hat und dass ihm das andere ein Wal weggerissen hat.«

»Hör mal, Freund«, sagte ich, »von all dem, was du daherquatschst, weiß ich kein Wort, ist mir auch ziemlich egal. Auch scheint's bei dir im Oberstübchen nicht ganz richtig zu sein. Sprichst du aber von Kapitän Ahab von der ›Pequod‹ da, dann lass dir gesagt sein, über sein Bein weiß ich ganz genau Be-

scheid.«

»Bist du ganz sicher?«

»Doch, so ziemlich.« Noch immer stierte der verwahrloste Fremde mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die »Pequod«, wie in sorgenvolle Gedanken versunken. Er fuhr zusammen und wandte sich an uns: »Ihr habt euch also schon verheuert? Alles schon unterschrieben? Na, unterschrieben ist unterschrieben, es kommt alles, wie es kommen soll. Vielleicht kommt's aber auch anders, wer weiß. Jedenfalls, ihr habt euch zunächst mal festgelegt, und jemand muss ja schließlich mit ihm fahren. Warum also nicht ebenso gut ihr? Gott sei euch gnädig. Guten Morgen, Kameraden. Des Himmels Segen in seiner Unerforschlichkeit sei mit euch. Entschuldigt, dass ich euch aufgehalten habe.«

»Hör mal, mein Lieber«, sagte ich und hielt ihn zurück, »wenn du uns was Wichtiges mitzuteilen hast, dann 'raus damit. Wenn da uns aber bloß foppen willst, dann bist du schief gewickelt, das merke dir.«

»Recht hast du, das gefällt mir, wenn einer sich behauptet. Da kommst du bei Ahab gerade an den Richtigen. Morgen, Jungen, Morgen. Und noch etwas. Wenn ihr an Bord geht, sagt ihnen, ich hätte mich anders entschlossen, ich fahre nicht mit.«

»Du, mein Lieber, mit solchen Geschichten kannst du uns nicht kommen, uns jedenfalls nicht.«

»Macht's gut, Kameraden, macht's gut.«

»Machen wir auch«, sagte ich. »Komm, Quiqueg, lass den verrückten Kerl. Aber halt, wie heißt du eigentlich?«

»Elias.«

Elias. Das gab mir zu denken. Und während wir weitergingen, tauschten wir Bemerkungen über den heruntergekommenen alten Seemann aus. Ein Aufschneider, nichts weiter, der uns Angst machen wollte. Darüber waren wir uns einig. Kaum waren wir hundert Meter weiter – wir bogen gerade um eine Ecke –, da drehte ich mich um, und wen sah ich? Elias, der uns in einiger Entfernung folgte. Sein Anblick berührte mich so eigenartig, dass ich Quiqueg nichts davon sagte, sondern ruhig weiterging, gespannt, ob der Fremde uns folgen würde. Das tat er, und ich hatte das Gefühl, dass er sich uns aus einem ganz bestimmten Grund an die Fersen heftete; was er aber eigentlich wollte, wusste ich nicht. Diese Andeutungen und das unklare Gerede machten mich unsicher, und ich fand nun auch einiges auf der »Pequod« unheimlich: Da waren Kapitän Ahab und sein abgerissenes Bein, sein Anfall vor Kap Hoorn, die silberne Kürbisflasche, die Andeutungen Kapitän Pelegs vom Tag zuvor, die Reise, zu der wir uns verdingt hatten, und eine Menge anderer undurchsichtiger Dinge.

Ich wollte Gewissheit darüber haben, ob dieser abgerissene Elias uns wirklich nachschlich, und ging deshalb mit Quiqueg auf die andere Straßenseite und dort wieder ein Stück zurück. Doch Elias ging weiter, offenbar ohne uns zu bemerken. Da fühlte ich mich erleichtert und war wieder der Meinung, er sei ein harmloser Wichtigtuer.

Es vergingen noch zwei, drei Tage. An Bord der »Pequod« herrschte emsiger Betrieb. Alte Segel wur-

den ausgebessert, neue Segel wurden an Bord geschleppt sowie Rollen von Segeltuch und Tauwerk, kurz, alles deutete darauf hin, dass die Vorbereitungen zur Ausfahrt sich dem Abschluss näherten. Kapitän Peleg blieb fast immer an Bord, saß in seinem Wigwam und behielt die Schauerleute³⁷ scharf im Auge. Bildad besorgte die Einkäufe der Vorräte, und die Stauer und Takler³⁸ schufteten bis spät in die Nacht.

Am Tage nach Quiquegs Anmusterung wurde in allen Matrosenherbergen bekanntgegeben, sämtliche Seekisten müssten vor Einbruch der Nacht an Bord sein, da das Schiff jeden Augenblick unter Segel gehen könne. Quiqueg und ich brachten daher unsere Siebensachen hinunter, beschlossen jedoch, so lange wie möglich an Land zu übernachten. Es dauerte auch noch einige Tage, bis wir ausliefen.

Zur Zeit unserer Landung auf der Insel hatte die »Pequod« ihre Vorräte größtenteils schon geladen, unter anderem Pökelfleisch, Brot, Trinkwasser sowie Brennholz, Fassreifen und Dauben. Doch, wie schon erwähnt, herrschte noch immer ein ständiges Hin und Her, große und kleine Sachen wurden bis zur Abfahrt an Bord gebracht, und das Tragen und Schleppen nahm kein Ende.

Kapitän Bildads Schwester, eine hagere, schon betagte Dame, unermüdlich und energisch, im Grunde aber sehr gütig, half eifrig bei den Vorbereitungen. Sie war offenbar entschlossen, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, damit es der »Pequod« auf ihrer Fahrt an nichts fehle. Bald kam sie mit ei-

nem Topf Eingemachtem für die Kombüse, bald mit einem Bündel Gänsekiele für den Schreibtisch des Ersten Steuermanns, der das Logbuch³⁹ führte, bald brachte sie eine Rolle Flanellbinden, falls jemand rheumatisches Reißen oder Hexenschuss bekommen sollte. Noch nie hat eine Frau ihren Namen so zu Recht getragen wie sie. Sie hieß Carita, Tante Carita, wie sie von allen genannt wurde. Und wie eine Barmherzige Schwester eilte die caritative Tante Carita geschäftig hin und her, stets bereit, sich da einzusetzen, wo sie zum Trost, zur Sicherheit und Behaglichkeit aller an Bord des Schiffes beitragen konnte, an welchem ihr geliebter Bruder Anteil hatte und an dem sie selber mit einigen mühsam ersparten Dollar beteiligt war.

Es war ein seltsames Bild, als diese Frau am Tage unserer Abfahrt mit einer langen Trankelle in der einen und einer noch längeren Walfischlanze in der anderen Hand an Bord kam. Doch auch Bildad selber und Kapitän Peleg waren mit vollem Einsatz bei der Sache. Bildad trug eine lange Liste aller benötigten Gegenstände mit sich herum, und wenn wieder etwas eintraf, setzte er ein Häkchen neben den betreffenden Posten. Peleg kam von Zeit zu Zeit aus seiner Fischbeinhöhle gehumpelt, wetterte in die Luken hinunter, donnerte zu den Taklern im Mast hinauf und verzog sich zum Schluss brüllend wieder in seinen Wigwam.

Während dieser letzten Reisevorbereitungen kamen Quiqueg und ich oft an Bord, und jedes Mal erkundigte ich mich nach Kapitän Ahab, wie es ihm

gehe und wann er wohl an Bord käme. Ich erhielt zur Antwort, es ginge ihm besser und man erwarte ihn täglich. Bis dahin würden die beiden Kapitäne Peleg und Bildad für alles sorgen, um das Schiff fahrtklar zu machen. Hätte ich mir damals mehr Gedanken gemacht, wäre mir klargeworden, dass ich eine so lange Fahrt eigentlich gar nicht gern antreten wollte, ohne vorher den Mann gesehen zu haben, der während dieser ganzen Zeit absoluter Herr über unser Geschick sein würde. Hat man sich aber erst einmal auf etwas eingelassen, dann neigt man nur allzu gern dazu, gegen jede Vernunft seine Bedenken zu zerstreuen.

Endlich wurde uns gesagt, das Schiff werde am nächsten Tag in See stechen. Quiqueg und ich machten uns deshalb am folgenden Morgen in aller Herrgottsfrühe auf die Beine.

Es ging auf sechs, als wir uns – es dämmerte kaum – im nebeligen Morgengrau dem Kai näherten.

»Da vorn laufen schon welche, wenn ich recht sehe«, bemerkte ich zu Quiqueg. »Das können keine bloßen Schatten sein. Bei Sonnenaufgang geht's wohl los. Beeilen wir uns.«

»Halt!«, rief eine Stimme, und im gleichen Augenblick trat jemand von hinten an uns heran, legte Quiqueg und mir je eine Hand auf die Schulter und drängte sich zwischen uns. Leicht gebückt stand in dem schattenhaften Dämmerlicht ein Mann da und blinzelte mit einem sonderbaren Ausdruck von einem zum anderen. Es war Elias.

»Ihr geht also an Bord?«

»Hände weg! Wird's gleich?«, sagte ich.

»Du da weg!«, sagte Quiqueg und schüttelte ihn ab. »Ihr geht nicht an Bord?«

»Doch«, sagte ich, »aber was geht das dich an. Weißt du, Freund Elias, du kommst mir ziemlich unverschämt vor.«

»Nein doch, nein, so meine ich es ja nicht«, erwiderte Elias, der seinen Blick immer noch mit einem rätselhaften Ausdruck zwischen mir und Quiqueg hin und her gehen ließ.

»Elias«, bat ich, »tu meinem Freund und mir den Gefallen und mach, dass du fortkommst. Wir sind auf dem Weg zum Indischen und Stillen Ozean und möchten nicht aufgehalten werden.«

»So, so. Nur mal so vor dem Frühstück, wie?«

»Bei dem ist eine Schraube los, Quiqueg, gehen wir weiter.«

»Hallo«, rief Elias, der stehengeblieben war, uns nach. »Kümmere dich nicht um den, Quiqueg, beeilen wir uns.« Elias schlich sich aber wieder an uns heran, schlug mir unvermutet auf die Schulter und fragte: »Hast du da vorhin nicht Menschen auf das Schiff zugehen sehen?«

Überrascht von dieser sachlichen und klaren Frage antwortete ich: »Ja, vier oder fünf Mann. Bestimmt kann ich's nicht sagen, es war zu diesig.«

»Sehr diesig, allerdings«, sagte Elias. »Morgen, Jungs.«

Und wieder ließen wir ihn stehen, aber noch einmal kam er uns leise nach, tippte mir auf die Schulter und raunte: »Sieh nur zu, vielleicht findest du sie wieder.«

»Wenn denn?«

»Macht's gut, Jungs, macht's gut«, sagte er im Weggehen. »Ich wollte euch ja nur warnen vor... doch lasst es gut sein, auf einen mehr oder weniger kommt's auch nicht mehr an. Schön kühl heut morgen, was! Also auf Wiedersehen. So bald sehe ich euch wohl nicht wieder, vielleicht am Jüngsten Tag.« Mit diesen Worten, die völlig verrückt klangen, entfernte er sich, während ich mich über seine wirre Unverfrorenheit wunderte.

Als wir schließlich das Deck der »Pequod« betraten, war alles totenstill. Nichts regte sich. Die Kajütentür war von innen zugeriegelt, alle Luken waren dicht und mit einem Wirrwarr von Tauwerk hochbepackt. Nur vorn bei der Back fanden wir den Schieber des kleinen Luks offen. Da unten Licht brannte, stiegen wir unter Deck. Wir stießen auf einen alten Takler, der in einer zerschlissenen blauen Jacke der Länge nach auf zwei Kisten ausgestreckt auf dem Bauche lag, das Gesicht in den verschränkten Armen. Er schien in einen totenähnlichen Schlaf versunken. »Wo sind nur die Matrosen geblieben, die wir vorhin gesehen haben, Quiqueg?«, fragte ich, während ich den Schlafenden forschend betrachtete. Quiqueg aber hatte offenbar die Gestalten, von denen ich sprach, überhaupt nicht bemerkt, und auch ich hätte das Ganze für eine Täuschung gehalten, hätte nicht Elias diese rätselhafte Frage gestellt. Doch ich schlug mir die ganze Sache aus dem Kopf. Ich schaute wieder auf den Schläfer und sagte im Spaß zu Quiqueg, es sei wohl das beste, wir hielten hier Totenwache. Er solle es sich nur bequem

machen. Quiqueg setzte sich dicht neben den Kopf des Schlafenden und zündete seine Tomahawk-Pfeife an. Ich ließ mich neben seinen Füßen nieder. Über ihn hinweg reichten wir uns die Pfeife hin und her, wobei Quiqueg mir aus seiner Heimat erzählte.

Während Quiqueg erzählte, schwang er jedes Mal beim Hin- und Herreichen der Pfeife die Schneide des Tomahawks verwegen über den Kopf des Schläfers.

»Was soll denn das, Quiqueg!«

»Mann kaputtmachen, ganz leicht, oh, ganz leicht.«

Er erging sich in grauenhaften Erinnerungen an Heldentaten mit seiner Tomahawk-Pfeife, die sich, wie es schien, beim Schädeleinschlagen seiner Feinde ebenso bewährt hatte wie bei der Abkühlung seines heißen Gemüts. Da zog der schlafende Takler unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der scharfe Tabak, von dessen Qualm das enge Loch allmählich erfüllt wurde, begann auf ihn zu wirken. Sein Atem ging in keuchenden Stößen, dann schien es ihn in der Nase zu kribbeln. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, schließlich setzte er sich auf und rieb sich die Augen.

»Nanu«, stieß er endlich hervor, »wer seid denn ihr zwei rauchenden Schornsteine?«

»Wir haben angeheuert«, erwiderte ich. »Wann segelt sie denn los?«

»Ach so, ihr seid von der Mannschaft. Heute fährt sie aus. Gestern Abend ist der Kapitän an Bord gekommen.«

»Welcher Kapitän? Ahab?«

»Na, wer denn sonst!«

Ich wollte ihn noch mehr über Ahab fragen, als sich auf Deck Lärm erhob.

»Aha, Starbuck regt sich schon«, sagte der Takler. »In dem ist Leben, er ist unser Erster Steuermann. Ein guter Kerl, fromm ist er auch. Aber jetzt ist er auf, da muss ich ran.« Damit ging er an Deck, und wir folgten.

Am klaren Himmel ging die Sonne auf. Bald kam die Mannschaft zu zweit oder dritt an Bord. Die Takler beeilten sich, die Steuerleute hatten alle Hände voll zu tun. Leute aus der Stadt brachten noch schnell alle möglichen Sachen an Bord.

Kapitän Ahab aber blieb in seiner Kajüte verborgen.

Gegen Mittag endlich waren die Takler endgültig entlassen, die »Pequod« wurde vom Kai abgetäut, und ganz zuletzt hatte sich die fürsorgliche Carita in einem Beiboot absetzen lassen. Sie hatte für ihren Schwager Stubb, den Zweiten Steuermann, noch eine Nachtmütze und für den Proviantmeister eine Reservebibel gebracht. Nun war es soweit: Die beiden Kapitäne Peleg und Bildad traten aus der Kajüte, und Peleg wandte sich an den Ersten Steuermann mit der Frage:

»Also, Mr. Starbuck, alles klar? Kapitän Ahab ist auch soweit, ich habe eben mit ihm gesprochen. Nichts vergessen an Land? Schön, dann rufen Sie alle Mann achteraus zusammen, die ganze verdammte Bande.«

»Auch wenn's eilt«, sagte Bildad, »zu fluchen brauchst du nicht. Doch los nun, Freund Starbuck,

lasst die Leute antreten.« Nanu, jetzt, unmittelbar vor der Ausfahrt, kommandierten immer noch Kapitän Peleg und Kapitän Bildad auf dem Achterdeck herum, als wollten sie wie bisher im Hafen auch auf hoher See gemeinsam den Befehl fahren. Von Kapitän Ahab war nichts zu sehen. Es hieß lediglich, er sei in seiner Kajüte. Allem Anschein nach war seine Gegenwart beim Segelsetzen nicht notwendig. Das Schiff auf See hinauszubringen war ja im Grunde nicht seine, sondern Aufgabe des Lotsen, und da er anscheinend noch nicht völlig wiederhergestellt war, blieb Kapitän Ahab eben unten. Das alles war durchaus einleuchtend. Auch auf Kauffahrern lassen sich viele Kapitäne erst geraume Zeit nach dem Ankerlichten⁴⁰ blicken, verweilen an der Tafel, wo sie mit Freunden vom Lande vergnügt Abschied feiern, ehe diese zusammen mit dem Lotsen endgültig von Bord gehen.

Doch wir kamen gar nicht dazu, uns viele Gedanken zu machen, denn Kapitän Pelegs Befehle jagten einander. »Hierher nach achtern, ihr Bastarde!«, schimpfte er, während die Matrosen mittschiffs⁴¹ herumlungerten. »Mr. Starbuck, treiben Sie die Kerle achteraus.«

»Zelt abbrechen!«, war der nächste Befehl. Wie schon erwähnt, wurde dieses Fischbeinzelt nur im Hafen aufgeschlagen, und seit dreißig Jahren galt auf der »Pequod« der Befehl zum Zeltabbrechen als Auftakt zum Ankerhieven.⁴²

»Klar zum Hieven! Herrgott, Donnerwetter, wir-

d's bald!«, erscholl es nun, und die Mannschaft stürzte an die Spillspaken.⁴³

Nun hat der Lotse, während der Anker gehievt wird, meistens seinen Posten auf dem Vorschiff. Hier stand denn auch Bildad, der, ebenso wie Peleg, neben seinen übrigen Ämtern auch das eines konzessionierten Hafenlotsen innehatte, wobei man ihn im Verdacht hatte, sich das Lotsenpatent erworben zu haben, um für die Schiffe, an denen er beteiligt war, das Lotsengeld zu sparen. Bildad also stand vorschiffs⁴⁴ und hielt eifrig Ausschau nach dem aufkommenden Anker.

Kapitän Peleg, der achten die Arbeit beaufsichtigte, donnerte und fluchte unterdessen kräftig. Ich befürchtete schon, er werde noch das Schiff zum Sinken bringen, ehe wir den Anker hoch hatten. Unwillkürlich hielt ich mich an der Spillspake fest und forderte auch Quiqueg dazu auf, denn ich dachte an all die Gefahren, die uns drohten, wenn wir mit einem solchen Satan von Lotsen die Reise antraten. Indessen tröstete ich mich mit dem Gedanken, der fromme Bildad bilde vielleicht ein heilsames Gegengewicht, trotz des Siebenhundertsiebenundsiebzigstelanteils, auf den er mich setzen wollte. Da spürte ich plötzlich einen heftigen Tritt an meinem Hintern, und als ich mich umdrehte, gewahrte ich zu meinem Entsetzen Kapitän Peleg, der sein Bein gerade wieder zurückzog. Das war mein erster Fußtritt.

»Wird so auf Kauffahrern gehievt?«, brüllte er mich an. »'ran, du Schafskopf, 'ran, bis dir das Rückg-

rat bricht. Ich werde euch Beine machen, euch allen. Hopp, Quohog, du rothäutiger Teufel, hopp! Hopp, du dort mit der Schottenmütze! Hopp, du grüner Hosenmatz! Ich lasse euch tanzen, dass euch die Augen übergehen.« So ging es hier am Ankerspill⁴⁵ zu, wobei er mit Fußstritten keineswegs sparte. Kapitän Peleg muss heute einige zu viel gekippt haben, dachte ich bei mir.

Endlich kam der Anker ein, die Segel wurden gesetzt, und wir glitten los. Es war ein kurzer und kalter Weihnachtstag, und als er früh verdämmerte, befanden wir uns schon weit draußen auf dem winterlichen Meer. Die Gischt fror im Aufschäumen und bedeckte uns bald mit einem blanken Panzer aus Eis. Die ganze Reling entlang glitzerten die langen Reihen der Zähne im Mondlicht, und wie die weißen Stoßzähne eines Riesenelefanten bogen sich vom Bug herab mächtige geschweifte Eiszapfen.

Der hagere Bildad übernahm die erste Lotsenwache, und während das alte Segelschiff in die grünen Wogentäler hinabtauchte und immer wieder ein eisiger Sprühregen darüber hinfegte, der Wind heulte und die Takelage⁴⁶ sirrte und summte, erklang über all dem Bildads unerschütterlicher Choral:

*»Jenseits der Flut ein Honigland blüht
Auf in grüner Herrlichkeit
Wie Kanaan an Jordans Strand
Den Juden einst vor langer Zeit.«*

Nie haben auf mich diese Worte einen solchen

Eindruck gemacht wie damals. Wie viel Verheißung klang aus ihnen, wie viel erfüllte Seligkeit. Trotz dieser eisigen Winternacht auf dem stürmischen Atlantik, trotz nasser Füße und triefender Jacke war ich dennoch überzeugt, dass noch manch freundlicher Hafen auf mich wartete mit heiteren Wiesen und Auen, wo immerwährender Frühling herrscht und das Gras nie welkt und üppig steht wie im Hochsommer.

Inzwischen hatten wir die offene See gewonnen, sodass wir die beiden Lotsen nicht mehr benötigten. Der stämmige Kutter,⁴⁷ der uns begleitet hatte, kam längsseits.

Es war eigenartig und unerwartet zu sehen, wie nah Peleg und Bildad dieser Augenblick der Trennung ging. Besonders Kapitän Bildad fiel der Abschied schwer. Er konnte sich kaum von diesem Schiff trennen, das eine so lange Fahrt voller Gefahren antrat. Er hatte einige Tausende von seinen schwerverdienten Dollar da angelegt, und nun sollte sein Kamerad, der beinahe so alt war wie er, das Kommando führen und noch einmal den erbarmungslosen Schrecknissen, die der Walfang birgt, entgegenfahren. Er konnte sich nicht losreißen und zog den Abschied in die Länge. Ruhelos ging er auf dem Deck umher, lief hinunter in die Kajüte, um dort nochmals Lebewohl zu sagen, kam wieder herauf und schaute nach dem Wind, blickte hinaus auf das weite unendliche Meer, das erst weit draußen von fernen unsichtbaren Küsten begrenzt wird, schaute landwärts, zum Himmel empor, nach

rechts, nach links, überall und nirgends hin, und wickelte dabei zerstreut ein Tau um den Belegnagel. Schließlich fasste er den stämmigen Peleg fest bei der Hand, hielt eine Laterne hoch und blickte ihm gefasst ins Auge, als wollte er sagen: Und dennoch, Freund Peleg, ich bringe es fertig, ich werde es überstehen.

Peleg seinerseits nahm es philosophischer, aber dennoch blinkten Tränen in seinen Augen, wie das Licht der Laterne offenbarte. Auch er eilte zwischen Kajüte und Deck hin und her, bald gab es unten noch etwas zu besprechen, bald oben mit Starbuck, dem Ersten Steuermann.

Zu guter Letzt aber, nachdem er seinen Blick noch einmal über das Ganze hatte schweifen lassen, wandte er sich seinem Kameraden zu: »Kapitän Bildad, alter Seekamerad, komm, wir müssen von Bord. Ihr da, Großstopp!⁴⁸ backgebraßt⁴⁹ Boot ahoi! Achtung, kommt längsseits. Vorsicht! Vorsicht! – Komm, Bildad, alter Junge, verabschiede dich und mach's kurz. Gut Glück, Starbuck, gut Glück. Stubb, gut Glück. Gut Glück, Flask. Auf Wiedersehen, lebt alle wohl, Jungs. Und heute in drei Jahren dampft bei mir daheim in unserem Nantucket für euch ein heißes Abendessen. Hurra, und nun los!«

»Der Herr segne euch, Leute, und halte euch in seiner heiligen Obhut«, murmelte der alte Bildad und stockte. »Hoffentlich kommt bald gutes Wetter, dann kann Kapitän Ahab zu euch an Deck. Ein bisschen warme Sonne ist alles, was er braucht, und davon werdet ihr in den Tropen genug kriegen. Und

Vorsicht bei der Jagd, Steuerleute. Passt auf, Harpuniere, dass kein Boot unnütz draufgeht. Gutes weißes Zedernholz hat dieses Jahr um volle drei Prozent aufgeschlagen. Vergesst mir auch das Beten nicht. Mr. Starbuck, der Küfer soll sparsam sein mit den Reservedauben. Ach, richtig, und die Nadeln für den Segelmacher sind im grünen Spind. Treibt es am Tag des Herrn nicht zu toll mit dem Walfang, Leute, lasst euch aber auch eine günstige Gelegenheit nicht entgehen. Man soll die Himmelsgaben nicht verschmähen. Und habt ein Auge auf das Sirupfass, Mr. Stubb, es kam mir ein bisschen leck vor. Lebt wohl, lebt wohl, den Käse lasst nicht allzu lange unten im Vorratsraum liegen, Mr. Starbuck, sonst wird er ungenießbar. Geht sparsam mit der Butter um, dass Pfund hat mich zwanzig Cent gekostet. Und passt auf, wenn...«

»Komm doch nun endlich, Bildad, hör auf mit deinem Palaver komm, vorwärts.« Und damit zog Peleg ihn mit sich fort, und beide ließen sich ins Boot hinunter.

Schiff und Kutter trennten sich. Eisig fegte der feuchte Nachtwind über Deck. Kreischend flog eine Möwe auf. Beide Fahrzeuge stampften mit aller Kraft. Nur schweren Herzens brachten wir unsere drei Hurras heraus, und blind fuhren wir unserem Schicksal entgegen, weit hinaus in das einsame Meer.

Der Erste Steuermann auf der »Pequod« hieß Starbuck. Er stammte aus einer alten Quäkerfamilie auf Nantucket und war ein hochaufgeschossener, ernster Mann. Obwohl er an einer eisigen Küste auf-

gewachsen war, war er für die tropischen Breitengrade wie geschaffen, denn sein Körper war hart wie gerösteter Schiffszwieback und sein Blut viel zu lebenskräftig, um im Klima Indiens schal zu werden wie Flaschenbier. Er war wohl zur Zeit einer allgemeinen Dürre und Hungersnot zur Welt gekommen oder an einem der Fastentage, für die sein Heimatstaat in Neuengland so berühmt ist. Ganze dreißig trockene Sommer zählte er, und die hatten ihn völlig ausgedörzt. Nichts an seiner dünnen Gestalt ließ erkennen, dass er aus Kummer oder Sorge so abgemagert war oder dass er krank war. Aber ob im Polareis oder unter der Tropensonne, seine innere Lebenskraft bewährte sich in jedem Klima. In den Augen dieses tapferen Mannes lag noch ein Abglanz der tausendfachen Gefahren, die er im Laufe seines Lebens ruhig und gefasst bestanden hatte.

Und doch – bei all seiner nüchternen Zähigkeit und seinem standhaften Mut besaß er Eigenschaften, die bisweilen alles andere nicht nur in Mitleidschaft zogen, sondern gelegentlich zu überwiegen drohten. Für einen Seemann war er ungewöhnlich gewissenhaft und ehrfürchtig, aber ziemlich abergläubisch. Äußere Vorzeichen und innere Ahnungen nahm er wichtig. Die Erinnerung an Frau und Kind in der fernen Heimat konnten den rauen Mann außerdem weich stimmen und ihn vor tollkühner Waghalsigkeit bewahren, zu der sich manche in den gefahrvollen Momenten des Walfangs hinreißen lassen. »Ich will keinen Kerl im Boot haben«, sagte Starbuck, »der sich vor dem Wal nicht fürchtet.« Damit meinte er offenbar, der Mut, der die dro-

hende Gefahr richtig abschätzt, sei der verlässlichste und brauchbarste, aber wer überhaupt keine Furcht kennt, sei für seine Kameraden verhängnisvoller als ein Feigling.

»Ja, ja«, bemerkte einmal Stubb, der Zweite Steuermann, »einen vorsichtigeren Menschen als diesen Starbuck findet man in der ganzen Fischerei nicht.« Was unter »vorsichtig« zu verstehen war, wenn ein Mann wie Stubb oder sonst ein Walfischjäger dieses Wort überhaupt in den Mund nahm, davon konnten wir uns bald überzeugen.

Starbuck war kein Abenteurer, der Gefahren herausforderte. Mut war für ihn keine edle Gesinnung, sondern ein erprobtes, brauchbares Werkzeug, auch in höchster Gefahr jederzeit zur Hand. Vielleicht meinte er auch, beim Walfang gehöre Mut zu den lebenswichtigen Vorräten an Bord wie Fleisch und Brot und dürfe wie diese nicht leichtsinnig vergeudet werden. Es ging ihm daher gegen den Strich, nach Sonnenuntergang die Fangboote zu Wasser zu lassen oder sich unbedingt mit einem besonders hartnäckigen Wal auseinanderzusetzen. Denn, sagte sich Starbuck, ich befahre dieses unsichere Meer, um mich von den getöteten Walfischen zu ernähren und nicht, damit sie sich an meinem Leichnam mästen. Denn dass schon Hunderte beim Walfang den Tod gefunden hatten, wusste Starbuck sehr wohl. Es war auch das Schicksal seines Vaters und seines Bruders gewesen.

Mit solcherlei Erinnerungen und bei seinem Hang zum Aberglauben musste der immer wieder bewiesene Mut Starbucks tatsächlich von ganz un-

gewöhnlichem Ausmaß gewesen sein.

Der Zweite Steuermann hieß Stubb. Er war in Cape Cod geboren, also, wie man dort sagt, ein »Capeman«. Er begegnete Gefahren mit Gleichmut, und selbst während der kritischsten Augenblicke der Jagd verrichtete er seelenruhig seine Arbeit. Immer guter Laune, lässig und leichten Sinnes führte er sein Fangboot, als wäre der mörderischste Kampf ein Festbankett, zu dem er seine Mannschaft als Gäste geladen hatte. Mit den Bequemlichkeiten seines Sitzes am Steuer nahm er es so genau wie ein alter Postkutscher mit der Behaglichkeit seines Kutschbocks. Dicht am Wal, wenn es hart auf hart ging, handhabte er seine grausame Lanze wie ein Spielzeug, kühl und unbekümmert. Flanke an Flanke mit dem aufs äußerste gereizten Ungeheuer summt er seine Gassenhauer. In jahrelanger Gewohnheit war ihm der Rachen des Todes zum Schaukelstuhl geworden. Was für Gedanken er sich über den Tod machte, ist schwer zu sagen. Ob er sich überhaupt je Gedanken darüber machte, ist fraglich. Ging ihm aber nach einer gemütlichen Mahlzeit dergleichen einmal durch den Sinn, dann betrachtete er als braver Seemann den Tod zweifellos lediglich als Ablösung der Wache mit dem Befehl, oben an Deck anzutreten und eine Arbeit anzupacken, deren Sinn er nachher schon noch erfahren würde.

Was Stubb mehr als alles andere zu einem so sorglosen und furchtlosen Menschen machte, was ihm zu seiner unentwegt guten Laune verhalf, das muss wohl seine Tabakspfeife gewesen sein. Denn

seine kleine schwarze Pfeife gehörte ebenso wie seine Nase zu den Konturen seines Gesichts. Eher wäre er noch ohne Nase aus seiner Koje gestiegen als ohne seine Pfeife. Dort hatte er in einem Ständer eine ganze Reihe gestopfter Pfeifen bequem zur Hand, und wenn er sich niederlegte, rauchte er sie jeweils der Reihe nach auf, wobei er die eine an der anderen anzündete, bis er sämtliche durchgeraucht hatte. Dann stopfte er sie alle frisch fürs nächste Mal. Denn anstatt beim Aufstehen zuerst die Beine in die Hosen zu stecken, steckte er sich erst mal eine Pfeife in den Mund.

Der Dritte Steuermann hieß Flask und stammte aus Tisbury auf der Insel Martha's Vineyard. Er war ein untersetzter, stämmiger, rotbackiger junger Bursche, und wenn es um den Kampf mit dem Wal ging, ein richtiger Draufgänger. Offenbar sah er in diesen Riesen der Meere persönliche Erbfeinde, die ihm Schimpf und Schande angetan hatten, und daher war es für ihn gewissermaßen eine Ehrenpflicht, sie zu vernichten, wo sie ihm in die Quere kamen. Er war durchaus stumpf gegen jede Vorstellung einer Gefahr beim Kampf, da seiner bescheidenen Ansicht nach der Wal nichts weiter war als eine Art vergrößerte Maus oder bestenfalls Wasserratte, die zu töten und einzukochen lediglich ein bisschen Umsicht und einigen Aufwand an Zeit und Mühe erforderte. Diese ahnungslose Dreistigkeit verlieh seinem Verhältnis zu den Walen etwas schalkhaft Übermütiges; er stellte ihnen nach, weil es ihm Spaß machte, und eine dreijährige Fahrt um Kap Hoorn war für ihn höchstens ein Mordsspaß, der eben

lange dauerte. Wie der Zimmermann zwei Sorten von Nägeln unterscheidet, geschmiedete und geschnittene, so gibt es auch zweierlei Menschen. Der kleine Flask gehörte zu den geschmiedeten, die fest sitzen und lange halten. An Bord der »Pequod« wurde er »Stampfsteven«⁵⁰ genannt, nach dem kurzen viereckigen Balken im Bug der Eismeerfahrer, der durch mannigfache Verstrebungen die Bugplancken gegen den Anprall treibender Eisschollen abstützt.

Diese drei Steuerleute also – Starbuck, Stubb und Flask – waren die Männer, von deren Umsicht an Bord ungeheuer viel abhing. Sie waren es, die nach einem umgeschriebenen Gesetz drei der Fangboote der »Pequod« befehligten.

Und wie einstmals ein mittelalterlicher Ritter von seinen Knappen, so ist bei der Hochseefischerei jeder Steuermann oder Bootsführer stets von seinem Bootssteuerer oder Harpunier begleitet, der ihm eine frische Lanze reicht, sobald die erste beim Angriff verbogen oder geknickt wird. Und da zudem zwischen den beiden meistens ein Vertrauensverhältnis wie unter Freunden besteht, so ist es nur recht und billig, dass ich hier berichte, wer die Harpuniere auf der »Pequod« waren und zu welchem Bootsführer sie gehörten.

Da war als erster Quiqueg, den sich Starbuck, der Erste Steuermann, auserkoren hatte.

Nach ihm kam Taschtego, eine reinblütige Rothaut aus Gay Head, dem westlichsten Vorgebirge von Marthas Vineyard. Dort hatte sich noch der

letzte Rest eines Indianerdorfes erhalten, das der Nachbarinsel Nantucket seit langer Zeit die kühnsten Harpuniere lieferte. Unter Walfängern werden sie nach ihrer Abstammung einfach mit dem Namen »Gay Headers« bezeichnet. Taschtegogos lange pechschwarze Haarsträhnen, seine hervorstehenden Backenknochen, die geschweiften, dunklen, eiskalt glitzernden Augen, all das verriet ihn als echten Abkömmling jener stolzen Krieger und Jäger, die in den Urwäldern des Festlandes, in Neuengland, dem Elch mit Pfeil und Bogen nachgestellt hatten. Taschtegogos diente Stubb, dem Zweiten Steuermann, als Harpunier.

Der dritte war Daggoos, ein hünenhafter kohlschwarzer Neger mit dem Gang eines Raubtiers. An den Ohren baumelten ihm zwei goldene Reifen mit so großem Durchmesser, dass die Matrosen sie für Ringbolzen erklärten und daran immer wieder die Falltaue⁵¹ der Marssegel⁵² festmachen wollten. Schon in jungen Jahren hatte Daggoos aus freien Stücken auf einem Walfänger angeheuert, der in einer einsamen Bucht seiner Heimatküste vor Anker ging. Dieser majestätische Neger war der Harpunier des kleinen Flask, der sich neben ihm wie eine Schachfigur ausnahm.

Was die übrige Mannschaft der »Pequod« anging, so waren es fast ausschließlich Insulaner, »Isolatos«, in der vollen Bedeutung des Wortes: Menschen, die nicht auf dem Festland in Gemeinschaft der vielen beheimatet waren, sondern von denen jeder wie auf einer einsamen Insel für sich lebte.

Doch jetzt waren sie vereint über dem Kiel ein und desselben Schiffes, und was für eine Besatzung bildeten sie! Eine Abordnung von düsteren Gestalten von allen Inseln der Weltmeere und allen Ecken und Enden dieser Erde kommend, geschart um den alten Ahab auf der »Pequod«.

Seit unserer Ausfahrt von Nantucket waren schon mehrere Tage vergangen, und noch immer hatte sich Kapitän Ahab nicht auf Deck gezeigt. Die Steuerleute lösten sich regelmäßig ab, und man hätte tatsächlich meinen können, sie allein führten das Kommando an Bord. Nur dass sie dann und wann aus der Kajüte auftauchten bewies, dass ihnen die Befehle, die sie erteilten, aufgetragen worden waren. Der eigentliche Herr und Machthaber war da, wenn auch all denen bisher unsichtbar, die nicht befugt waren, seine geheiligten Räume aufzusuchen.

Jedes Mal wenn ich von meiner Freiwache wieder an Deck stieg, spähte ich sogleich nach achtern, ob dort nicht ein fremdes Gesicht zu sehen sei. Das Geheimnis um den unbekannten Kapitän war mir von Anfang an nicht geheuer gewesen. Jetzt, auf hoher See, wurde es für mich eine Quelle beklemmender Unruhe, die sich noch steigerte, sobald mir das wirre Gerede des zerlumpten Elias in den Sinn kam. Ich war gegen die Erinnerung an dieses Geschwätz nicht gefeit, obwohl ich wusste, dass ich in einer anderen Stimmung über diesen wunderlichen Hafenpropheten gelacht hätte. Aber aus unerklärlichen Gründen ließ mich eine unbestimmbare Befürchtung nicht los. Wenn ich mich auf dem Schiff um-

sah, dann gab es nichts, was meine Ängste auch nur im geringsten rechtfertigte. Gewiss, die Harpuniere und zum größten Teil auch die Mannschaft waren ein buntgemischtes, wildes Gesindel, ganz anders als die biedereren Besatzungen der Handelsschiffe, wie ich sie bisher auf meinen Fahrten kennengelernt hatte. Doch ich schrieb dies, sicher mit Recht, dem in seiner verwegenen Grausamkeit einzig dastehenden Handwerk zu, dem ich mich mit Haut und Haar so leichtfertig ausgeliefert hatte.

Vor allem aber die drei Offiziere und Steuerleute der »Pequod« gaben keinen Anlass zu Befürchtungen. Sie flößten mir Zuversicht ein. Drei so tüchtige Männer, jeder auf seine Weise als Mensch wie als Seeoffizier gleichermaßen vertrauenerweckend, fanden sich so leicht nicht wieder. Und alle drei waren Amerikaner, ein Nantucketer, ein Vineyarder und ein Capeman.

Da wir zu Weihnachten in See gestochen waren, hatten wir eine Zeit lang bittere arktische Kälte, die wir bei unserem ständigen Südkurs allmählich hinter uns ließen. Mit jeder Minute, mit jedem Breitengrad entfernten wir uns von dem unbarmherzigen Winter und seinen widerlichen Stürmen.

In dieser Übergangszeit geschah es. An einem der nicht ganz trostlosen, wenn auch noch reichlich grau verhangenen Morgen schoss das Schiff bei günstigem Wind in trotzigen Stößen schwermütig und unaufhaltsam dahin. Ich trat mit der Vormittagswache auf Deck an, und – das war kein Hirngespinnst – Kapitän Ahab stand leibhaftig auf dem Achterdeck.

Man konnte ihm keine Spur eines körperlichen Leidens oder einer überstandenen Krankheit ansehen. Seine hohe, breitschultrige Gestalt wirkte wie aus Bronze gegossen. Unter dem grauen Haar hervor verlief eine fahle Narbe seitlich über sein sonnenverbranntes Gesicht bis unter den Hemdkragen, wie von dem Hieb einer schlanken Gerte. So stand Ahab gezeichnet, aber in voller Kraft vor uns. Ob er mit dieser Narbe zur Welt gekommen war, oder ob sie von einer fürchterlichen Wunde herrührte, wusste niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Einer stillschweigenden Übereinkunft zufolge, fiel während der ganzen Reise kaum je eine Bemerkung darüber, am allerwenigsten von seiten der Steuerleute. Nur einmal stellte ein alter Stammesgenosse Tashtegos aus Gay Head die Behauptung auf, Ahab sei erst mit vierzig Jahren so gebrandmarkt worden, und zwar nicht von Menschenhand bei einer Schlägerei, sondern im Kampf mit den Elementen auf See. Doch diese Mutmaßung stimmte nur schlecht mit dem überein, was ein alter Graubart von der Insel Man düster orakelte, der zum ersten Mal von Nantucket aus in See gestochen war und der Ahab vorher nie zu Gesicht bekommen hatte. Nach einem alten Seefahreraberglauben war dieser Man-Insulaner mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, so dass ihm kein weißer Matrose auf dem Schiff ernstlich widersprach, als er versicherte, an der Leiche Ahabs die, so murmelte er vor sich hin, kaum je friedlich aufgebahrt daliegen werde – entdecke derjenige, der dem Toten den letzten Dienst erweise, ein vom Scheitel bis zur Sohle reichendes Mal.

Ich war von der unheimlichen Gestalt Ahabs mit der leichenfahlen Narbe so überwältigt, dass ich im ersten Augenblick gar nicht merkte, wie sehr das eine unmenschlich weiße Bein den Eindruck seines düsteren und herrischen Wesens noch verstärkte. Schon vorher hatte man mir erzählt, dass dieser Stelzfuß aus dem glattgeschliffenen Kieferknochen eines Pottwals auf hoher See für ihn gedrechselt worden war. »Jawohl, unter der Küste von Japan ist er entmastet worden«, bemerkte der alte Indianer einmal, »aber wie sein entmastetes Schiff hat er auch einen neuen Mast aufgesetzt bekommen, ohne erst abzuwarten, bis er nach Hause kam.«

Ich war gebannt von der Haltung Ahabs. Auf beiden Seiten des Achterdecks, ziemlich nahe den Besanwanten,⁵³ befand sich auf der »Pequod« ein Bohrloch in den Planken, etwa einen halben Zoll tief. Dieses Bohrloch gewährte seinem Knochenbein Halt. Während sich Ahab mit einem Arm an einem der Wanttaue festhielt, blickte er, aufrecht stehend, über den unaufhörlich stampfenden Bug hinweg in die Ferne. Ein Obermaß innerer Geballtheit und harten, unentwegten Starrsinns sprach aus dem entschlossenen und furchtlos nach vorne gerichteten Blick. So stand er schweigend, und auch die Seeleute richteten kein Wort an ihn. Doch die kleinsten Gebärden, ihr ganzer Gesichtsausdruck verriet, dass sie sich unter dem Blick dieses leidvollen und zugleich herrischen Auges unbehaglich fühlten. Aber es war nicht nur das: Ahab stand vor ihnen, ein vom Schicksal Heimgesuchter, die Schwermut des Gemarter-

ten im Antlitz, mit der ganzen unaussprechlich erhabenen Königswürde namenlosen Leides.

Bald darauf zog er sich nach diesem ersten Erscheinen an Deck wieder in seine Kajüte zurück. Seit diesem Morgen bekam ihn die Mannschaft täglich zu Gesicht; zuweilen stand er fest in seinem Bohrloch, dann wieder saß er auf einem aus Wal-fischknochen gezimmerten Stuhl, und hin und wieder stelzte er mühsam an Deck auf und ab. Je mehr wir uns gemäßigten Zonen näherten, desto öfter zeigte sich Ahab an Deck, und bald war es soweit, dass er sich fast ständig im Freien aufhielt, aber er sprach beinahe nichts und blieb untätig; er kam uns ebenso unnütz vor wie ein überzähliger Mast.

Doch die »Pequod« befand sich erst auf der Anfahrt, noch nicht auf einem Walgrund, und alle die zum Fang notwendigen Vorbereitungen konnten den Steuerleuten überlassen werden. Es gab daher so gut wie nichts, was Ahab während dieser einzigen Ruhepause der Reise von dem Gewölk seiner Gedanken ablenkte, das sich immer dichter um seine Stirn ballte. Trotzdem schien die verführerische, lockende Wärme, durch das freundliche Wetter verursacht, ihn immer öfter seinem Trübsinn zu entreißen. Und immer häufiger kam in den Ausdruck seiner Augen ein Anflug von Freude.

Es vergingen ein paar Tage. Eis und Eisberge hatten wir weit hinter uns gelassen. Die »Pequod« segelte schlingernd durch Quitos hellen Frühling, wie er auch auf See an der Schwelle des ewigen Hochsommers der Tropen fast dauernd herrscht. Die köstlich kühlen Tage, in denen die Luft voller Aroma

war, berauschten uns. Die sternklaren Nächte waren ein Genuss. Uns Schlafbedürftigen fiel es schwer, zwischen den wunderschönen Tagen und den berückenden Nächten zu wählen. Dabei verzauberte das unvermindert herrliche Wetter nicht nur die Schönheiten der Welt um uns her, es verzauberte auch unsere Seelen, vor allem wenn die stillen Stunden des Abends leise nahten. Dann stiegen Erinnerungen auf. Sie formierten sich in der lautlosen Dämmerung zu den schönsten Bildern. Und alle diese geheimnisvollen Einflüsse bewirkten auch in Ahabs Wesen eine Änderung. Alte Leute brauchen nicht viel Schlaf. Die alten Graubärte unter den Kapitänen hält es nicht lange in ihren Kojen,⁵⁴ sie kommen oft auf das noch nachtdunkle Deck. So auch Ahab, nur dass man jetzt bei ihm eigentlich mehr von Besuchen in seiner Kajüte sprechen konnte, denn er lebte fast ganz auf Deck.

»Mir ist, als steige ich in meine Totenkammer hinab«, murmelte er vor sich hin, »wenn ich in dieses enge Luk⁵⁵ hinunterkrieche, um mich in der Grabesgruft meiner Koje niederzulegen.«

Alle vierundzwanzig Stunden, wenn die Nachtwache angeschlagen wurde und die Wachtmänner an Deck den Schlummer der Matrosen unter Deck beschirmt, wenn die Matrosen ein Tau, das es vor-schiffs durchzuholen galt, nicht hinknallten, sondern es behutsam fallen ließen, um ihre schlafenden Kameraden nicht zu wecken, und wenn allmählich die große Stille einsetzte, dann blickte der

Mann am Ruder immer öfter zur Kajütluke⁵⁶ hin, und es dauerte nicht lange, da tauchte der Alte auf und zog sich mühsam am Eisengeländer an Deck. Aus einer gewissen menschlichen Rücksicht, die ihm eigen war, unterließ er es meistens, auf dem Hochdeck hin und her zu gehen. Denn seine Leute, die schliefen, hätten in ihrer Ruhe durch das widerhallende Aufschlagen seines Beines gestört werden können. Einmal jedoch übermannte ihn seine düstere Stimmung, sodass er jede Rücksicht auf seine Mannschaft außer acht ließ. Als er mit schwerfällig klobigen Schritten das Schiff vom Heck bis zum Großmast durchmaß, kam Stubb, der Zweite Steuermann, von unten herauf und bemerkte etwas verlegen und halb im Scherz, dass es zwar niemand dem Kapitän verwehren könne, auf dem Deck hin und her zu promenieren, doch vielleicht ließe sich das Geräusch irgendwie dämpfen. Dabei ließ Stubb zaghaft etwas von einem Knäuel Werg verlauten, mit dem man das Knochenbein umwickeln könnte. Aber da kam Stubb bei Ahab schlecht an.

»Bin ich eine Kanonenkugel, Stubb«, herrschte ihn Ahab an, »dass du mir einen Ladepfropfen aufsetzen willst? Scher dich weg. Ich hatte nicht daran gedacht. 'runter mit dir in deine nächtliche Gruft, du Hund!« Stubb zuckte zusammen. Er war zunächst sprachlos über den jähen Ausbruch des Alten, der auf einmal so grob wurde. Dann versetzte er erregt. »In diesem Ton angefahren zu werden bin ich nicht gewohnt, Sir. Ich mag das ganz und gar nicht, Sir.«

»Schweig!«, knirschte Ahab zwischen den Zähnen, und mit einem Ruck wandte er sich ab, um nicht die Gewalt über sich zu verlieren.

»Nein, Sir, wir sind noch nicht fertig«, wagte Stubb sich noch einmal vor. »Ich lasse mich von niemandem einen Hund nennen.«

»Dann meinethalben einen zehnfachen Esel und noch einen Maulesel und wieder einen Esel drauf, und jetzt pack dich, oder du findest dich im Jenseits wieder!«

Bei diesen Worten trat er mit einem so furchtgebietenden und verzerrten Gesicht an ihn heran, dass Stubb unwillkürlich zurückwich.

»Das habe ich mir noch nie bieten lassen, ohne dass ich zurückgeschlagen hätte«, grollte Stubb und stieg unter Deck. »Jetzt weiß ich nicht recht, soll ich zurück zu ihm und ihm eine herunterhauen, oder soll ich – ja, was denn? – ja, was denn? – hier auf der Stelle niederknien und für ihn beten? Wahrhaftig, das war es, was mir eben durch den Kopf schoss, und es wäre das erste Mal, dass ich wirklich bete. Verrückt ist das, ganz verrückt, und auch er ist verrückt. Jawohl, alles in allem der verrückteste Alte, unter dem ich je gefahren bin. Wie er mich anblitzte! Mit Augen wie Pulverpfannen. Ist er wahnsinnig? Da rumort was in ihm, das steht fest. Und im Bett ist er auch höchstens drei von vierundzwanzig Stunden, und dann schläft er nicht einmal. Hat mir nicht dieser Kloßfratz, der Kajütsjunge, erzählt, dass jeden Morgen das Bettzeug des Alten ganz zerknüllt und zerwühlt ist. Die Laken unten am Fußende und die Decke bilden ein einziges Knäuel,

und das Kissen ist so schrecklich heiß, als hätte ein glühender Backstein drauf gelegen. Ein hitziger alter Kerl! Den plagt vermutlich das Gewissen, wie die Leute an Land das nennen. Na ja, ich kenne mich da nicht aus, aber Gott verhüte, dass ich's auch kriege. Rätsel gibt der einem auf! Was hat er eigentlich jede Nacht im Achterraum zu suchen, wie der Kloßfratz behauptet. Das möchte ich wissen. Mit wem hat er eine Verabredung da unten? Ist das nicht verrückt? Ich komme nicht dahinter. Es wird die alte Geschichte sein. Ich lege mich lieber aufs Ohr. Verdammt, eigentlich ist alles verrückt, wenn man darüber nachdenkt. Doch das tue ich grundsätzlich nicht. ›Du sollst nicht nachdenken‹, das ist mein elftes Gebot. ›Und penn, soviel du kannst‹ mein zwölftes. Also gute Nacht! Doch halt! Einen Hund hat er mich genannt. Verdammt! Und dann noch einen zehnfachen Esel und weiß Gott noch was alles. Er hätte mir ja auch gleich einen Tritt geben können und basta. Vielleicht hat er mir sogar einen gegeben, ich hab's bloß nicht bemerkt, so verdattert war ich wegen seiner wutverzerrten Miene. Etwas blitzte auf wie ein gebleichter Knochen. Was, zum Teufel, ist denn in mich gefahren? Ich stehe nicht mehr richtig auf meinen Beinen. Seit dem Zusammenprall mit dem Alten bin ich ganz durcheinander. Bei Gott, ich muss wohl geträumt haben. Doch was? Wie? Ach was, da hilft nur eins: Schwamm drüber, 'rein also in die Hängematte, und morgen bei Tageslicht schauen wir uns den ganzen verdamnten Spuk noch mal an.«

Nachdem Stubb sich verzogen hatte, stand Ahab

noch eine Weile an die Reling gelehnt. Dann schickte er, wie es in letzter Zeit seine Gewohnheit war, einen Matrosen von der Wache hinunter und ließ sich seinen Hocker aus Walfischknochen und seine Pfeife holen. Diese zündete er an der Kompasslampe an. Dann rückte er sich den Hocker an die Luvseite des Decks, setzte sich hin und paffte.

Stubb trat am nächsten Morgen auf Flask zu: »Siehst du Ahab dort? Er hält Ausschau achteraus. Lass ihn in Ruhe, Flask, den Schnabel halten ist immer das gescheiteste. Nanu! Was ruft er da? Horch!«

»Ausguck! Scharf aufgepasst dort oben. Wale in der Nähe. Wenn ihr einen weißen siehtet, schreit euch die Lunge aus dem Leib!«

»Was sagst du dazu, Flask? Ist das nicht wieder ein bisschen komisch, was? Ein weißer Wal – hast du's gehört, Mensch? Pass auf, da ist etwas im Anzug. Mach dich auf was gefasst, Flask. Weiß der Teufel, was für Dinge er im Schilde führt. Doch still, er kommt.«

Nicht lange, nach dem Vorfall mit Stubb trat Ahab eines Morgens wie gewohnt gleich nach dem Frühstück aus seiner Kajüte und stieg aufs Deck hinauf.

Bald hörte man Ahabs gleichmäßige Schritte, wie er mit seinem Knochenbein auf den Planken immer auf und ab stelzte. Seine zerfurchte Stirn trug heute einen seltsamen Ausdruck, als ob ein Gedanke Tag und Nacht in seinem Kopf kreiste. So sehr war Ahab von dem einen Gedanken besessen, dass man jedes Mal, wenn er auf seiner einförmigen

Runde kehrtmachte – einmal beim Großmast, dann beim Kompasshaus – gleichsam den Gedanken mit ihm umkehren und Schritt halten sah.

»Siehst du ihn, Flask«, flüsterte Stubb, »der Vogel in ihm pickt schon an der Eierschale. Bald schlüpft er aus.«

Stunde um Stunde verging. Bald schloss Ahab sich in seine Kajüte ein, dann nahm er seinen Gang über das Deck wieder auf, in seinen Zügen beobachteten wir stets dieselbe leidenschaftliche Verbissenheit.

Es wurde Abend. Da auf einmal blieb Ahab an der Reling stehen, stemmte den Stelzfuß in das Bohrloch, hielt sich mit der einen Hand an den Wanten fest und befahl Starbuck, alle Mann sollten achteraus antreten.

»Sir?« Verdutzt sah ihn der Steuermann an, erstaunt über einen solchen Befehl, der an Bord nur bei besonderen Gelegenheiten erteilt wird.

»Alle Mann achteraus«, wiederholte Ahab. »Ausguck! Entert nieder!«⁵⁷ Als die gesamte Schiffsmannschaft versammelt war und alle ihn neugierig und mit einer gewissen Beklemmung anschauten – etwas von einem auf kommenden Sturm ließ sich an ihm feststellen –, sah er nach einem flüchtigen Blick über die Reling die Männer mit leidenschaftlich blitzenden Augen an, machte einen Schritt vorwärts und nahm, als ob kein Mensch in seiner Nähe wäre, seine schwerfällige Runde über das Achterdeck wieder auf. Mit gesenktem Kopf, den Hut schief in die Stirn gedrückt, schritt er, ohne sich an das verwun-

derte Tuscheln der Männer zu kehren, weiterhin auf und ab, bis Stubb schließlich verstohlen zu Flask hinüberflüsterte, Ahab habe sie wohl antreten lassen, damit seine fußgängerische Leistung bewundert würde. Es dauerte jedoch nicht lange, da blieb Ahab mit einem Ruck stehen und rief:

»Was tut ihr, Leute, wenn ihr einen Wal siehtet?«

»Aussingen!«, ⁵⁸ schallte es aus mehr als einem Dutzend rauer Kehlen.

»Gut!«, rief Ahab mit leidenschaftlichem Frohlocken, als er sah, dass seine Frage ihre Gemüter so entflammt hatte.

»Und dann, Leute, was tut ihr dann?«

»Die Boote zu Wasser und ihm nach!«

»Und was singt ihr beim Anrudern?«

»Der Wal erst tot, eh zerschmettert das Boot.«

Eine wilde Freude leuchtete dem Alten bei jedem Zuruf aus den Augen, während sich die Matrosen insgeheim fragend ansahen, als wunderten sie sich über sich selber, dass sie bei diesen eigenartigen Fragen derart in Erregung gerieten. Doch sogleich horchten alle wieder gespannt auf, als Ahab jetzt in seinem Bohrloch eine Wendung machte, sich mit hochehobener Hand beinahe krampfhaft festhielt und hervorstieß: »Jeder von euch Ausguckleuten kennt ja meinen Befehl wegen des weißen Wales. Schaut her! Seht ihr diese spanische Dublone?« Eine große Goldmünze funkelte in der Sonne, als er sie emporhielt. »Es ist eine Sechzehndollarmünze, Leute. Seht sie euch an. Mr. Starbuck, gebt

mir den Hammer dort.«

Während der Steuermann das Werkzeug holte, rief Ahab, ohne ein Wort zu sagen, die Goldmünze an seinem Rockschoß blank, wobei er leise vor sich hin sumnte, in seltsam gedämpften Lauten ohne erkennbaren Sinn, als summe in seinem Inneren das Räderwerk, das sein Leben in Gang hielt.

Er nahm den Hammer entgegen und trat an den Großmast. »Wer mir von euch einen Wal mit weißem Kopf, zerfurchter Stirn und schieferm Maul sieht, wer mir von euch diesen Weißschädel mit dreifach durchlöcherter Steuerbordflanke⁵⁹ sieht – schaut her, wer immer mir den weißen Wal als erster sieht, der soll diese Golddublonne haben, Jungs!«

»Hurra, hurra!«, schrien die Matrosen und schwenkten ihre Südwester, während er das Goldstück an den Mast nagelte.

»Der weiße Wal ist es, wie ich sagte«, begann Ahab von neuem und warf den Hammer weg. »Der weiße Wal. Haltet die Augen offen, Leute, wo das Wasser weiß wird. Und wer nur eine einzige Luftblase sieht, der singe aus.«

Tashtego, Daggoo und Quicquig waren dieser Szene mit noch größerer Spannung und Verwunderung als die anderen gefolgt; als er die zerfurchte Stirn und das schiefe Maul erwähnte, hatten sie aufgehört, als erinnerte sich dabei jeder einzelne von ihnen an ein bestimmtes Erlebnis. »Kapitän Ahab«, begann Tashtego, »das muss doch der weiße Wal sein, den manche Moby Dick nennen.«

»Moby Dick?«, fuhr Ahab auf. »Kennst du etwa den weißen Wal, Taschtego?«

»Fächert er nicht etwas eigenartig mit dem Schwanz, Sir, bevor er untersucht?«, fragte der Gay-Head-Indianer weiter.

»Und er bläst auch so merkwürdig«, fügte Daggoon hinzu, »für einen Pottwal sehr buschig und ziemlich rasch hintereinander, nicht wahr, Kapitän?«

»Und haben ein, zwei, drei – o sehhrrr viel Eisen in ihm Haut«, radebrechte Quieueg dazwischen, »alle umdreh – dreh um, so, so...« Krampfhaft suchte er nach einem Wort, wobei er mit der Hand herumschraubte, als entkorke er eine Flasche.

»Korkenzieher, jawohl!«, ergänzte Ahab. »Wie du sagst, Quieueg. Die Harpunen in seinem Leib sind alle verdreht und verbogen. Ganz recht, Daggoon, seinen Strahl bläst er breit wie eine Weizengarbe. Taschtego, richtig, sein Schwanz fächert wie ein zerfetzter Klüver⁶⁰ im Sturmwind. Tod und Teufel, Männer, es ist wahrhaftig Moby Dick, den ihr gesehen habt. Moby Dick!«

»Kapitän Ahab«, fing nun Starbuck an, der ebenso wie Stubb und Flask seinen Kommandeur mit wachsenden Befremden angesehen hatte: »Kapitän Ahab, von Moby Dick habe ich gehört. Es war doch nicht etwa Moby Dick, der Euch das Bein weggerissen hat?«

»Wer hat dir das erzählt?«, schrie Ahab ihn an, hielt dann inne und wurde ruhiger. »Ja, Starbuck, ja, meine wackeren Leute, es war Moby Dick, der mich

entmastet hat, Moby Dick hat mich auf diesen Stumpffuß gebracht, auf dem ich jetzt stehe. Ja, ja«, stieß er mit einem entsetzlichen, beinahe tierischen Schrei heraus. »Ja, dieser verfluchte weiße Wal war es, der mich verstümmelt und für immer zu einem jämmerlich umherstehenden Krüppel gemacht hat.« Er warf beide Arme in die Luft und brach in maßlose Verwünschungen aus: »Und ich werde ihm nachjagen um ganz Afrika herum und um Kap Horn, bis Norwegen in den Malstrom⁶¹ hinein und weiter, wenn es sein muss, durch alle Flammen der Hölle. Ich lasse nicht von ihm ab. Und dafür, Leute, habt ihr euch verheuert! Den weißen Wal zu jagen, um alle Kontinente herum, in allen Richtungen des Erdballs, bis er schwarzes Blut bläst und alle Flossen von sich streckt. Was meint ihr, Leute, gebt ihr mir die Hand drauf, hier auf der Stelle! Ihr seht mir nicht wie Feiglinge aus.«

»Ja, jawohl!«, jubelten die Harpuniere und Matrosen und scharten sich dichter um den erregten alten Mann. »Die Augen scharf auf den weißen Wal, die Lanzen scharf auf Moby Dick!«

»Gott mit euch«, schrie er. Es klang wie ein Schluchzen. »Gott mit euch, Leute. Kajütsjunge, das große Fass Rum! – Aber was soll Euer langes Gesicht, Mr. Starbuck? Wollt Ihr nicht Jagd machen auf den weißen Wal? Nehmt Ihr's nicht auf mit Moby Dick?«

»Ich nehme es auf mit seinem schiefen Maul, dem Rachen des Todes, Kapitän Ahab, wenn er uns bei unserem Tagewerk in die Quere kommt. Doch

ich bin hier, um Walfische zu erlegen, aber nicht, um an ihnen für meinen Kapitän Rache zu nehmen. Wie viel Fass wird Euch Eure Rache eintragen, vorausgesetzt, dass sie glückt, Kapitän Ahab? Daheim auf dem Markt von Nantucket wird sie Euch nicht viel einbringen.«

»Auf dem Markt in Nantucket? Pah! Wenn das Geld das Maß der Dinge sein soll, Mensch, und die Feilscher haben sich ausgerechnet, dass sie den ganzen Erdball zu einem einzigen Kontor machen und es mit Goldstücken pflastern, alle zwei Zentimeter ein Stück, dann lasst Euch sagen: Meine Rache wird einen gewaltigen Preis erzielen: hier!«

»Er schlägt sich an die Brust«, flüsterte Stubb. »Wozu das? Es dröhnt gewaltig, doch hohl.«

»Rache an einer stummen Kreatur«, sagte Starbuck erregt, »die Euch bloß aus blindem Erhaltungstrieb angefallen hat? Wahnsinn! Einem dumpfen Tier ohne Verstand zu grollen, Kapitän Ahab, das ist verrückt.«

»Hör mir weiter zu! Wie soll der Gefangene in die Freiheit hinaus, ohne durch die Mauer zu stoßen? Und für mich ist der weiße Wal die Mauer, die mich umringt. Er lässt mich nicht los, er lastet auf mir, ich spüre in ihm eine unermessliche Kraft mit einer rätselhaften Tücke und Arglist in allen Fasern. Dieses Unheimliche ist es, was ich hasse. Und mag der weiße Wal nur Werkzeug oder mag er selber mein Feind sein, ich werde meinen Hass an ihm austoben. Denk an die Mannschaft, Starbuck, denk an die Mannschaft! Sind sie nicht, einer wie der andere, auf seiten Ahabs und gegen den Wal? Sieh

dort Stubb an, wie er lacht. Und den Chilenen dort! Er schnaubt schon vor Freude, wenn er nur daran denkt. Dem willst du als einziger dich entgegenstemmen, Starbuck? Um was geht es denn, bedenke doch. Gemeinsam eine Flosse zu treffen, das gilt es. Für Starbuck keine Heldentat. Was ist schon dabei? Bei dieser einen entscheidenden Jagd wird doch die beste Lanze von ganz Nantucket nicht fehlen wollen, wo jeder Bootsgast schon das Messer schleift. Ah, du hast Bedenken, doch ich sehe, die Woge trägt dich mit. So sprich doch, sprich! – Auch gut. So ist dein Schweigen deine Antwort.«

»Gott steh mir bei! – steh uns allen bei!«, kam es leise von Starbucks Lippen.

Vor Freude über das stumme Einverständnis seines Steuermannes überhörte Ahab dessen banges Stoßgebet. Er achtete auch nicht auf das leise Gelächter unten im Schiffsraum, weder auf das ahnungsvolle Sirren der Wanten im Wind noch auf das dumpfe Klatschen der Segel gegen den Mast. Denn in Starbucks gesenkten Augen leuchtete wieder der zähe Lebenswille auf, das Lachen unten verstummte, die Winde frischten auf, die Segel blähten sich von neuem, das Schiff schlingerte und stampfte wie zuvor.

»Den Rum her, den Rum!«, rief Ahab.

Er nahm den bis zum Rand gefüllten Zinnkrug, wandte sich zu den Harpunieren und wollte ihre Waffen sehen. Dann ließ er sie mit den Harpunen in der Hand vor dem Gangspill⁶² antreten, die drei Steuerleute mit ihren Lanzen an seiner Seite. Die üb-

rige Mannschaft stellte sich ringsum im Kreise auf. Einen Augenblick stand Ahab da und schaute mit forschendem Blick jeden einzelnen an. Ihre verwegenen Blicke hielten dem seinen stand, wie die blutunterlaufenen Augen der Präriewölfe dem Blick ihres Anführers gehorchen.

»Trinkt und gebt weiter!«, gebot Ahab. Damit reichte er den Krug dem neben ihm stehenden Matrosen. »Erst trinkt die Mannschaft. Kurze Züge, Leute, und langsam schlucken. So ist's recht. Er macht die Runde, wie er soll. Schon kreist's in euch, es züngelt flammend aus euren Augen. Gut so, fast leer. Dort ging's herum, hier kommt's zurück. Her damit, das nenne ich einen Abgrund, Leute, ihr seid wie die Zeit, die vergeht: So wird das überschäumende Leben hinuntergestürzt und ist nicht mehr. Kajütsjunge, füll nach! – Nun hört her, ihr meine Braven. Ich habe euch alle hier beim Gangspill antreten lassen. Ihr, Steuerleute, stellt euch an meine Seite; und ihr, Harpuniere, steht dort mit euren Eisen. Und ihr, meine braven Matrosen, bildet einen Ring um mich, damit wir einen guten alten Brauch unserer Väter, die vor uns Walfänger waren, wieder zu Ehren bringen. Leute, ihr werdet es erleben! – Ha, Junge, schon wieder zurück? Eine falsche Münze kommt nicht schneller zurück. Gib her!

Tretet heran, Steuerleute! Kreuzt die Lanzen hier vor meinen Augen. Gut gemacht. Ich will meine Hand darauflegen, wo sie sich kreuzen.« Mit diesen Worten umfasste er die drei übereinanderliegenden Lanzen da, wo sie sich wie Strahlen kreuzen, und während er sie so festhielt, packte er sie plötzlich

mit einer heftigen nervösen Bewegung, wobei er Starbuck, Stubb und Flask der Reihe nach durchdringend anblickte. Es war, als wolle er seine eigene in ihm aufgespeicherte glühende Erregung magnetisch auf sie überspringen lassen. Die drei Steuerleute erbeben, durchzuckt von dem anhaltend flutenden Kraftstrom seines geheimnisvollen Wesens. Stubb und Flask wichen seinen Blicken aus. Starbuck senkte seine ehrlichen Augen.

»Umsonst!«, rief Ahab. »Doch vielleicht ist's zum Guten. Denn hättet ihr drei den Schlag in seiner vollen Wucht auch nur einmal gespart, dann wäre meine eigene geballte elektrische Energie vielleicht von mir gewichen. Vielleicht auch wärt ihr tot umgefallen. Vielleicht aber bedürft ihr meiner Kraft. Die Lanzen nieder! Und nun, Steuerleute, erkenne ich einen jeden von euch zum Mundschenk jener drei Herren dort, meiner wackeren Harpuniere. – Harpuniere, zerschneidet die Bindsel und zieht die Stöcke heraus!«

Ohne ein Wort der Widerrede kamen die drei Harpuniere dem Befehl nach und standen nun mit den losgelösten, drei Fußlängen Harpunen, die Widerhaken nach oben gerichtet, vor Ahab.

»Erstecht mich nicht! Dreht sie nach unten! Kennt ihr denn das Becherende nicht? Und jetzt, ihr Mundschenke, tretet vor. Die Eisen, haltet sie, dass ich sie fühlen kann!«

»Und jetzt, ihr drei, zu den dreien und kredenzt ihnen die Kelche! Bringt sie ihnen dar, die ihr nun eingeschworen seid auf dieses unlösliche Bündnis. Siehst du, Starbuck, die Tat ist vollbracht. Die unter-

gehende Sonne dort wird sie besiegeln. Trinkt, Harpuniere, trinkt und schwört: Tod dem Moby Dick! Gott hetze uns alle, wenn wir Moby Dick nicht zu Tode hetzen!«

Die langen, scharfumrandeten Stahlbecher wurden emporgehoben, und unter Geschrei und Verwünschungen gegen den weißen Wal wurde der glühende Rum hinuntergestürzt. Starbuck erleichte und wandte sich schauernd ab. Noch einmal machte der frisch gefällte Krug unter dem tobenden Schiffsvolk die Runde, zum letzten Male. Dann entfernten sich alle auf einen Wink des Kapitäns, und Ahab zog sich in seine Kajüte zurück.

1. Führer eines Geschwaders bei der Kriegsmarine <<<
2. Barke = kleines Boot ohne Mast; Brigg = Segelschiff mit zwei Masten; Schoner = Segelschiff mit mehreren Masten <<<
3. Vor dem Mast leben die Matrosen, daher werden sie im Gegensatz zu den Schiffsoffizieren, die in der Kajüte leben, die Leute »vor dem Mast« genannt. <<<
4. Ohne Segeln; im weiteren Sinne ausgemustert. <<<
5. Streitaxt der amerikanischen Ureinwohner (der sog. Indianer). Ist eigentlich mehr ein Beil, als eine Axt, und wird gewöhnlich geworfen. <<<
6. Steuermann: Seeoffizier (höchster Offizier nach dem Kapitän), der für die Navigation ver-

- antwortlich ist; hier wohl jemand, der ein Boot steuert bzw. steuern kann. <<<
7. Gehilfe des Steuermanns oder des Bootsmanns auf Segelschiffen <<<
 8. Tau, das die Segel in die richtige Stellung zum Wind bringt <<<
 9. Über den Bug hinausragende Segelstange <<<
 10. Luv = dem Wind zugekehrte Seite <<<
 11. Holzstange, an dem das Großsegel mit seiner unteren Kante festgemacht ist. <<<
 12. Durch Laschen verbinden. <<<
 13. vorderer Teil des Schiffes <<<
 14. Geländer, das das Deck eines Schiffes umgibt. <<<
 15. Stange am Mast zur Abstützung der Wanten (Wanten = Seil oder Stange zur seitlichen Verspannung eines Masts) <<<
 16. zweitoberste Verlängerung eines Mastes <<<
 17. Stange am Mast zur Abstützung der Wanten (Wanten = Seil oder Stange zur seitlichen Verspannung eines Masts) <<<
 18. kleines Schiff für den Heringsfang <<<
 19. Chinesisches Segelschiff mit flachem Schiffsrumpf und rechteckigen, aus Bast geflochtenen Segeln <<<
 20. (Großes) Kriegs- und als Handelsschiff, meist mit mehreren Geschützen bewaffnet <<<
 21. vorderster Teil eines Schiffes <<<
 22. Masten <<<
 23. Der erste Steuermann auf großen Segelschiffen, in der Marine ein Deckoffizier. <<<
 24. Dorn, an dem Tauenden belegt werden kön-

- nen. <<<
25. Von Tamp, Tampe = Endstück eines Taus <<<
 26. Mit der Hand bedienter (waagerechter) Hebelarm des Steuerruders. <<<
 27. indianisches Zelt <<<
 28. Handelsschiff <<<
 29. Reeder = Schiffseigner <<<
 30. Reling an der dem Wind zugekehrten Seite <<<
 31. Von Himmel und Meer gebildete Linie des Horizonts. <<<
 32. Wohn- und Schlafraum auf Schiffen <<<
 33. Spant = wie eine Rippe geformtes Bauteil zum Verstärken des Schiffsrumpfes <<<
 34. langes, dickes Brett; Bauholz für den Schiffsbau <<<
 35. Lohn eines Seemannes <<<
 36. Seilenden durch Verflechten der einzelnen Stränge verbinden. <<<
 37. Schiffslader, Hafenarbeiter <<<
 38. Stauer = Belader; Takler = Hafenarbeiter, der Schiffe auf- und abtakelt <<<
 39. Das (gesetzlich) vorgeschriebene Tagebuch, in das auf Schiffen die wichtigsten Vorkommnisse, auch Unfälle, gesteuerte Kurse, Logergebnisse, Abtrift, Besteckrechnung, Landpeilungen, Segelführung, meteorologische Beobachtungen etc., von den wachhabenden Offizieren oder Steuerleuten eingetragen werden. <<<
 40. Ablegen des Schiffes <<<
 41. die Mitte der Quer- wie der Längsschiffsrich-

- tung <<<
42. Anker heraufziehen <<<
 43. Vorrichtung zum Einwinden der Ankerkette bzw. zum Einholen von Trossen. <<<
 44. Vorschiff, das vordere Schiff, im Gegensatz zum Achterschiff. <<<
 45. Hand- oder dampfgetriebene Winden mit vertikaler oder horizontaler Antriebswelle zum Einhieven der Ankerkette an Bord der Schiffe. <<<
 46. Die Takelage eines Schiffes umfasst alles für die Bemastung sowie die Besegelung erforderliche Tauwerk nebst Befestigungen. <<<
 47. einmastiges Küsten- und Fischerfahrzeug <<<
 48. Spitze eines Mastes; hier des Hauptmastes <<<
 49. Die Segel so herumholen, dass der Wind von vorne auf sie drückt, um die Fahrt aus dem Schiff zu bringen. <<<
 50. Steven = Die auswärts stehenden, in den Schiffskiel eingelassenen Hölzer; je nachdem ob sie vorn oder hinten eingelassen sind, heißen sie Vordersteven, woran das Galion befestigt ist und welches den Bugspriet trägt, und Hinter- (Achter-) steven, woran das Steuerruder durch Haken und Ösen befestigt ist. <<<
 51. Ein mit Knoten versehenes Tau, auch zum Festhalten an Treppen <<<
 52. (Meist) zweitgrößtes Segel eines Mastes <<<
 53. Besan = Segel am hintersten Mast; Wante = Seil oder Stange zur seitlichen Verspannung

- eines Masts <<<
54. schmales, fest eingebautes Bett auf einem Schiff <<<
 55. viereckige, wasserdichte Luke (Ein- und Ausstieg) im Deck eines Schiffes <<<
 56. Ein- und Ausstieg zum Wohn- und Schlafraum <<<
 57. entern = (hier) in die Takelung eines Schiffes klettern; niederentern = hinabsteigen <<<
 58. mit tönender Stimme ausrufen <<<
 59. rechte Seite <<<
 60. ein dreieckiges Vorsegel <<<
 61. Der Moskenstraumen, auch Mahlstrom oder Malstrom, ist ein Gezeitenstrom zwischen den Lofoten-Inseln Moskenesøy und Værøy in Norwegen. <<<
 62. Spill mit senkrechter Welle, in dessen Kopf Speichen eingesetzt werden, die von den Matrosen im Rundgang herumgedreht werden, um (Anker)ketten auf- und abzuwinden <<<

Zweiter Teil – Moby Dick

Auch ich, Ismael, gehörte zu dieser Mannschaft. Ich hatte mit allen anderen zusammen gebrüllt, mit den anderen zusammen geschworen; und ich hatte lauter gebrüllt als die anderen und meinen Eid noch lauter bekräftigt, um die Angst in meinem Herzen niederzuschreiben. Ein wildes, rätselhaftes Mitgefühl war in mir. Ahabs unstillbarer Rachedurst war mein eigener geworden. Gierig hörte ich auf die Geschichten von jenem mörderischen Ungeheuer, dem ich und alle anderen Rache und Tod geschworen hatten.

Schon seit langen Jahren, wenn auch mit Unterbrechungen, war der einsam ziehende weiße Wal immer wieder in jenen öden Meeren aufgetaucht, in denen die Pottwalfänger am häufigsten jagen. Doch nicht alle wussten von seiner Existenz, und nur verhältnismäßig wenige hatten ihn je zu Gesicht bekommen; und noch kleiner war die Zahl derer, die wirklich Jagd auf ihn gemacht hatten. Es kreuzen ja viele Walfänger zerstreut auf allen Meeren umher, und manche von ihnen stoßen, von Abenteuerlust getrieben, in einsame Breiten vor, sodass sie im Laufe eines Jahres selten oder nie einem anderen Segler begegnen, der ihnen Neuigkeiten bringt. Die ungewöhnlich lange Dauer einer solchen Fahrt, die

unregelmäßigen Auslaufzeiten aus den Heimathäfen, all das und andere Umstände erschwerten es lange Zeit, dass bei den Walfangflotten rings um den Erdball genauere Nachrichten über Moby Dick durchsickerten. Allerdings hatten verschiedene Schiffe versichert, dass sie zu der und der Zeit auf dem und dem Breitengrad mit einem Pottwal von ungewöhnlicher Größe und Bösartigkeit aneinandergeraten seien, mit einem Wal, der seinen Angreifern viel Schaden zufügte, ehe er spurlos verschwand. An diesen Berichten gab es keinen Zweifel. Und für viele stand fest, dass es sich bei diesem Wal nur um Moby Dick gehandelt haben kann. Allerdings war es bei der Jagd auf den Pottwal schon häufig vorgekommen, dass sich das angegriffene Riesentier mit wilder Wut, mit List und Bosheit zur Wehr gesetzt hatte. So ist es gut möglich, dass mancher Jäger, der, ohne es zu ahnen, mit Moby Dick aneinandergeraten war, den Schrecken, den er verbreitete, ganz allgemein den Gefahren der Jagd auf den Pottwal zuschrieb, nicht aber der Kraft und der Tücke des einen Gegners: Moby Dick. Auf diese Weise hatte man sich auch bisher ganz allgemein den verhängnisvollen Kampf zwischen Ahab und dem Wal erklärt. Und all jene, die schon früher von dem weißen Wal gehört hatten und ihn nun eines Tages zufällig zu Gesicht kriegten, ließen zuerst einmal kühn und unerschrocken ihre Boote zu Wasser wie bei jedem anderen Pottwal. Auf die Dauer aber entstand bei diesen Angriffen zu viel Unheil. Es blieb nicht bei verstauchten Gelenken oder gebrochenen Gliedmaßen oder schrecklichen Amputationen – son-

dern mancher Mann verschwand für immer. Diese immer wiederkehrenden Katastrophen steigerten den Schrecken, der von Moby Dick ausging, sodass die Geschichten, die man sich von ihm erzählte, auch das Herz eines unerschrockenen Walfängers erbeben ließen.

Dazu kamen natürlich wilde Gerüchte aller Art, die diese Geschichten weiter übertrieben und mit schrecklichen Einzelheiten ausschmückten. Denn wo sich etwas Furchtbares zuträgt, da wuchern auch die unheimlichsten Gerüchte wie die Pilze im Stamm eines geborstenen Baumes. Auf See aber wuchern die Gerüchte noch weit üppiger als an Land. All das aber wird bei weitem übertroffen, von dem, das man sich unter Walfängern an wunderbaren und gruseligen Geschichten erzählt. Die Walfänger sind, wie alle Seeleute, unwissend und abergläubisch.

Aber sie kommen noch viel enger als alle anderen mit den Wundern und Schrecken des Meeres in Berührung, nicht nur als Zuschauer, sondern im Kampf – sozusagen mit der Hand im Rachen. Einsam in den entlegensten Meeren der Welt, ist der Walfänger allen Eindrücken und Einflüssen ausgesetzt, die seine Fantasie befruchten. So war es kein Wunder, dass die Gerüchte vom weißen Wal schon auf der Fahrt durch allerlei undeutliches Gerede, durch halbe Andeutungen bereichert wurden. Man schrieb ihm übernatürliche Kräfte zu, die ihn zu neuen, ungeahnten Schreckenstaten befähigten, weit über jedes vernünftige, nachprüfbare Maß hinaus. Am Ende hatte kaum einer, der die Geschich-

ten mitangehört hatte, noch Lust, seinem Rachen zu nahe zu kommen.

Immerhin, einige Männer gab es doch, die trotz der Redereien die Jagd auf Moby Dick nicht aufgeben wollten. Eine noch größere Zahl hatte nur unbestimmte Geschichten ohne schreckliche Einzelheiten und abergläubische Ausschmückungen gehört. Sie waren bereit, dem Kampf nicht auszuweichen, wenn er sich ihnen anbot.

Eine der zügellosesten Mutmaßungen, die sich an Moby Dick knüpfte, war die, dass der weiße Wal allgegenwärtig sei. Zu ein und demselben Zeitpunkt sei er in ganz entgegengesetzten Breiten beobachtet worden. Und diese Behauptung hatte sogar einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich. Denn wie man die Geheimnisse der Meeresströmungen noch nicht erforscht hat, so bleiben auch die Wege des Pottwals unter dem Spiegel des Meeres seinen Verfolgern größtenteils verborgen. Von Zeit zu Zeit haben sie die merkwürdigsten und widersprüchlichsten Vermutungen über die unglaubliche Geschwindigkeit hervorgerufen, mit der sich der Wal angeblich in großen Tiefen zwischen den entlegensten Punkten hin und her bewegt.

So viel ist jedenfalls bei amerikanischen und englischen Walfängern bekannt, dass man Wale im nördlichen Pazifik mit Harpunenhaken im Leib gefangen hat, die aus den Gewässern um Grönland stammten. Es ist auch unbestreitbar, dass in einigen Fällen zwischen den beiden Angriffen nur wenige Tage gelegen haben. Deshalb glauben manche Walfänger, dass der Wal die Nord-West-Passage, die

dem Menschen so lange ein Problem war, längst gefunden hat.

Wenn man sich nun einmal an solche Wundergeschichten gewöhnt hatte und wusste, dass der weiße Wal auch wiederholte, tollkühne Angriffe überlebt hatte, so konnte es nicht überraschen, dass manche Seeleute noch einen Schritt weiter gingen und behaupteten, Moby Dick sei nicht nur allgegenwärtig, sondern auch unsterblich. Denn ein wahrer Wald aus Lanzen stecke bereits in seinen Flanken, und dennoch entrinne er jedes Mal unversehrt.

Sieht man aber von all diesen übernatürlichen Dingen einmal ab, dann bleibt immer noch genug übrig, um die Fantasie zu beschäftigen. Denn es war nicht einmal seine ungewöhnliche Größe, die ihn von anderen Pottwalen unterschied, sondern seine schneeweiße, tiefgefurchte Stirn und sein hoher, pyramidenförmiger weißer Buckel. Das waren die Zeichen, mit denen er auf dem unendlichen Meer denen seine Gegenwart zu erkennen gab, die ihn kannten.

Sein Körper war weiß gestreift und gefleckt und marmoriert, sodass er am Ende zur Unterscheidung von anderen Walen den Namen »der weiße Wal« erhielt; ein Name, den er wahrhaftig rechtfertigte, wenn er am hohen Mittag durch das dunkelblaue Meer dahinzog, hinter sich eine Milchstraße von weißem Schaum, von goldenen Lichtern übersprüht. Doch es war nicht so sehr seine ungewöhnliche Größe, auch nicht seine Färbung oder der missgestaltete Unterkiefer, was ihn den Walfängern so furchtbar machte, als vielmehr die beispiellose Tü-

cke und Schlaueit, die er bei seinen Angriffen immer und immer wieder bewies. Vor allem seine hinterhältigen Rückzüge waren der Schrecken der Jäger. Denn mehr als einmal soll er mit allen Zeichen der Furcht vor seinen Verfolgern davongeschwommen sein, um dann plötzlich zu wenden, auf sie loszurasen und die Boote in Stücke zu schlagen oder wenigstens zu vertreiben.

Diese Jagd hatte schon manchem das Leben gekostet. Aber solche Unglücksfälle bringt der Walfang eben mit sich, auch wenn man an Land wenig davon spricht. Wenn aber der weiße Wal einen in seiner rasenden Wut zum Krüppel geschlagen oder gar getötet hatte, dann wurde er nicht einfach als Opfer der dumpfen Kreatur betrachtet, sondern als Opfer eines bewussten, teuflischen Anschlags. So ist auch die Wut der verzweifelten Jäger zu verstehen, die inmitten der Trümmer ihrer zerschmetterten Boote und der versinkenden Gliedmaßen ihrer Kameraden herausschwammen aus dem weißen Strudel, den die Raserei des Wals erzeugte, zurück in das Licht einer Sonne, die heiter weiterleuchtet, als wäre nichts geschehen.

Einst hatte ein Kapitän, als seine drei Boote zerschmettert waren und Ruder und Männer im aufgewühlten Wasser umherwirbelten, das Messer aus dem Bug seines zerbrochenen Bootes gezogen und sich auf den Wal gestürzt, um mit der sechs Zoll langen Klinge die tiefliegende Lebensader des Wals aufzureißen. Dieser Kapitän war Ahab. Und da geschah es. Plötzlich war Moby Dick mit seinem sichelförmigen Unterkiefer unter ihm hinweggeschossen und

hatte Ahabs Bein abgemäht wie einen Grashalm auf der Wiese. Kein Teufel hätte ihn tückischer treffen können. So ist es leicht zu begreifen, dass Ahab seit diesem verhängnisvollen Schlag unersättlich nach Rache dürstete. Denn er sah in seinem fast krankhaften Hass in dem Wal nicht nur den Urheber all seiner körperlichen Leiden, sondern auch seiner seelischen Qualen. Der weiße Wal schwamm vor ihm wie die Verkörperung alles Bösen. Auf seinen weißen Buckel häufte er den ganzen Hass und die Wut des Menschengeschlechts.

Es ist nicht wahrscheinlich, dass dieser Wahn erst in dem Augenblick von ihm Besitz ergriff, als er vom Wal verstümmelt wurde. Als er mit dem Messer in der Hand auf das Ungeheuer eindrang, hatte er nur einer Regung plötzlichen Abscheus nachgegeben. Und als er den Hieb, der ihn zerfleischte, empfing, da fühlte er wahrscheinlich den rasenden Schmerz der Wunde, aber sonst nichts. Aber jetzt war er gezwungen, heimzufahren, und für endlose Tage, Wochen und Monate lagen sie zusammen in einer Hängematte, Ahab und seine Qual. Sie fuhren mitten im Winter um das trostlose Kap Hoorn. Und hier wurde er wahnsinnig. Die Tobsuchtsanfälle wiederholten sich und wurden so schlimm, dass die Steuerleute ihn schließlich in seiner Hängematte festbinden mussten. Da lag er in einer Art Zwangsjacke und wurde von den wilden Stürmen hin und her gewiegt. Als dann das Schiff in ruhigere Breiten kam und unter milderer Winden dahinglitt, da schienen auch die Anfälle des alten Mannes zurückgeblieben zu sein am Kap Hoorn. Er kam hervor aus seiner

finsternen Kammer und trat hinaus in Licht und frische Seeluft. Er war bleich, aber ruhig und, wie es schien, gefasst, er gab seine Befehle so bestimmt wie früher, sodass die Steuerleute bereits Gott danken wollten, dass die furchtbaren Anfälle vorüber waren.

Aber in seinem Innern hatte Ahab seine Raserei noch nicht überwunden. Sie war nicht vorüber, sie hatte sich tief innen zusammengezogen. Äußerlich merkte man ihm nichts mehr an.

So war man in Nantucket auch bereit, ihm wieder ein Schiff anzuvertrauen, und sei es nur, weil die scharfen Rechner auf der Insel ihn besonders geeignet für das blutige Geschäft des Walfangs hielten. Und so jagte der gottlose alte Graukopf unter wilden Verwünschungen seinen Jonas-Wal um die Erde an der Spitze einer Mannschaft, die hauptsächlich aus Deserteuren, Ausgestoßenen und Kannibalen bestand, die obendrein demoralisiert war durch die Hilflosigkeit Starbucks, die Rücksichtslosigkeit Stubbs und die erbärmliche Mittelmäßigkeit Flasks. Solche Matrosen mit solchen Offizieren waren ihm von einem höllischen Verhängnis ausgesucht und zugetragen worden, damit sie ihm zu Helfern bei seiner widervernünftigen Rache wurden. Wie kam es, dass sie sich so ganz zu seinem Werkzeug machten, dass sie seinen Hass zu dem ihren machten? Fragen, auf die ich keine Antwort zu geben weiß.

Rache, das also bedeutete der weiße Wal für Kapitän Ahab. Was er allerdings für mich, Ismael, und was er für die Mannschaft bedeutete, das ist etwas anderes.

Es war die weiße Farbe des Wals, die ihn mir so entsetzlich erscheinen ließ. Denn, obwohl Weiß die Farbe der Schönheit, der Reinheit, die Farbe von Königen und Priestern ist, so lauerte in ihr doch etwas, das die Seele des Menschen mit größerem Schauer erfüllt als das Rot des Blutes. Und wenn diese schwer fassbare Eigenschaft, die die Farbe Weiß besitzt, von Vorstellungen erhabener Natur gelöst ist, sich mit einem Ding verbindet, das allein schon durch seine Gestalt Furcht erregt, so steigert sich diese Furcht ins Unermessliche. Die Gründe dafür sind schwer zu bezeichnen. Aber es ist sicher dieselbe Furcht, die uns beim Anblick des marmorb-
leichen Todes beschleicht.

Wahrscheinlich ist es auch weniger die Farbe selbst, die uns erschreckt und schaudern macht, als vielmehr das völlige Fehlen jeglicher Farbe, eine Farblosigkeit, die ihre Bedeutung unsichtbar in sich trägt.

Für all das war der weiße Wal ein Sinnbild. Wen also wundert die besessene Jagd?

»Pssst! Cabaco! Hast du das gehört?«

Es war Mitternacht, helles Mondlicht. Die Matrosen standen in langgezogener Reihe von der Frischwassertonne mittschiffs nach achtern, um die Hecktonne zu füllen. Da die meisten von ihnen auf dem Achterdeck standen, waren sie darauf bedacht, nicht zu laut zu sprechen oder mit den Füßen auf den Planken zu scharren. In tiefstem Stillschweigen gingen die Eimer von Hand zu Hand, nur hie und da hörte man das Klatschen eines Segels und das Glucksen am Kiel.

Mitten in dieser Stille geschah es, dass Archy, der in der Nähe der Achterluke¹ in der Kette stand, seinem Nebenmann zuflüsterte: »Pssst! Cabaco! Hast du das gehört?«

»Da, nimm den Eimer! Was soll ich gehört haben?«

»Da ist es wieder – unter der Luke – hörst du's denn nicht? Ein Husten – wie wenn einer hustet.«

»Pfeif auf den Husten. Gib mir den Eimer.«

»Da – schon wieder – da ist es! Wie wenn sich ein, zwei Mann im Schlaf umdrehen – jetzt!«

»Verflucht! Mach schon, her damit! Das ist der aufgeweichte Zwieback, der sich dir im Magen dreht – sonst nichts. Schau lieber auf den Eimer!«

»Sag, was du willst, Kamerad, ich hab' scharfe Ohren.«

»Ja, du – du bist genau der Richtige, der die Stricknadeln der alten Weiber von Nantucket noch fünfzig Meilen draußen auf See hört.«

»Grins nur. Wir werden ja sehen, was dahintersteckt. Hör doch! Cabaco! Da steckt jemand im Achterraum, der sich an Deck noch nicht hat blicken lassen. Unser Mogul weiß vermutlich mehr davon.«

In der Nacht nach dem wilden Gelage, mit dem die Mannschaft den Plänen ihres Kapitäns die Zustimmung erteilt hatte, ging Ahab, als es wieder still geworden war, hinab in seine Kajüte. Dort trat er an einen Kasten im Heckbalken, schloss ihn auf und zog eine große Rolle zerknitterter, vergilbter Seekarten hervor, die er vor sich auf dem festgeschraubten Tisch ausbreitete. Er setzte sich davor

und studierte angestrengt die verschiedenen Linien und Schraffierungen. Dabei zeichnete er langsam und bedächtig weitere Eintragungen in die bisher noch leeren Felder. Hin und wieder blätterte er in einem der alten Logbücher, die haufenweise neben ihm lagen und in denen vermerkt war, wann und wo bei früheren Fahrten andere Schiffe Pottwale gefangen oder gesichtet hatten.

Während er so in seine Arbeit vertieft war, schwankte die schwere Zinnlampe, die an Ketten von der Decke hing, mit den Bewegungen des Schiffes ständig hin und her und warf im Wechsel Licht und Schatten auf Ahabs tief zerfurchte Stirn, als zeichne ihm bei seiner Arbeit ein unsichtbarer Stift die Linien und Kurven auf, die er selbst auf seiner zerknitterten Karte eintrug.

Aber nicht nur in dieser einen Nacht saß Ahab einsam in seiner Kajüte und brütete über seinen Karten. Fast jede Nacht holte er sie hervor; fast jede Nacht wurden die Linien wieder ausradiert und durch neue ersetzt. Denn auf den Karten der vier Weltmeere, die vor ihm lagen, knüpfte er ein verwirrendes Netzwerk von Strömungen und Wirbeln, immer von dem einen Gedanken besessen, sein Ziel zu erreichen.

Seit einer Reihe von Jahren war Moby Dick immer zur gleichen Zeit in den gleichen Gewässern gesichtet worden. Und in diesen Gegenden hatten sich auch die meisten von den tödlichen Zusammenstößen mit dem weißen Wal zugetragen. Dort wussten die Wellen von seinen Untaten zu erzählen; und dort war auch der Ort, wo den besessenen Alten

sein schreckliches Schicksal ereilt hatte, von dem er sich nicht mehr loslösen konnte, das ihn unablässig auf Rache sinnen ließ. Aber die unermüdliche Wachsamkeit, mit der Ahab seinem Feind nachjagte, erlaubte es ihm nicht, alle seine Hoffnungen auf den einen Punkt auf seiner Seekarte zu richten, so verheißungsvoll es auch sein mochte. Sein Schwur ließ seiner Seele keine Ruhe; er konnte die Suche nicht bis dahin aufschieben.

Nun war die »Pequod« gerade zu Beginn der Saison am Äquator aus Nantucket ausgelaufen. So konnte der Kapitän auch bei größter Anstrengung unmöglich die große Reise südwärts um das Kap Horn machen und dann sechzig Grad nordwärts vorstoßen, um das Fanggebiet am Äquator rechtzeitig zu erreichen. Er musste also die nächste Fangsaison abwarten. Dennoch war es wahrscheinlich richtig gewesen, mit der »Pequod« so zeitig auszulaufen, denn nun lagen vor Ahab dreihundertfünfundsechzig Tage und dreihundertfünfundsechzig Nächte, die er mit allen möglichen Nachforschungen hinarbeiten konnte, anstatt ungeduldig zu Hause zu verharren. Vielleicht stieß er so auf den weißen Wal, wenn der von seinen eigentlichen Jagdgründen aus eine Ferienreise unternahm; vielleicht tauchte die gefurchte weiße Stirn unversehens vor dem Persischen Golf auf oder in der Bucht von Bengalen oder in der Chinesischen See oder in anderen Gewässern, die diese Bestien aufzusuchen pflegen. Monsoon oder Pampa, Nordwest oder Passat: Fast jeder Sturm, außer Samum und Schirokko, konnte der »Pequod« den weißen Wal vor den Bug bringen.

Doch selbst wenn man das alles gelten lässt, dann ist es doch bei ruhiger Überlegung eine Wahnsinnsidee, im unendlichen Ozean einen einzelnen ziehenden Wal, wenn man überhaupt auf ihn trifft, als denjenigen zu erkennen, den man zu jagen sucht. Immerhin: Moby Dicks eigenartige, schneeweiße Stirn und sein schneeweißer Buckel sind nicht zu verkennen. »Habe ich ihn nicht gezeichnet?«, pflegte Ahab vor sich hin zu murmeln. »Und jetzt soll er mir entkommen? Seine breiten Rückenflossen sind durchbohrt und für immer gezeichnet.« Und hier schweiften seine Gedanken ab, bis sie müde wurden und verblassten. Auf Deck suchte er dann in der frischen Luft seine Spannkraft wiederzufinden.

Obgleich Ahab nur an Moby Dick dachte, obgleich er jedes Opfer gebracht hätte, um seinem Ziel näher zu kommen, wollte er dennoch nicht völlig darauf verzichten, seine Aufgabe als Kapitän eines Walfängers auszuüben und den Wal zu jagen, damit die Ölfässer gefällt würden. Mag dies teilweise daran liegen, dass es einer jahrelangen Gewohnheit entsprach, die aufzugeben er nicht in der Lage war, so war der Hauptgrund ein anderer.

Ahab brauchte, um seinen Todfeind, den weißen Wal, zu jagen, Werkzeuge – die Mannschaft seines Schiffes. Er wusste jedoch genau, dass viel Zeit verstreichen konnte, bis man auf den Leviathan traf. Die Matrosen, besonders aber Starbuck, würden während der Wartezeit unwillig werden, meutern, denn sie verlangte es, den Wal zu töten. Ahab, den sein Wahnsinn verschlagen und feinfühlig gemacht

hatte, spürte außerdem, dass er die Männer ablenken musste von der Jagd nach Moby Dick, deren Vorstellung allein schon Grauen erweckte. Hatten sie auch alle den Eid geschworen, so doch mit Schaudern; waren sie auch bereit, dem Eid Folge zu leisten, so galt ihre Leidenschaft doch dem Abenteuer, wie es jede Jagd nach dem Wal versprach, und sie würden nicht gewillt sein, sich dieses Abenteuer nehmen zu lassen, nur mit dem Versprechen, dass sie am Ende der Fahrt ein noch ungeheuerlicheres Erlebnis erwarte. Sie brauchten etwas, um ihren täglichen Appetit zu stillen.

Ahab hatte wohl gespürt, dass er sich zu früh hinreißen ließ, als er das eigentliche Ziel der Reise enthüllte. Nun war seine Stellung gefährdet. Er musste seine Leute bei Laune halten, sie selbst antreiben, nach Walen auszuschauen – auch wenn er dabei seine Interessen im Moment vergessen musste. So hörte man ihn jetzt häufiger hinauf zu den Ausguckposten rufen, sie sollten die Augen offenhalten und unbedingt alles melden, was sie erspähten, und sei es nur ein Tümmeler. Sein neuerwachter Eifer blieb auch nicht lange unbelohnt.

Es war an einem schwülen, wolkigen Nachmittag. Die Matrosen lungerten auf Deck herum oder schauten müßig hinaus auf das bleigraue Meer. Quicqueg und ich waren ohne besonderen Einsatz damit beschäftigt, eine Matte zu flechten. So still und verhalten es an Bord auch war – es lag irgend etwas in der Luft. Selbst die rauen Matrosen schwiegen und schienen in sich gekehrt.

Wir waren in unsere Flechtarbeit vertieft, als

mich plötzlich ein Laut aufschreckte, so seltsam langgezogen, von einer ganz unirdischen, wilden Musikalität, dass ich wie gebannt nach oben starrte, woher der Laut wie auf Flügeln herabgeschwebt war. Hoch oben in den Salingen² stand Taschtego, der wilde Gay-Header, den Körper vorgebeugt, die Hand weit ausgestreckt wie einen Zauberstab; in kurzen Abständen ließ er den gleichen Ruf ertönen.

»Da bläst er! Wal! Wal! Wal! Dort bläst er! Dort bläst er!«

»Wo? Wo?«

»Auf Lee,³ zwei Meilen ab! Ein ganzes Rudel!« Im Nu war alles in Bewegung.

Der Pottwal bläst so unerschütterlich gleichmäßig, wie ein Uhrwerk tickt. Daran unterscheiden ihn die Waljäger von anderen Arten seiner Gattung.

»Sie wenden!«, kam der Ruf Taschtegos von oben, und die Wale verschwanden.

»Rasch, Junge«, rief Ahab, »sieh nach der Uhr!«

Der Junge eilte hinunter, sah nach der Uhr und meldete Ahab die genaue Zeit.

Das Schiff wurde nun in den Wind gedreht und begann sanft zu rollen. Taschtego meldete, dass die Wale leewärts abgeschwommen seien. Wir warteten zuversichtlich. Sie mussten hart vor unserem Bug wieder auftauchen, denn für die List, die der Pottwal gelegentlich anwendet, nämlich nach einer bestimmten Richtung davonzutauchen und unter Wasser kehrtzumachen, war im Augenblick kein Anlass. Es war nicht anzunehmen, dass die Wale, die Taschtego entdeckt hatte, von uns aufgescheucht

oder beunruhigt worden waren. Einer der Männer, die nicht mit in die Boote sollten, löste den Indianer im Ausguck ab. Die Leinen wurden festgemacht, die Krane ausgeschwungen, die Großrah wurde backgebraßt, und die drei Boote hingen über dem Wasser. Außenbords klammerten sich die Männer mit einer Hand an die Reling, während sie schon voll Taten- und mit einem Fuß auf der Bordkante standen.

In diesem entscheidenden Augenblick vernahm man plötzlich einen Ruf. Alle Augen wandten sich von den Walen ab. Alle fuhren herum und starrten auf den düsteren Ahab, der von fünf dunklen Gestalten umgeben war, die sich soeben aus der Luft gebildet haben mußten.

Die geisterhaften Erscheinungen huschten auf die andere Seite des Decks und machten dort rasch und geräuschlos das Boot los, das dort hing. Es hatte immer zu den Reservebooten gehört, obwohl es eigentlich als Kapitänsboot galt, weil es steuerbords am Achterdeck heraushing. An seinem Bug stand jetzt eine hohe dunkle Gestalt, der ein weißer Zahn böseartig aus den stahlharten Lippen hervorstach. Bekleidet war der Kerl mit einer zerknitterten Chinesenjacke aus schwarzer Baumwolle, dazu trug er weite schwarze Hosen aus demselben Material. Merkwürdigerweise war der schwarze Bursche von einem glänzend weißen Turban gekrönt, unter dem das Haar um den Kopf gewunden war. Seine Genossen wirkten nicht ganz so düster mit ihrer tigergelben Farbe, wie sie manchen Eingeborenenstämmen der Philippinen eigentümlich ist, die als besonders verschlagen gelten. Manche weißen See-

leute halten sie für Spione des Teufels und für seine Vertrauensleute zur See.

Während die Leute auf dem Schiff immer noch ratlos auf die Fremden starrten, rief Ahab dem Alten mit dem weißen Turban zu: »Alles fertig, Fedallah?«

»Alles fertig!«, zischte der.

»Dann Boote ausschwingen!«, schallte es über das Deck. »Auch dort drüben! Hört ihr?«

Seine Stimme donnerte so laut, dass die Männer trotz ihrer Ratlosigkeit über die Reling sprangen. Die Seilrollen wirbelten in den Blöcken, mit einem Klatsch kamen die drei Boote aufs Wasser. Ohne sich lange zu besinnen, sprangen die Matrosen wie die Ziegenböcke vom rollenden Schiff hinunter in die Boote, die auf dem Wasser tanzten.

Kaum waren sie vom Schiff weggekommen, da kam aus Luv ein viertes Boot im Bogen unter dem Heck hervor. Drinnen saßen die fünf Fremden und ruderten wie die Teufel. Ahab stand hoch aufgerichtet im Heck und rief Starbuck, Stubb und Flask zu, sie sollten weit auseinandergehen, umso eine möglichst große Fläche zu beherrschen. Aber die Insassen der anderen Boote starrten noch immer unverwandt auf den dunklen Fedallah und seine Gesellen.

»Kapitän Ahab?«, fragte Starbuck ratlos zurück.

»Auseinander!«, schrie Ahab. »Auseinander, alle vier Boote! Flask, weiter nach Lee!«

»Ja, Sir«, antwortete der Mann am Steuer und warf das Ruder herum. »Los!«, rief er seinen Leuten zu. »Da! Da! Da schon wieder! Dort blasen sie. Vorwärts und kümmerge dich nicht um die gelben Burschen, Archy!«

»Oh, tu ich ja gar nicht«, erwiderte Archy, »ich wusste das alles längst. Ich hab' sie doch unten im Laderaum gehört. Cabaco, hab' ich dir's nicht gesagt? Blinde Passagiere, Mr. Flask.«

»Rudert, meine Herzchen; rudert, Kinderchen; rudert, meine lieben Kleinen«, schmeichelte Stubb seiner Mannschaft, denn manchen seiner Leute war die Sache noch immer nicht geheuer. »Ihr sollt euch das Rückgrat brechen, Jungs. Was gibt's denn zu glotzen? Die Kerle dort im Boot? Pah! Nur fünf Leute mehr, die uns helfen können. Was geht es uns an, woher sie kommen? Je mehr, desto besser. Legt euch ins Zeug und denkt nicht an die Schwefelbände. Teufel können recht gute Gesellen sein. So ist's recht, nur so weiter. Rudert, dass die Riemen krachen, und beißt die Zähne zusammen. Hol euch der Teufel, ihr schlaft ja. Hört auf zu schnarchen, ihr Schlafmützen. Rudert in drei Teufels Namen. Rudert, dass euch die Augen tropfen! Ihr Stahlbeißer, ihr lieben Silberlöffelchen!«

Stubb hatte eine besondere Art, mit den Leuten zu sprechen, und deshalb habe ich diese Ansprache hier wiedergegeben. Aber er war trotz seiner Grobheiten seiner Mannschaft niemals ernsthaft böse. Ganz im Gegenteil. Er pflegte ihnen die unglaublichsten Dinge in einer Mischung aus Wut und Scherz zu sagen, bis die Leute ruderten, als gehe es um ihr Leben.

Auf ein Zeichen von Ahab legte sich nun Starbuck quer vor den Bug von Stubbs Boot, und als die beiden Boote für einen Augenblick hart nebeneinander waren, rief Stubb dem ersten Steuermann zu:

»Hallo, Mr. Starbuck! Boot backbords. Auf ein Wort!«

»Hallo!«, gab Starbuck zurück und wandte den Kopf beim Sprechen um keinen Zoll. Mit steinernem Gesicht trieb er seine Mannschaft in einem heiseren Flüsterton an.

»Was soll man von den gelben Kerlen halten?«

»Irgendwie an Bord geschmuggelt, ehe das Schiff auslief.« Und wieder im Flüsterton zu seinen Leuten: »Vorwärts, vorwärts, Jungs. Eine üble Sache, Stubb. Macht nichts, wird schon gutgehen. Lasst die Mannschaft nur fest rudern, mag kommen, was da will.« Und wieder flüsternd: »Vorwärts, Leute, vorwärts! Tonnenweise Tran in Sicht, Stubb, und dafür sind wir ja da. Rudert los, Leute, Tran, darum geht's ja. Da tut man seine Pflicht und hat noch seinen Profit dabei.«

»Ja, ja, das habe ich mir gedacht«, sagte Stubb zu sich selbst, als die Boote wieder auseinanderliefen, »gleich als ich sie sah. Und deshalb stieg er also immer in den Achterraum hinunter. Dort waren sie verborgen. Da steckt der weiße Wal darunter. Nun, das kann man nicht mehr ändern. Los Leute! Gegen den weißen Wal geht es heute noch nicht.«

Nun hatte das Auftauchen dieser fremden Gesellen gerade in dem entscheidenden Augenblick, als das Boot zu Wasser gelassen wurde, bei manchen Matrosen einen fast abergläubischen Schreck hervorgerufen. Das ist wohl zu begreifen. Da sich aber Archys Entdeckung bereits bei der Mannschaft herumgesprochen hatte, allerdings ohne Glauben zu finden, waren die Leute doch bis zu einem gewissen

Maß vorbereitet. Die Überraschung war nicht ganz so groß, wie sie hätte sein können. Und da Stubb die Erscheinung der Fremden mit einiger Gelassenheit hinnahm, überwand auch die Mannschaft bald ihre abergläubische Furcht. Dennoch ließ der Vorfall genug Raum für allerlei wilde Vermutungen, die Ahab und seine undurchsichtige Rolle bei der Angelegenheit betrafen. Ich jedenfalls dachte an die geheimnisvollen Schatten, die damals im frühen Morgengrauen vor meinen Augen an Bord gekrochen waren, und an die dunklen Andeutungen des sonderbaren Elias.

Ahabs Boot, inzwischen außer Hörweite seiner Offiziere, war am weitesten nach Luv geraten und war jetzt den anderen Booten weit voraus, ein Beweis, wie tüchtig seine Mannschaft ruderte. Die tiggelgelben Burschen schienen aus Stahl und Wal-fischbein gemacht. Wie von einem Uhrwerk getrieben sauste das Boot unter ihren kraftvollen Ruder-schlägen dahin. Fedallah, der am Harpunierriemen saß, hatte seine schwarze Jacke abgelegt, sodass sich seine nackte Brust und sein ganzer Oberkörper über dem Dollbord⁴ scharf gegen den Horizont und das ständige Auf und Ab der Wogen abzeichnete. Am anderen Ende des Bootes, den einen Arm wie ein Fechter erhoben und nach rückwärts gebeugt, bediente Ahab das Steuerruder wie tausendmal zuvor, ehe der weiße Wal ihn gezeichnet hatte. Plötzlich machte der Arm eine bestimmte Bewegung und erstarrte wieder. Die fünf Riemen des Bootes gingen hoch. Boot und Mannschaft verharrten regungs-

los auf dem Wasser. Im gleichen Augenblick hielten auch die drei anderen, weitverstreuten Boote an. Die Wale waren hier und dort in der blauen Tiefe verschwunden. Nichts war mehr von ihnen zu entdecken. Ahab aber hatte sie, da er ihnen näher war, genau beobachtet.

»Alle Mann ausgucken! Jeder über seinen Riemen hinweg!«, rief Starbuck. »Quiqueg, auf!«

Der Wilde sprang gewandt auf den dreieckigen Kasten im Bug und blieb dort aufrecht stehen, während er unverwandt nach der Stelle spähte, wo man die Beute zuletzt gesichtet hatte. Ebenso stand ganz hinten im Heck auf einem dreieckigen Brett in Höhe des Dollbords Starbuck selbst.

Kaltblütig und sehr geschickt fing er die Stöße des winzigen Kahns auf und schaute schweigend über die unendliche blaue Fläche des Meeres.

Nicht allzuweit entfernt lag, ebenso unbeweglich, Flasks Boot. Der Steuermann stand kühn ganz oben auf dem Poller, einem mächtigen Pfosten, der im Kiel verankert ist und zwei Fuß über die Heckplattform hinausragt. Er dient dazu, die auslaufende Walfischleine, die um ihn geschlungen ist, zu hemmen. Am oberen Ende ist der Pfosten nicht breiter als eine Männerhand. Dort also stand Flask wie auf dem Toppmast eines Schiffes, das bis zum Flaggenknopf⁵ gesunken ist. Klein und untersetzt, wie er war, wollte der Bursche noch höher hinaus. Der Platz auf dem Poller genügte ihm durchaus noch nicht.

»Ich kann keine drei Seen weit sehen. Einen Rie-

men her! Ich will weiter rauf!«

Da glitt Daggoo, mit beiden Händen am Dollbord Halt suchend, rasch zum Heck, richtete sich in seiner ganzen Größe auf und bot ihm seine mächtigen Schultern als Sockel an.

»Ein Topp so gut wie jeder andere, Sir. Steigen Sie auf.«

»Ja, dank dir, bist ein feiner Kerl, aber fünfzig Fuß zu klein.«

Der riesige Neger stemmte sich mit beiden Füßen fest gegen die Seitenplanken des Boots, beugte sich ein wenig und hielt Flask die flache Hand zum Aufsteigen hin. Dann legte er sich Flasks Hand auf den Schädel und hieß ihn aufspringen, wobei er ihm mit einem kleinen Stups noch nachhalf, sodass das Männlein heil und unbeschädigt auf seinen Schultern landete. Da stand nun Flask, und Daggoos Hand hielt ihn fest, damit er das Gleichgewicht nicht verlor.

Für den Neuling ist es jedes Mal ein erstaunlicher Anblick, mit welcher Sicherheit die Walfänger selbst bei schwerer See aufrecht im Boot stehen; noch erstaunlicher ist es, wenn sich jemand unter diesen Umständen hoch oben auf dem Poller hält; am erstaunlichsten aber war der kleine Flask dort oben auf dem riesenhaften Daggoo, denn der prächtige Neger stand da in seiner kühlen, unnahbaren, barbarisch anmutenden Majestät und glich mit seinem Körper harmonisch die anrollenden Wogen aus. Der flachshaarige Flask wirkte auf den dunklen, mächtigen Schultern wie eine Schneeflocke.

Stubb, der Zweite Steuermann, hatte offenbar

nicht den Ehrgeiz, sich ein so weites Blickfeld zu schaffen. Die Wale waren vielleicht nur für eine Weile getaucht, wie das öfter geschieht, und nicht geflohen. Stubb war entschlossen, sich nach alter Gewohnheit indessen eine Pfeife anzustecken. Er holte sie hinter seinem Mützenband hervor, wo er sie stets wie eine Feder stecken hatte, stopfte sie und drückte den Tabak umständlich mit dem Daumen fest. Aber kaum hatte er das Streichholz an der rauen Handfläche angestrichen, da schrie Tashtego, sein Harpunier, der unverwandt hinausgestarrt hatte, plötzlich laut: »Los! Los! Dort sind sie!«

Für eine Landratte wäre in diesem Augenblick nicht das Geringste zu sehen gewesen, kein Wal, nicht einmal die Spur eines Herings, nichts als ein bisschen grün-weißer Schaum und darüber dünne, kaum wahrnehmbare Dampfwölkchen, die leewärts davonzogen wie die wirbelnde Gischt weißer Wogenkämme. In der Luft ringsum begann es auf einmal zu schwirren und zu flimmern, als seien darunter glühendheiße Eisenplatten. Dieses Flirren der Atmosphäre kündigte die Wale an, die jetzt, zum Teil noch von einer dünnen Wasserschicht bedeckt, heranschwammen. Das erste Zeichen, das sie verriet, waren die kleinen Dunstwölkchen, die sie ausstießen.

Alle vier Boote schossen nun auf diesen einen Fleck unruhiger Luft und Wasserfläche zu. Aber er war zu schnell, er floh davon und immer weiter, wie die wirbelnden Blasen, die ein Wildbach zu Tal trägt.

»Rudert, meine Lieben, rudert!«, flüsterte Star-

buck seinen Leuten so leise und doch so eindringlich wie möglich zu, während seine Augen starr und unverwandt wie zwei unfehlbare Kompassnadeln über den Bug des Bootes nach vorn gerichtet waren. Er verlor kaum ein Wort, und auch seine Mannschaft schwieg. Die Ruhe im Boot wurde nur dann und wann durch ein drängendes Flüstern unterbrochen, wenn er die Mannschaft bald rau befehlend, bald flehentlich anfeuerte.

Ganz anders machte es der kleine, stets zum Lärmen geneigte Flask. »Sagt doch was, singt doch was, meine Herzchen! Brüllt und rudert, zum Donnerwetter! Setzt mich auf ihren schwarzen Buckeln an Land! Setzt mich an Land, Jungs! Tut was für mich, und ich vermach' euch meinen Acker auf Marthas Vineyard und Weib und Kind dazu! Los! Los! Gottes Zorn über euch, ihr Teufelsbraten! Mit euch werd' ich noch verrückt. Seht doch die weiße Gischt dort vorne!« Unter lautem Geschrei riss er sich die Mütze vom Kopf, warf sie ins Boot und trampelte, tatsächlich wie verrückt, darauf herum, hob sie wieder auf und schleuderte sie weit hinaus ins Meer. Und endlich stampfte und tobte er im Heck umher wie wild geworden.

»Jetzt schaut euch diesen Menschen an«, brummte Stubb gleichmütig, der, mit seiner kalten Pfeife zwischen den Zähnen, in kurzem Abstand folgte. »Er hat wieder mal seine Anfälle, dieser Flask. Anfälle? Ja, das ist das richtige Wort. Fallt sie an, falls über sie her! Rudert, Kinderchen, rudert, ihr Säuglinge. Aber wohin denn, zum Teufel? Immer sachte, immer sachte, und immer mit der Ruhe.

Brecht euch die Knochen und freßt euer Messer, mehr will ich gar nicht. Und immer wieder mit der Ruhe, mit der Ruhe, bis euch Lunge und Leber platzen.«

Was aber Ahab, der Rätselhafte, seiner tigersgelben Mannschaft zu sagen hatte, das wollen wir hier am besten verschweigen. Wir leben in einem christlichen Land. Nur der ungläubige Hai vermag die Worte Ahabs zu ertragen, wenn er mit düsterer Stirn, mordgierigen Augen und schaumverklebten Lippen seine Beute jagt.

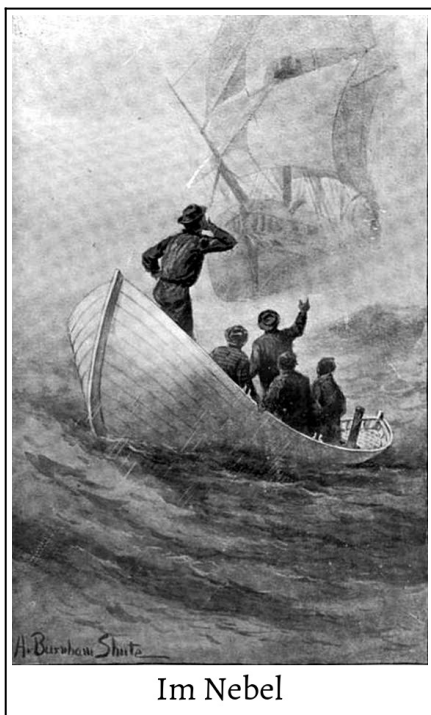
Die Boote flogen indessen dahin. Es war ein überwältigender Anblick; die Riesenwogen der allgewaltigen See, ihr Donnern und Brausen, wenn sie an den acht Dollborden entlangrollten; der kurze Augenblick, wenn eines der Boote auf dem messerscharfen Rücken einer Woge schwebte, als ob es in zwei Teile zerschnitten werden solle; ehe es tief in die Mulden und Täler hinabtauchte und auf dem nächsten Wogenberg wieder emporstieg. Dazu das Geschrei der Bootsführer und Harpuniere, das Keuchen der Mannschaft an den Riemen, und im Hintergrund, elfenbeinglänzend, die »Pequod« mit geschwellten Segeln.

Die weiße, kochende Gischt, die von den Walen aufgewirbelt wurde, trat in der zunehmenden Düsternis der Wolkenfetzen, die über See herwehten, immer deutlicher hervor. Die Fontänen verschwammen jetzt nicht mehr ineinander, sie stiegen überall, rechts und links von uns, empor. Die Wale schienen sich zu trennen, und auch die Boote liefen auseinander. Starbuck jagte hinter drei Walen her,

die leewärts davonschwammen. Wir setzten unser Segel und rauschten mit dem aufkommenden Wind so rasend dahin, dass die Riemen kaum schnell genug gehandhabt werden konnten.

Bald gerieten wir in eine Nebelbank; weder das Schiff noch eines der Boote war zu sehen.

»Los, vorwärts, Leute«, flüsterte Starbuck und holte das Segelschot noch näher heran. »Wir kriegen noch einen, bevor die Bö aufkommt. Hier, wieder weißes Wasser! Näher heran, noch näher! Und jetzt los!« In diesem Augenblick gellten zwei Rufe, einer von rechts, der andere von links. Das hieß, die anderen Boote waren fest. Und schon zischte Starbuck: »Auf!« Quiqueg sprang, die Harpune in der Hand, auf die Füße.



Im Nebel

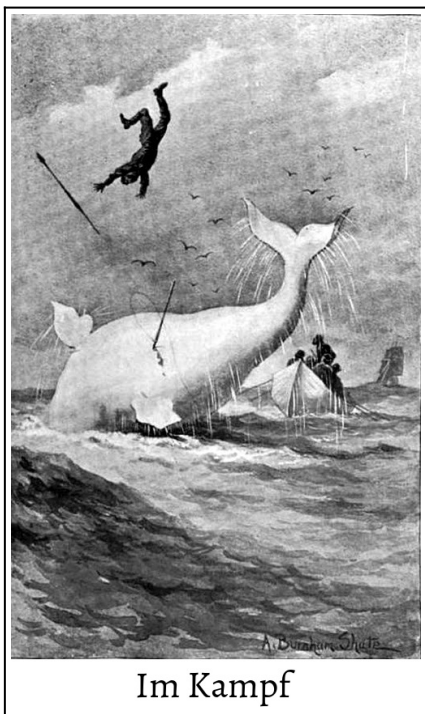
Die Leute an den Rudern konnten die drohende Lebensgefahr in ihrem Rücken nicht sehen, aber ihre Augen waren auf den Steuermann im Heck gerichtet, und in seinen Zügen konnten sie lesen, dass der entscheidende Augenblick gekommen war. Sie vernahmen ein so ungeheures Brausen, als wälzten sich fünfzig Elefanten im Wasser. Das Boot jagte noch immer durch den Nebel, und rings umher kochten und zischten die Wellen.

»Dort ist der Buckel! Dort! Dort! Gib's ihm!«, flüsterte Starbuck erregt.

Ein Schwirren aus unserem Boot – Quiqueg

hatte seine Harpune geschleudert. Dann ging alles plötzlich sehr schnell. Das Boot wurde achtern hochgeworfen und klatschte mit dem Bug hart auf das Wasser, das Segel brach zusammen und riss in Fetzen, ein Dampfstrahl schoss unmittelbar neben uns hoch, und unter uns rollte und rumpelte es wie bei einem Erdbeben. Halb erstickt von dem Schaum wurden die Leute in die brodelnde Gischt geworfen. Wogen, Wal, Harpune, alles wurde durcheinandergewirbelt. Der Wal entkam, denn das Eisen hatte ihn nur gestreift.

Das Boot war zwar bis oben hin vollgeschlagen, aber es hatte kaum Schaden genommen. Schwimmend suchten wir die umhertreibenden Riemen zusammen und schleuderten sie über den Dollbord, ehe wir wieder auf unsere Plätze krochen. Da saßen wir nun bis zu den Knien im Meer; das Wasser reichte über die Rippen und Flanken, das Ganze sah aus wie ein Korallenriff, das unter uns aus der See emporwuchs.



Im Kampf

Das Heulen des Windes nahm zu, die Wogen klatschten gegeneinander. Rings um uns brüllte, sprühte und brauste die Bö, und wir saßen unversehrt darinnen, Lebende im Rachen des Todes. Vergebens riefen wir nach den anderen Booten. Es wurde immer dunkler, Gischt und Nebelbänke versanken in den Schatten des hereinbrechenden abends. Vom Schiff war nichts zu entdecken. Die hochgehende See verhinderte alle Versuche, das Boot leerschöpfen. Auch die Riemen waren nutzlos geworden. Da schnitt Starbuck die Laschung des Luntenfässchens los, und nach vielen vergeblichen

Versuchen gelang es ihm, die Laterne zu entzünden. Er machte sie an einer Stange fest, die er Quiqueg übergab. Da saß dieser nun und hielt das kümmerliche Lichtlein hoch, ein Zeichen unserer Hoffnung inmitten all der Hoffnungslosigkeit.

Nass bis auf die Knochen, zitternd vor Kälte und ohne Aussicht, das Schiff noch zu erspähen, sahen wir den grauen Morgen heraufziehen. Noch immer lag der Nebeldunst über der See, die ausgebrannte Laterne lag zerbrochen im Boot. Plötzlich sprang Quiqueg auf und hielt die Hand ans Ohr. Wir alle hörten ein fernes Knarren und Knirschen wie von Tauen und Rahen, das vom Sturm bisher verschlungen wurde. Das Geräusch kam immer näher; aus den dichten Nebelschwaden tauchte ein riesiger Schatten auf. Es war unser Schiff, das nicht weiter entfernt war als eine Schiffslänge und direkt auf uns zuhielt. Entsetzt sprangen wir aus dem Boot.

Im Wasser treibend sahen wir, wie das verlassene Boot vom Bug des Schiffs umgestoßen wurde wie eine Nussschale unter einem Wasserfall; dann rollte der gewaltige Schiffsrumpf darüber hinweg, und das Boot verschwand, bis es am Heck wieder hochgewirbelt wurde. Wir schwammen darauf zu, wurden von den Wellen gegen die Bordwand geschleudert, aber dann fischte man uns endlich auf und brachte uns sicher an Bord. Die anderen Boote hatten sich, ehe die Bö aufkam, von ihren Walen losgemacht und waren rechtzeitig aufs Schiff zurückgekehrt. Die Mannschaft hatte uns schon aufgegeben. Aber das Schiff kreuzte noch hin und her, um vielleicht noch eine Spur von unserem Untergang zu

finden – einen Riemen oder einen Lanzenstock.

»Quiqueg«, sagte ich, als man mich gerade als letzten Mann an Bord gezogen hatte und ich mir noch das Wasser aus meinen Kleidern schüttelte, »Quiqueg, mein Freund, kommen solche Dinge eigentlich öfter vor?« Unerschüttert, wenn auch wie ich bis auf die Haut durchnässt, gab er mir zu verstehen, dass solche Dinge in der Tat öfter vorkommen.

»Mr. Stubb«, sagte ich und wandte mich an den Wackeren, der, bis oben hin in seine Öljacke eingeknüpft, dastand und seine Pfeife in aller Gemütsruhe schmauchte, »Mr. Stubb, ich glaube, Sie haben einmal zu uns gesagt, von allen Walfängern, die je Ihren Weg gekreuzt haben, sei unser Erster Steueremann, Mr. Starbuck, bei weitem der vorsichtigste und bedachtsamste. Ich darf also annehmen, dass es unter Waljägern als Gipfel der Umsicht gilt, mit gesetzten Segeln mitten in eine Nebelbö hineinzujagen.«

»Gewiss. Vor Kap Hoorn habe ich einmal im Sturm von einem lecken Schiff aus die Fangboote zu Wasser gelassen.«

»Mr. Flask«, wandte ich mich an den Kleinen, der nebendran stand. »Sie haben doch in diesen Dingen mehr Erfahrung als ich. Sagen Sie mir doch bitte, ob es beim Walfang ein unumstößliches Gesetz ist, sich als Mann am Riemen zu schinden, um sich rücklings in den Rachen des Todes hineinzurudern?«

»Kann man das nicht einfacher sagen?«, fragte Flask zurück. »Aber im übrigen haben Sie recht. Die Mannschaft möchte ich sehen, die mit der Nase

voran auf den Wal losfährt. Haha! Der Wal würde sie ganz schön schief anschauen.«

Da hatte ich also die Meinung der drei unparteiischen Kronzeugen der ganzen Geschichte. Es gehörte offenbar zum täglichen Leben bei diesem Gewerbe, in eine Bö hineinzusegeln, zu kentern und gleich im Wasser zu übernachten. Wenn es gegen den Wal ging, dann musste ich wohl oder übel mein Leben in diesem kritischen Augenblick in die Hände des Mannes am Steuer geben, eines Menschen, der oft genug vor Begeisterung mit seinem Getrampel das Boot zu versenken drohte. In unserem Fall war es hauptsächlich deshalb zu dem Unglück gekommen, weil Starbuck in seinem Jagdfieber mitten in die Bö hineingesegelt war; eben der Starbuck, der weit und breit wegen seiner Vorsicht so berühmt war und in dessen Boot ich saß. Wenn ich dann schließlich bedachte, auf welche Höllenjagd, nämlich auf den weißen Wal, ich mich eingelassen hatte, dann schien es mir am besten, hinunterzugehen und mein Testament zu entwerfen.

»Quiqueg«, sagte ich, »komm her; du sollst mein Notar, mein Testamentsvollstrecker und mein Erbe sein.«

Merkwürdig übrigens, dass gerade Seeleute, mehr als andere, an ihrem Testament herummachen; es gibt niemanden auf der Welt, der mehr Spaß bei dieser Unterhaltung hat. Ich tat es jetzt schon zum vierten Mal in meinem Seemannsleben.

»Also, los«, dachte ich mir und krempelte unwillkürlich die Ärmel meiner Jacke hoch. »Hinein in Tod und Untergang, kühl und gefasst! Und der Teu-

fel hole den letzten!«

»Wer hätte das gedacht, Flask!«, rief Stubb. »Wenn ich nur ein Bein hätte, mich brächte keiner in ein Boot, höchstens um mit meiner Holzzehe das Pfropfenloch zu stopfen. Er ist doch ein Mordskerl, der Alte!«

»So ungewöhnlich ist das nun auch wieder nicht«, erwiderte Flask. »Wenn sein Bein bis zur Hüfte weg wäre, dann wäre das was anderes. Denn dann wär's endgültig aus mit ihm. Aber er hat noch das Knie, und auch vom übrigen ist noch allerhand übrig, verstehst du?«

»Weißt du das so genau, Kleiner? Knien habe ich ihn nie gesehen.« Unter Walfachleuten hat man oft darüber gestritten, ob der Kapitän recht daran tut, mit auf den Fang zu fahren und sein Leben aufs Spiel zu setzen, da doch davon der Erfolg der Reise wesentlich abhängt. Bei Ahab aber hatte die Frage noch einen weiteren Hintergrund. Denn der Mensch ist selbst auf zwei Beinen in gefährlichen Situationen nur ein hinkender Wicht. Bedenkt man nun, dass die Jagd auf den Wal immer außerordentlich schwierig ist und dass jeder Augenblick unabsehbare Gefahren birgt, ist es dann unter diesen Umständen für einen Krüppel ratsam, in ein Walboot zu steigen und sich an der Jagd zu beteiligen? Die Miteigentümer der »Pequod« hätten diese Frage sicher verneint.

Ahab wusste sicher, dass seine Freunde zu Hause kaum etwas dagegen einzuwenden hatten, wenn er gelegentlich in ruhigeren Augenblicken der Jagd ein Boot bestieg, um den Ereignissen näher zu

sein und seine Befehle geben zu können. Aber er wusste auch sehr gut, dass ihnen niemals, und wären sie noch so großzügig gewesen, der Gedanke gekommen wäre, ihm als richtigem Bootsführer ein eigenes Boot zur Verfügung zu stellen und ihm obendrein noch fünf Ruderer mitzugeben. Deshalb hatte er sie gar nicht erst um eine eigene Mannschaft gebeten. Im übrigen behielt er alle seine Pläne für sich und ergriff eigene Maßnahmen. Die Mannschaft ahnte kaum etwas, ehe sich die Entdeckung Archys herumgesprochen hatte. Als das Schiff schon einige Tage unterwegs war, hatten die Matrosen, wie üblich, die Fangboote für den Einsatz fertiggemacht. In dieser Zeit war Ahab damit beschäftigt, eigenhändig für ein angebliches Reserveboot Dollen⁶ anzufer-tigen und sogar mit großer Sorgfalt die kleinen Holzstifte zu schnitzen, die beim Ablaufen der Leine an den Bug gesteckt werden. Es fiel ferner auf, dass er größten Wert darauf legte, den Boden des Bootes mit einer doppelten Verkleidung zu versehen, damit er dem Druck seines Knochenbeins besser widerstehen könne. Die Leute bemerkten auch, mit welcher Sorgfalt er darauf bedacht war, dass das Querholz im Bug, gegen das man beim Schleudern der Lanze das Knie stemmt, die passende Form erhalte. Immer wieder war er beobachtet worden, wie er in diesem Boot stand, das gesunde Knie in der halbkreisförmigen Vertiefung am Bug, und mit einem Zimmermannswerkzeug hier ein wenig aushöhlte und dort ein wenig glättete. All diese Beobachtungen erregten unter der Mannschaft Interesse und Neugier.

Aber man nahm allgemein an, dass diese besonderen Vorbereitungen Ahabs der letzten entscheidenden Jagd auf Moby Dick galten, denn er hatte längst seine Absicht kundgetan, das Untier selbst anzugreifen. Aber kein Mensch kam auf den naheliegenden Gedanken, das Boot müsse doch auch eine Mannschaft haben.

Das Staunen, das die Erscheinung der Männer aus dem Schiffsleib erregt hatte, legte sich bald. Im übrigen kommen ja gerade auf Walfängern die seltsamsten Gestalten aus allen Winkeln und Ecken der Erde zusammen. Und die Schiffe selbst fischen unterwegs nicht selten Schiffbrüchige und Ausgestoßene auf, die ihnen auf offener See auf Planken, Schiffstrümmern, Riemen, Walbooten und japanischen Dschunken entgrentreiben. Und der Teufel selbst könnte eines Tages das Fallreep⁷ hinaufklettern und zu einem Schwatz hinunter in die Kapitänskajüte steigen; es würde kaum großes Aufsehen im Mannschaftsraum erregen.

Wie dem auch sei, jedenfalls fügten sich die Neulinge bald in die Mannschaft ein, obgleich ein gewisser Abstand weiterhin gewahrt blieb. Nur dieser Fedallah mit seinem Haarturban blieb uns bis zuletzt ein Rätsel. Woher er kam, wie er in unsere gesittete Welt geriet, mit welchen geheimnisvollen Banden er mit Ahabs persönlichem Geschick verbunden war, warum er diesen Einfluss auf Ahab ausübte und warum er, weiß Gott, sogar eine gewisse Autorität hatte, das alles war uns niemals klar.

Tage und Wochen gingen dahin. Die elfenbein-

schimmernde »Pequod« hatte ohne Eile vier verschiedene Fanggründe durchkreuzt: vor den Azoren, vor Kap Verde, vor der Mündung des La Plata und den Carroll-Grund südlich von St. Helena.

Dort nun geschah es, als das Schiff in einer mondklaren Nacht durch den Carroll-Grund glitt und die Wellen wie silberne Schnörkel an uns vorüberzogen und nichts als ihr leises Murmeln die tiefe Stille störte. In dieser schweigenden Nacht also geschah es, dass weit vor dem weißen Schaum am Bug ein silberner Strahl aufstieg, als sei er eine himmlische Erscheinung, vom Licht des Mondes übergossen. Fedallah entdeckte ihn zuerst. Denn in diesen mondhellen Nächten pflegte er in den Großtopp zu steigen und Ausschau zu halten – mit der gleichen Zuverlässigkeit wie am Tage. Doch selbst wenn ganze Herden von Walen bei Nacht ausgemacht wurden, wagte es unter hundert Walfängern nicht einer, die Boote auszusetzen, um die Beute zu jagen. Umso mehr waren die Matrosen erstaunt, als plötzlich die nächtliche Stille von einer geisterhaften Stimme unterbrochen wurde: »Dort bläst der Wal!« – ein Ruf, der sie erschütterte wie die Posaune des Jüngsten Gerichts. Aber sie fürchteten sich nicht. Im Gegenteil, der Ruf hatte so auf sie gewirkt, dass fast alle Mann an Bord zu dieser ungewohnten Stunde in die Boote wollten, ohne sich lange zu besinnen.

Ahab, der rasch und breitspurig auf Deck hin und her hinkte, befahl, alle Brahm- und Royalsegel⁸ zu setzen. Der beste Mann an Bord musste ans Ru-

der, alle Toppen wurden bemannt, und dann rauschte das Schiff mit vollen Segeln vor dem Wind dahin. Pfeilschnell glitt das Schiff durch die Nacht, kampflustig blitzten die Augen der Jäger, aber der Silberstrahl tauchte in dieser Nacht nicht wieder auf. Jedermann an Bord schwor hoch und heilig, er habe ihn einmal gesehen, aber kein zweites Mal.

Das nächtliche Ereignis war schon beinahe in Vergessenheit geraten, als einige Tage später zur selben stillen Stunde der Strahl wieder gemeldet wurde. Wieder sahen ihn alle. Als aber die Segel zur Jagd gesetzt waren, verschwand er wieder, als wäre er nie dagewesen. So lockte er uns weiter, Nacht für Nacht, bis wir über den geheimnisvollen Führer nur noch staunen konnten. Geisterhaft stieg er bald ins klare Mondlicht, bald ins Sternenlicht, verschwand dann spurlos für ein paar Nächte. Und wenn wir ihn dann wieder sahen, dann war er uns jedes Mal ein Stück weiter voraus, als wolle uns dieser einsame Strahl immer weiter und weiter locken.

Auf der »Pequod« gab es genug Matrosen, die die abergläubischen Vorstellungen aller Seeleute teilten und nun schworen, dass dieser unerreichbare Strahl, wo immer er auch auftauche, nur von einem einzigen Wal stammen könne, und dieser Wal sei natürlich Moby Dick. Eine Zeit lang flößte uns diese merkwürdige Erscheinung tatsächlich Furcht ein. Es schien, als fordere uns das Untier auf, ihm immer weiter zu folgen, um sich schließlich voller Tücke in den fernsten und wildesten Gewässern auf uns zu stürzen und uns zu vernichten.

Doch endlich gingen wir auf Ostkurs, die Kap-

stürme umheulten uns und unser Schiff wurde von den schweren Wogen gnadenlos umhergeworfen. Mächtig kämpfte die »Pequod« gegen den Sturm an und biss mit ihren Walfischzähnen in die dunklen Wogen, bis die Schaumflocken wie ein Schauer von Silberspänen über die Reling flogen. Vorbei war es mit der Öde des Lebens. Neue, unheimliche Möglichkeiten taten sich auf.

Dicht vor unserem Bug huschten seltsame Gestalten im Wasser hin und her; dicht hinter uns flog ein großer Schwarm von Kormoranen. Jeden Morgen hockten sie in langen Reihen auf unseren Rachen. Wir konnten schreien, was wir wollten, die Vögel blieben unbeweglich sitzen, als wäre unser Schiff ein unbemanntes, hilflos treibendes Wrack, der gänzlichen Vernichtung preisgegeben, ein Rastplatz für diese heimatlose Schar.

Kap der Guten Hoffnung hat man diese Gegend genannt? Kap Tormentoso⁹ sollte man es nennen, wie es auch in früherer Zeit geheißen hat. Hierher hatte uns also das hinterhältige Schweigen des Meeres und der Stürme gelockt. Und jetzt fanden wir uns in der wütenden See, unter Fischen und Seevögeln, die wie ruhelose Geister dazu verdammt waren, ziellos umherzuschweifen, ohne Hafen und Heimat. Aber noch immer stieg ruhig und zuverlässig der weiße Strahl empor wie ein Federbusch und lockte uns weiter in unbekannte Fernen.

Während die Elemente rings um uns tobten, verharrte Ahab, der das Kommando auf dem triefend nassen, gefährlichen Deck nahezu ununterbrochen

führte, in düsterem Schweigen. An seine Steuerleute richtete er kaum einmal das Wort. Wenn bei einem solchen Sturm auf Deck und Takelage alles gesichert ist, dann kann nichts weiter getan werden, als tatenlos zu warten, bis sich das Unwetter verzogen hat. Kapitän und Mannschaft müssen sich in ihr Schicksal fügen. So stand denn auch Ahab, das Knochenbein nach seiner Gewohnheit im Bohrloch, die Hand um ein Tau gekrallt, stundenlang da und starrte in den Sturm.

Südöstlich vom Kap, bei den fernen Crozet-Inseln, einem guten Fanggebiet für die wahren Walfischjäger, tauchte ein Segelschiff auf, die »Albatros«. Während sie langsam näher kam, konnte ich von meinem luftigen Platz auf dem Vortopp aus genau das sehen, was für einen Neuling bei der Hochseefischerei höchst bemerkenswert ist: einen Walfänger auf See, der schon jahrelang unterwegs war.

Die Wellen mussten das Schiff ziemlich durchgerüttelt haben, denn der Rumpf war ausgebleicht wie das Skelett eines gestrandeten Walrosses. An den Seiten des Geisterschiffes liefen überall die Rostspuren in langen Rinnen herab. Die Takelage war dick mit Reif bedeckt, wie Bäume im Winter. Nur die unteren Segel waren gesetzt. Einen besonders wilden Anblick boten die drei Ausguckposten mit ihren langen zerzausten Bärten hoch oben im Mastkorb. Ihre Kleidung schien kaum besser als zottige Tierfelle, so sehr waren sie auf der jahrelangen Kreuzfahrt mitgenommen worden. So schwankten und schaukelten sie oben in ihren eisernen Ausgucktonnen, die an den Mast genagelt waren. Als das Schiff langsam an

unserem Heck vorüberglitt, kamen wir sechs Mann hoch oben in der Luft uns so nahe, dass wir fast hätten von Topp zu Topp springen können. Aber die drei traurigen Gestalten zogen stumm vorüber. Ihre Blicke schienen durch uns hindurchzugehen. Wir hörten, was unten auf Deck gerufen wurde.

»Schiff ahoi! Habt ihr den weißen Wal gesehen?«

Als aber der fremde Kapitän sich drüben über die ausgebleichte Reling lehnte und eben sein Sprachrohr an die Lippen setzen wollte, da entglitt es irgendwie seiner Hand und fiel ins Meer. Und da in eben diesem Augenblick auch der Wind wieder auffrischte, bemühte er sich vergeblich, sich uns verständlich zu machen. Indessen wurde die Entfernung zwischen den beiden Schiffen immer größer. Die Matrosen der »Pequod« verloren zwar kein Wort über den Vorfall, aber es war ihnen anzumerken, dass sie diese Begegnung als übles Vorzeichen ansahen, denn es war das erste Mal, dass wir ein fremdes Schiff nach dem weißen Wal fragten. Ahab zögerte einen Augenblick. Es schien sogar, als wolle er ein Boot aussetzen, um bei dem Fremden an Bord zu gehen. Aber da fuhr eine bedrohliche Bö dazwischen. Da nutzte er den Vorteil, dass wir in Luv lagen, und er griff noch einmal nach seinem Sprachrohr. Weil er wusste, dass das fremde Schiff aus Nantucket stammte und bald zu Hause sein würde, rief er laut: »Ahoi! Das hier ist die »Pequod« auf der Fahrt rings um die Welt! Sagt denen zu Hause, sie sollen alle Briefe an den Pazifischen Ozean adressieren. Und wenn ich nach drei Jahren noch nicht daheim bin, dann schickt die Briefe in die...«

In diesem Augenblick kreuzten sich bereits die Kielwasser der beiden Schiffe, und sogleich schossen ganze Schwärme harmloser, kleiner Fische, die uns seit Tagen getreulich gefolgt waren, mit bebenenden Rückenflossen davon und schlossen sich dem anderen Schiff an. Das hatte Ahab im Laufe seiner vielen Fahrten sicher schon oft erlebt, aber für einen Besessenen gewinnen auch noch die belanglosesten Vorfälle eine gewisse Bedeutung.

»Ihr lasst mich im Stich, ja?«, murmelte Ahab vor sich hin und starrte ins Wasser. Es waren im Grunde harmlose Worte, aber in seiner Stimme lag so viel von tiefer, hilfloser Traurigkeit, wie es bei dem alten Mann noch niemals spürbar geworden war. Doch dann wandte er sich wieder an den Mann am Steuer, der das Schiff bisher im Wind gehalten hatte, um die Fahrt zu vermindern, und brüllte ihn mit Löwenstimme an: »Abfallen!¹⁰ Und rund um die Welt!«

Rund um die Welt! Ein stolzes Wort, das stolze Gefühle erwecken kann. Aber wozu eine Weltumsegelung? Wohin sollte sie führen? Durch zahllose Gefahren zurück zu unserem Ausgangspunkt, wo die, die wir verließen, längst wieder auf uns warten?

Wir ließen die Crozet-Inseln weit hinter uns und steuerten nordostwärts auf Java zu. Eine sanfte Brise trieb unser Schiff vorwärts, die drei hohen, schlanken Masten wiegten sich sanft in einem lauen Lüftchen wie drei biegsame Palmen auf einer weiten Ebene. Und immer noch ließ sich, wenn auch in größeren Abständen, in den silbern leuchtenden

Nächten der einsame, lockende Strahl sehen.

An einem Morgen von glasklarer Bläue lag eine fast unwirkliche Stille über dem Meer. Kaum ein Hauch regte sich. Der lange, funkelnde Sonnenstreifen lag wie ein goldener Finger über dem Wasser und schien Schweigen zu gebieten. Leise flüsternd glitten die Wellen an uns vorüber. In dieser tiefen Stille, die sich weithin über das sichtbare Erdenrund breitete, erspähte Daggoo vom Großstopp herab eine unheimliche Erscheinung.

In einiger Entfernung erhob sich quallig eine große weiße Masse aus dem Meer, höher und immer höher, die sich mehr und mehr vom Blau des Wassers abhob und schließlich vor unserem Bug lag wie eine Schneelawine, die eben zu Tal gegangen war. Einen Augenblick leuchtete sie hell auf und versank dann langsam wieder. Sie kam noch einmal hoch und glänzte aufs neue. Ein Wal war das offensichtlich nicht. Und doch, dachte Daggoo, ist es vielleicht Moby Dick? Wieder verschwand die Erscheinung. Doch als das Gebilde noch einmal emporkam, da stieß der Neger einen so schrillen Schrei aus, dass alle Mann erwachten: »Dort! Dort ist er wieder! Dort taucht er auf! Gerade vor uns! Der weiße Wal! Der weiße Wal!«

In diesem Augenblick schwärmten die Matrosen wie ein Bienenschwarm zu den Rahnocken¹¹ aus. Ahab stand trotz der sengenden Sonne barhäuptig am Bug, die eine Hand rückwärts gestreckt, bereit, dem Mann am Ruder ein Zeichen zu geben. Sein Blick ging gierig in die Richtung, die Daggoo wies.

Ob nun der einsame Strahl, der zur Nachtzeit immer wieder auftauchte, Ahab zu der Überzeugung gebracht hatte, er werde seinen Wal in friedlicher Stille überraschen, oder ob er sich einfach von seiner eigenen Ungeduld hinreißen ließ – wie dem auch sei, kaum hatte er die weiße Masse gesehen, da befahl er, die Boote zu Wasser zu lassen.

Bald waren die vier Boote ausgesetzt und schossen, Ahabs Boot ganz vorne, auf die Beute zu. Nach einer Weile verschwand sie wieder unter dem Wasser. Doch während wir mit erhobenen Riemen auf ihr Wiederauftauchen warteten, kam sie tatsächlich an der gleichen Stelle, wo sie versunken war, wieder hoch. Für einen Augenblick war Moby Dick vergessen. Wir starrten nur noch wie gebannt auf das wunderbarste Geheimnis, das die See bislang dem Blick des Menschen preisgegeben hat. Eine riesige, weiche Masse von glänzend weißer Farbe trieb vor uns auf dem Wasser. Von der Mitte gingen unzählige lange Arme aus, die sich wie ein Knäuel von Riesenschlangen krümmten und wanden, als ob sie blindlings nach allem greifen wollten, was sich in Reichweite befand. Kein Gesicht, keine Vorderseite war zu erkennen, auch kein Organ, das auf Sinne und Empfindungen hindeutete, nichts, durchaus nichts. Eine formlose, fast unwirkliche Masse, die auf den Wellen schaukelte.

Mit einem leise saugenden Geräusch verschwand es langsam wieder.

Starbuck starrte noch eine Weile auf das aufgewühlte Wasser, wo das Ungeheuer versunken war, und schrie dann entsetzt: »Lieber hätte ich Moby

Dick gesehen und mit ihm gekämpft, als dir zu begegnen!«

»Was war das?«, fragte Flask.

»Der große Krake, von dem es heißt, dass ihn nur wenige Walschiffe gesehen haben und doch heil nach Hause gekommen sind.«

Ahab sagte nichts. Er wendete sein Boot und fuhr zurück zum Schiff. Die anderen folgten schweigend.

Welche abergläubischen Vorstellungen die Walfänger im Allgemeinen mit dem Anblick des Riesenkraken verbinden, sicher ist jedenfalls das eine: Seine Erscheinung gilt als sehr übles Vorzeichen, weil man ihn so selten sieht, so selten, dass fast alle behaupten, er sei das größte Lebewesen des Ozeans. Doch von seiner wahren Gestalt und Lebensweise haben sie nur höchst ungewisse Vorstellungen. Dennoch behaupten sie, dass der Krake die einzige Nahrung des Pottwals sei. Denn während die meisten Arten des Wals oberhalb des Wasserspiegels ihre Nahrung finden, sucht der Pottwal sein Futter in unbekannten Tiefen, wo ihn kein Mensch beobachten kann. Wenn er allerdings hart bedrängt wird, dann würgt er manchmal Reste heraus, die die abgerissenen Arme des Kraken sein könnten. Es wird auch behauptet, dass das Ungetüm, dem diese Arme gehören, sich damit am Meeresboden festklammert. Deshalb sei auch der Pottwal, im Gegensatz zu anderen Walarten, mit Zähnen ausgestattet, um es angreifen und zerreißen zu können.

Während für Starbuck das Auftauchen des Kraken ein schlimmes Vorzeichen war, hatte das Ereig-

nis für Quiqueg eine ganz andere Bedeutung.

Der Wilde stand am Bug seines aufgeheizten¹² Bootes und zog seine Harpune ab. »Wenn du Krake sehen, dann bald auch Pottwal sehen«, bemerkte er.

Der nächste Tag war besonders still und drückend schwül, und da es für die Mannschaft der »Pequod« keine besonderen Arbeiten zu verrichten gab, mussten die Leute in der Stille der See mit aller Macht gegen den Schlaf ankämpfen. Der Teil des Indischen Ozeans, den wir zu dieser Zeit durchpflügten, galt unter Waljägern nicht als besonders guter Fanggrund.

Ich hatte gerade die Wache auf dem Vortopp und ließ mich in dieser verzauberten Luft gemächlich hin und her schaukeln. Ich befand mich in einer wahrhaft träumerischen Stimmung, in der jede Willenskraft erlosch. Doch ehe ich mich gänzlich dieser Stimmung überließ, hatte ich noch bemerkt, dass auch die Matrosen im Großtopp und im Kreuztopp bereits vor sich hin dösten. So saßen wir schließlich alle drei wie leblos auf unseren Posten, während unten der Mann am Ruder im Schlaf dazu nickte. Die Wogen rollten träge dahin, und über den weiten Ozean hin nickten Ost und West einander zu, und oben nickte die Sonne.

Da plötzlich war es mir so, als platzten Blasen vor meinen geschlossenen Augen. Ich klammerte mich mit den Händen an den Wanten fest. Eine unbekannte, gnädige Macht hatte mich behütet, ich zuckte zusammen und war wieder wach. Da, in Lee, ganz nahe, keine vierzig Faden entfernt, wälzte sich

ein riesiger Pottwal wie der Rumpf einer gekenter-ten Fregatte durch das Wasser. Sein breiter schwar-zer Rücken glänzte und spiegelte im Sonnenlicht. Faul und träge ließ er sich von den Wellen schau-keln, und von Zeit zu Zeit stieß er geruhsam seinen Dampfstrahl aus, wie ein Bürger, der an einem war-men Nachmittag sein Pfeiflein raucht. Armer Kerl, dies Pfeifchen war dein letztes! Wie von einem Zau-berstab berührt, erwachte das verschlafene Schiff und alle fuhren hoch. Aus zwanzig Kehlen kam mit einem Mal der gewohnte Ruf.

»Fiert¹³ weg die Boote! Luv!«, schrie Ahab. Er führte seinen eigenen Befehl sogleich selbst aus und warf das Ruder nach Lee hinüber.

Das plötzliche Geschrei der Mannschaft hatte den Wal offenbar erschreckt. Noch ehe die Boote hinabgelassen waren, wandte er sich majestätisch ab und schwamm leewärts davon, aber mit einer so gleichmäßigen Ruhe, dass sich kaum die Wasser-fläche regte. Vielleicht hatte er uns doch noch nicht bemerkt. Jedenfalls befahl Ahab, die Ruder noch nicht zu benutzen und sich nur flüsternd zu verstän-digen. So saßen wir wie die Ontario-Indianer auf dem Dollbord unserer Boote und paddelten rasch und ohne ein Geräusch zu verursachen dahin. Die Windstille machte unsere Segel überflüssig. Wäh-rend wir so dahinglitten, warf das Ungeheuer plötz-lich seinen Schwanz vierzig Fuß hoch in die Luft und verschwand dann in der Tiefe wie ein Turm, den die Erde verschluckt.

»Der kommt wieder!«, hieß es, worauf Stubb sog-

leich Zündhölzer hervorzog und seine Pfeife in Brand setzte, denn jetzt hatten wir zunächst einmal unsere Ruhe. Als die übliche Tauchzeit vorüber war, kam der Wal wieder hoch, und zwar vor Stubbs Boot, viel näher bei Stubb als bei den anderen Booten. Stubb konnte also mit einer erfolgreichen Jagd rechnen. Jetzt war es auch klar, dass der Wal seine Verfolger bemerkt haben musste. Es hatte keinen Sinn mehr, sich vorsichtig und unter größtem Stillschweigen heranzupirschen. Wir legten die Paddel beiseite und griffen zu den Rudern. Stubb paffte ruhig an seiner Pfeife und feuerte seine Leute zum Angriff an.

In der Tat, mit dem Wal war eine große Veränderung vor sich gegangen. Da er die Gefahr erkannte, in der er schwebte, schwamm er mit dem Kopf über Wasser und schob eine gewaltige Gischtwelle vor sich her.

»So, Leute, es geht los. Nur nicht zu schnell. Wir haben genug Zeit«, rief Stubb und ließ beim Sprechen den Rauch aus seinem Mund quellen. »Los jetzt! Taschtego, hol weit aus. Tasch, mein Junge, halt dich bereit. Aber ruhig Blut, nur ruhig. Auf ihn wie Tod und Teufel! Auf ihn!«

»Wuhuh! Wahie!«, schrie der Gay-Header und stieß den alten Kriegsruf seines Volkes aus. Alle Mann im Boot fielen unwillkürlich bei jedem der gewaltigen Schläge des Indianers nach vorne.

Sein wildes Kriegsgeschrei fand Widerhall bei den anderen Booten. »Kih-Kih! Kih-Kih!«, gellte Daggoo, der sich auf seiner Ducht hin und der bewegte wie ein Tiger in seinem Käfig.

»Ka-lah! Ku-luh!«, heulte Quiqueg mit einem wolüstigen Unterton, als ließe er sich ein saftiges Steak auf der Zunge zergehen. So durchschnitten unter Geschrei und kräftigen Ruderschlägen die drei Kiele die See. Stubbs Boot lag noch immer weit vorn. Er feuerte seine Leute unermüdlich an, ließ aber dabei seine Pfeife nicht ausgehen. Wie die Wilden rissen sie an den Riemen und plagten sich, bis endlich der ersehnte Ruf kam: »Auf, Taschtego! Gib's ihm!« Die Männer stoppten, und da zischte sie ihnen schon heiß über die Handgelenke, die Zauberleine. Einen Atemzug zuvor hatte Stubb schnell noch zwei zusätzliche Windungen um den Poller gelegt, von dem jetzt bei dem rasenden Auslaufen der Leine ein Wölkchen blauen Rauchs aufstieg, das sich mit dem Rausch aus der Pfeife vermischte. Wie nun die Leine um den Poller ablief, so lief sie auch die ganze Zeit durch Stubbs beide Hände und rief mächtige Blasen hervor. Die Handschützer, gefütterte Segeltuchstücke, wie sie damals üblich waren, hatte er unglücklicherweise fallen lassen. Es war, als hätte er die zweischneidige Klinge eines Gegners mit beiden Händen gepackt, während der Gegner sie ihm immer wieder zu entreißen versuchte.

»Leine nass machen! Leine nass machen!«, schrie Stubb dem Mann neben der Wassertonne zu. Der riss seine Mütze vom Kopf und schöpfte Wasser. Noch ein paar Schlingen liefen ab, bis die Leine hielt. Wie ein Hai flog jetzt das Boot durch das aufgewühlte Wasser. Stubb und Taschtego wechselten die Plätze – Bug gegen Heck –, eine aufregende Sache in dem schaukelnden Boot.

Die sirrende Leine lief in voller Länge über das Boot, und da sie straffer als eine Harfensaite war, schien es, als hätte es zwei Kiele, einen, der durch das Wasser, und einen, der durch die Luft dahinglitt. So schoss es durch die Elemente. Bei der geringsten Bewegung, und sei es nur, dass sich ein Finger rührte, holte das Boot, das in allen Fugen krachte, bis zum Dollbord über. So rasten sie dahin. Jeder klammerte sich mit aller Kraft an seiner Ducht¹⁴ fest, um nicht in das schäumende Wasser gerissen zu werden. Die Riesengestalt Taschtegos hockte zusammengeduckt am Steuerriemen, um sein Gewicht nach unten zu verlagern. Sie schienen unaufhaltsam durch den Atlantik und Pazifik zu jagen, bis endlich der Wal langsamer wurde.

»Hol ein! Hol ein!«, rief Stubb dem Mann im Bug zu. Die Matrosen drehten sich um, um nach dem Wal zu sehen, und brachten das Boot näher heran, bis sie schließlich längsseits kamen. Stubb stemmte das Knie fest gegen die schwere Klampe¹⁵ und warf Speer auf Speer in den Leib des fliehenden Wals. Auf seinen Befehl zogen sie die Riemen ein, wenn sie dem grauenvoll um sich schlagenden Tier ausweichen wollten. Auf seinen Befehl griffen sie zum nächsten Lanzenwurf wieder an.

Das Blut floss nun in Strömen an den Flanken des Riesentieres herab. Sein gemarterter Körper wälzte sich jetzt nicht mehr in der Salzflut, sondern in einem Meer von Blut, das weithin im Kielwasser des Bootes schäumte. Die schrägen Strahlen der Sonne spiegelten sich in der großen roten Lache im

Meer und färbten auch die Gesichter der Männer im Boot. Ununterbrochen schoss der weiße Dampf aus dem Blasloch des todwunden Tieres, ununterbrochen kamen die Rauchwölkchen aus dem Mund des Bootsführers, der seine Erregung kaum zu meistern vermochte. Nach jedem Wurf holte er die verbogene Lanze mit der Leine, die daran befestigt war, wieder herein, klopfte sie mit ein paar raschen Schlägen am Dollbord zurecht und jagte sie immer wieder in den Leib des Wales.

»Anrudern! Anrudern!«, rief er seinen Leuten zu, als Kraft und Wut des verendenden Wales allmählich nachzulassen begannen. »Näher heran!« Das Boot ging an der Flanke des Tieres längsseits. Als Stubb nun über den Bug hinaus das Tier erreichen konnte, stieß er seine lange, scharfe Lanze in den Riesenleib, ließ sie drin stecken und bohrte sorgfältig und bedachtsam darin herum, als suche er nach einer goldenen Uhr, die der Wal verschlungen haben könnte und die er nicht zerbrechen wollte. Das Kleinod, das er suchte, das war das Herz des Tieres. Und jetzt hatte er es getroffen. Denn plötzlich fuhr das Ungeheuer aus seiner Leblosgkeit auf, sein qualvoller Todeskampf begann. Grauererregend wälzte er sich in seinem Blut und umgab sich mit einem undurchdringlichen Schleier aus kochender Gischt, so dass das Boot noch in Gefahr geriet. Die Mannschaft, die kaum mehr etwas sehen konnte, hatte alle Mühe, um aus dem blutigen Schaum wieder ans Tageslicht zu kommen.

Der Todeskampf näherte sich seinem Ende. Der Wal kam wieder in Sicht. Er rollte jetzt von einer

Seite auf die andere. Sein Spritzloch zog sich unter scharfen, mühsamen Atemzügen krampfhaft zusammen. Ganz zuletzt brach auf einmal stoßweise geronnenes Blut hervor und fiel wieder hinab über die regungslosen Flanken ins Meer. Sein Herz war gebrochen.

»Er ist tot, Mr. Stubb!«, sagte Daggoo.

»Ja, uns beiden ist die Pfeife ausgegangen«, erwiderte Stubb und nahm seine Pfeife aus dem Mund, um die kalte Asche über dem Wasser auszuklopfen. Für einen Augenblick stand er da und betrachtete nachdenklich den riesigen Kadaver, sein Werk.

Stubbs Wal war in einiger Entfernung vom Schiff erlegt worden. Da es windstill war, machten sich die drei Boote gemeinsam an die schwierige Arbeit, die Beute zur »Pequod« zu schleppen. Und nun plagten sich achtzehn Mann mit sechsunddreißig Armen und hundertachtzig Daumen und Fingern stundenlang mit der schweren, trägen Masse im Wasser ab. Lange Zeit hatten wir das Gefühl, dass wir überhaupt nicht von der Stelle kamen – immerhin ein Beweis, was für eine gewaltige Masse wir im Schlepp hatten. Es wurde dunkel, doch die drei Lichter oben auf der Takelage der »Pequod« wiesen uns mit ihrem trüben Schein den Weg. Als wir näher kamen, sahen wir auch Ahab, der mit einer weiteren Lampe über die Reling leuchtete. Er warf nur einen gleichgültigen Blick auf den Wal und gab dann die üblichen Anweisungen, ihn für die Nacht zu sichern. Dann übergab er seine Lampe einem der Matrosen und stieg hinab in seine Kajüte. Bis zum nächsten Morgen ließ er sich dann nicht mehr blicken.

Ahab hatte zwar bei der Jagd auf diesen Wal die übliche Tätigkeit entfaltet, wie es ja auch seine Aufgabe war. Jetzt aber, da das Tier tot war, schien ihn irgendein unbestimmtes Gefühl des Missmuts, der Ungeduld oder Verärgerung zu erfüllen, als erinnere ihn der Anblick dieses Kadavers daran, dass Moby Dick noch immer am Leben war. Und hätten wir noch tausend und tausend Wale an sein Schiff geschleppt, er wäre seinem eigentlichen Ziel nicht um einen Deut näher gekommen.

Als bald erhob sich auf Deck der »Pequod« ein Lärm, als solle das Schiff mitten auf hoher See vor Anker gehen. Schwere Ketten wurden über die Planken geschleift und rasselnd durch die Pfortenöffnungen gezogen. Aber mit all den Vorkehrungen sollte nicht das Schiff festgemacht werden, sondern der Kadaver. Mit dem Kopf am Heck und dem Schwanz am Bug wurde er vertäut.

Mochte Ahab indessen auch sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden haben, wenn man das von Deck aus überhaupt beurteilen konnte, so geriet jetzt Stubb, sein Erster Steuermann, dem der Erfolg zu Kopf gestiegen war, in eine ganz ungewöhnliche, wenn auch harmlose Aufregung. Er war mit einem Mal so geschäftig, dass der nüchterne Starbuck, sein Vorgesetzter, ihm zunächst einmal, ohne viel Worte zu machen, das Kommando überließ. Bald fand sich auch eine einleuchtende Erklärung für Stubbs große Unruhe. Er war nämlich ein Feinschmecker und hatte eine ganz maßlose Vorliebe für ein Stück würzigen Walfischfleisches.

»Ein Steak! Ein Steak, ehe ich schlafen gehe! Dag-

goo! Über Bord mit dir. Schneid mir ein Stück von der Lende heraus!«

Gegen Mitternacht war das Stück herausgeschnitten und zubereitet. Beim Schein zweier Ölfunzeln stand Stubb vor seiner Mahlzeit, die auf dem Spill serviert war, als wäre das Spill eine Anrichte. Aber Stubb war nicht der einzige, der sich in dieser Nacht an einem Stück Walfischfleisch gütlich tat: Während er es sich wohl sein ließ, knabberten die Haie, die zu Tausenden den toten Riesen umwimmeln, genießerisch an der fetten Beute. Die paar Schläfer unten schreckten immer wieder auf, wenn sie mit ihren Schwänzen heftig gegen die Bordwand schlugen, nur wenige Zoll von ihren Herzen. Und wenn man über die Bordwand blickte, dann konnte man auch sehen, was man vorher nur gehört hatte. Da wimmelten sie in dem dunklen Wasser, warfen sich auf den Rücken, um aus dem Walkadaver riesige Fleischfetzen herauszureißen, die so groß waren wie ein Menschenkopf.

Stubb aber kümmerte sich um den Schmaus, der in seiner nächsten Nähe stattfand, nicht mehr als die Haifische sich um sein eigenes genießerisches Schmatzen kümmerten.

Beim Fischen in südlichen Gewässern ist es im Allgemeinen nicht üblich, nach des Tages Mühe und Arbeit am Abend den Wal auch noch abzuspecken. Denn auch das ist ein außerordentlich mühsames Geschäft, bei dem alle Mann Hand anlegen müssen. Deshalb wird auch die ganze Mannschaft hinunter in die Hängematten geschickt. Nur eine Wache von zwei Mann, die stündlich abgelöst werden, sorgt da-

für, dass alles in Ordnung geht.

Manchmal aber, besonders im Pazifik am Äquator entlang, ist das gar nicht möglich, weil rings um den vertäuten Kadaver die Haie in solchen Scharen wimmeln, dass am Morgen kaum mehr als das Skelett übrig wäre. Bei der »Pequod« war es zwar damals mit den Haien nicht so schlimm; wenn aber ein Neuling in dieser Nacht zufällig über Bord geschaut hätte, dann hätte er die See für einen riesigen Käse und die Haie für die Maden darin halten können.

Wie dem auch sei, als Stubb mit seiner Mahlzeit zu Ende war, teilte er Quiqueg und einen anderen Matrosen zur Ankerwache¹⁶ ein. Als sie an Deck waren, gerieten die Haie in nicht geringe Aufregung, denn es wurde sogleich das Gerüst zum Abspecken¹⁷ über die Bordwand gehängt und aus drei heruntergelassenen Laternen fiel ein langer Lichtschein über die aufgewühlte See. Dabei richteten die beiden Matrosen unter den Haien ein furchtbares Blutbad an, indem sie ihnen den scharfen Stahl ihrer langen Speckspaten in die Schädel trieben – offenbar der einzige Körperteil, wo sie verwundbar waren. Aber in dem schäumenden Chaos dort unten trafen die Jäger nicht immer ihr Ziel, und da zeigte sich erneut die unglaubliche Blutgier dieses Feindes. Denn sie schnappten nicht nur nach den hervortretenden Eingeweiden ihrer Artgenossen, sondern sie schnellten wie biegsame Bogen herum und schnappten nach den eigenen.

Das alles trug sich an einem Samstagabend zu,

und welch ein Sonntag sollte folgen! Walfänger entweihen durch ihren Beruf den Tag des Herrn beständig. Die elfenbeinweiße »Pequod« wurde zum Schlachthaus, jeder Matrose zum Metzger. Es sah aus, als brächten wir den Göttern der See zehntausend Ochsen als Opfer dar.

Zunächst wurden die riesigen Taljen, d. h. Flaschenzüge, am Großmast hochgehievt und dort am Topp festgemacht. Das Tau lief dann durch eine Reihe von Blöcken bis zum Spill, während der große Flaschenzug mit dem Speckhaken über den Wal ausgeschwungen wurde. Auf dem Gerüst, das außenbords angebracht worden war, standen die beiden Steuerleute Starbuck und Stubb mit ihren langen Speckspaten und begannen, genau über den Brustfloss ein großes Loch für den Haken herauszubohren. Als das geschehen war, schnitten sie rings um das Loch einen Halbkreis in den Speck und hängten den Haken ein, während oben die Mannschaft in ein wildes Geschrei ausbrach, sich ans Spill drängte und anfang zu hieven. Dabei legte sich das Schiff bedrohlich zur Seite und zitterte in alle Fugen wie ein altes Holzhaus im Wintersturm, und selbst die Masten erbeben bis in die Toppen. Immer tiefer neigte sich das Schiff zur Seite des Wals, und bei jedem Ruck des Ankerspills half von unten die Dünung ein wenig nach. Da, endlich gab es noch eine letzte, heftige Bewegung, unter gewaltigem Rauschen richtete sich das Schiff wieder auf, weg vom Wal, und wie im Triumph kommt die Talje hoch und zieht das halbkreisförmige Ende des ersten Speckstreifens hinter sich her. Da der Wal von seiner Speckschicht

umhüllt ist wie die Orange von der Schale, lässt sich die Speckschicht genauso spiralenförmig abschälen wie eine Orangenschale. Durch das beständige Hieven rollte der Wal ununterbrochen im Wasser um seine eigene Achse, wobei sich der Speck in einem gleichmäßigen Streifen ablöste, dort wo Starbuck und Stubb mit ihren Speckspaten ihre Einschnitte machten. Im gleichen Tempo wurde der Streifen immer höher und höher gehievt, bis das obere Ende den Großmast erreichte. Die Männer am Spill unterbrachen ihre Arbeit. Für ein, zwei kurze Augenblicke schwebte die gewaltige bluttriefende Masse hin und her, als komme sie vom Himmel. Die Männer an Deck suchten sich in Sicherheit zu bringen, um nicht eins auf den Kopf zu bekommen und ins Wasser zu fallen.

Einer der Harpuniere, die sich um die Sache zu kümmern hatten, trat nun mit einer langen, scharfen Waffe, dem sogenannten Bordsäbel, heran und schnitt im richtigen Augenblick geschickt ein großes Loch in den unteren Teil der schwebenden Masse. In dieses Loch wurde dann das Ende der zweiten Talje eingehakt. Dann hackte der Harpunier mit ein paar mächtigen Hieben den Streifen mitten durch. Das kürzere untere Stück hing noch am Wal, das längere obere Stück, das sogenannte Deckstück, schwebte frei in der Luft und konnte hinuntergelassen werden. Und so ging es weiter. Während die eine Talje den zweiten Streifen heraufholte, versenkte die andere den ersten drunten im Speckraum, wo ihn erfahrene Männer in Empfang nahmen und aufrollten. Das war der Rhythmus der

Arbeit: Beide Taljen hieven und versenken zugleich; das Spill dreht den Wal; die Männer grölen, die Leute unten rollen auf; die Steuerleute schneiden; das ganze Schiff arbeitet; und alle fluchen, damit die Arbeit reibungslos vonstatten geht.

»Hol ein die Ketten! Kadaver achteraus!«

Die schweren Taljen hatten ihren Dienst getan. Der abgespeckte weiße Leichnam des geköpften Wals leuchtete wie ein Marmorstein. Die Farbe hatte er zwar gewechselt, doch sein massiger Umfang hatte nicht merklich abgenommen. Er war noch immer ein Koloß. Langsam trieb er weiter weg, ringsum spritzte das Wasser, das die unersättlichen Haie aufwühlten, und die Luft war erfüllt von dem gierigen Kreischen räuberischer Vögel, die mit scharfen Schnäbeln auf den Wal einhackten. Das weiße, enthauptete Phantom entfernte sich weiter und weiter vom Schiff, und je weiter es abtrieb, desto mörderischer wurde es von Haien und Vogelschwärmen umkämpft. Stundenlang hatten wir vom Schiff, das nahezu bewegungslos lag, diesen abscheulichen Anblick. Unter einem wolkenlos blauen Himmel, auf einer ungetrührt heiteren See trieb dieses riesige Stück Tod dahin, bis es sich im Unendlichen verlor. Ein klägliches, fast lächerliches Leichenbegräbnis! Aber das war noch nicht das Ende. Denn es mochte eines Tages geschehen, dass ein Kriegsschiff oder Forschungsschiff von ferne den Kadaver erspäh, aber der Schwarm der Raubvögel aus der Entfernung nicht zu erkennen ist, sondern nur die weiße Masse, die in der Sonne treibt, umbrandet von weißer Gischt. Dann schreibt vielleicht einer

mit zitternder Hand ins Logbuch: »Klippen, Felsen und Brandung: Hier ist Vorsicht geboten!« Und so meiden vielleicht noch nach Jahren die Schiffe den Ort: Der Wal, der zu Lebzeiten der Schrecken seiner Feinde war, wird noch im Tode zu einem Schreckgespenst.

Ich hätte noch erwähnen sollen, dass der Leviathan, noch ehe er völlig abgespeckt ist, geköpft wird. Nun ist die Enthauptung eines Pottwals eine bedeutende anatomische Leistung, auf die erfahrene Walchirurgen sehr stolz sind, und das mit Recht.

Der Wal hat ja, wenn man es sich recht überlegt, keinen richtigen Hals; im Gegenteil. Denn gerade dort, wo Kopf und Rumpf ineinander übergehen, hat er seine dickste Stelle. Außerdem steht der »Chirurg« bei der Operation acht bis zehn Fuß über seinem »Patienten«, der überdies auch noch von der trüben, bewegten, oft sogar stürmischen See fast verdeckt ist. Unter diesen ungünstigen Umständen muss der Mann also mehrere Fuß tief in das Fleisch hineinschneiden und, ohne bestimmte Teile zu verletzen, das Rückgrat genau an der Stelle durchstoßen, wo es in den Schädel übergeht. Stubb behauptet prahlerisch, er könne in zehn Minuten einen Pottwal enthaupten. Eine bewundernswerte Leistung, wenn die Behauptung stimmt.

Ist der Kopf dann abgetrennt, lässt man ihn zunächst einmal achteraus an einer Trosse¹⁸ treiben, bis der Wal ganz abgespeckt ist. Wenn es sich nur um einen kleinen Wal handelt, dann wird der Kopf an Deck gehievt und dort nach allen Regeln der

Kunst verarbeitet. Beim ausgewachsenen Leviathan ist das natürlich unmöglich, denn der Kopf des Pottwals macht nahezu ein Drittel des gesamten Umfangs aus. Und eine solche Last mit den Taljen eines Walfängers zu heben, und seien sie noch so groß, wäre ebenso aussichtslos, als wollte man eine holländische Scheune auf eine Goldwaage legen.

Als nun der Wal der »Pequod« geköpft und abgespeckt war, wurde der Kopf an der Schiffsseite etwa zur Hälfte aus dem Wasser gehievt, sodass ihn sein eigentliches Element noch mittragen konnte. Da hing nun das bluttriefende Haupt an der »Pequod« wie einst das Haupt des Riesen Holofernes am Gürtel der Judith.

Als diese Arbeiten alle abgeschlossen waren, war es bereits Mittag geworden, und die Matrosen gingen hinunter zum Essen. Auf Deck, wo es eben noch so laut zugegangen war, trat Stille ein. Auch das Meer lag regungslos unter der Mittagssonne. Nach einer Weile kam Ahab auf Deck, allein in der ungeheuren Leere. Er machte ein paar Runden auf dem Achterdeck, blieb stehen und blickte über die Reling hinaus. Dann trat er langsam an die Verschanzung heran, wo noch immer Stubbs langes Speckmesser von der Enthauptung des Wals stand, nahm es in die Hand und stieß es in den Rumpf, der über dem Wasser schwebte. Den Schaft klemmte er wie eine Krücke unter den Arm und betrachtete, vornübergebeugt, aufmerksam den Kopf, als halte er eine schweigende Zwiesprache mit dem mächtigen toten Gegner.

»Segel in Sicht!«, kam es triumphierend vom

Großstopp.

»Ist das wahr? Eine gute Nachricht«, rief Ahab zurück. Er richtete sich jäh auf. Die Gewitterwolken verschwanden von seiner Stirn. »Ein Lebenszeichen in dieser Grabesstille. Vielleicht ein Zeichen. Wo ist es denn?«

»Drei Strich steuerbords voraus, Sir. Bringt seine Brise mit.«

»Noch besser!«

Hand in Hand kamen Segler und Brise heran. Aber die Brise kam schneller als das Schiff, sodass auch die »Pequod« bald zu schaukeln begann.

Durch das Glas wurde das fremde Schiff an seinen Fangbooten und an den bemannten Toppen bald als Walfänger erkannt. Doch es war zu weit in Luv und glitt, vielleicht auf der Fahrt zu neuen Fanggründen, so rasch vorüber, dass die »Pequod« es nicht erreichen konnte. Darum setzte man ein Flaggensignal und wartete auf Antwort.

Bekanntlich führt jedes Schiff der amerikanischen Walfangflotte, genau wie die Schiffe der Kriegsflotte, sein eigenes Flaggensignal. All diese Zeichen sind in einem Buch gesammelt, wo auch der jeweilige Name des Schiffes zu finden ist. Da jeder Kapitän dieses Buch besitzt, kann man auf dem Ozean ein fremdes Schiff selbst auf weite Entfernungen mühelos erkennen. Endlich setzte auch der Fremde sein Signal. Es war die »Jerobeam« aus Nantucket. Sie braßte nun an und hielt auf uns zu. Dann drehte sie leewärts bei und brachte ein Boot zu Wasser, das bald näher kam. Als aber auf Starbucks Befehl das Fallreep für den fremden Kapitän herabge-

lassen wurde, winkte er vom Heck seines Bootes mit einer Handbewegung ab. Es stellte sich heraus, dass die »Jerobeam« einen Seuchenkranken an Bord hatte und dass Mayhew, der Kapitän, befürchtete, die Mannschaft der »Pequod« anzustecken. Er selbst und seine Bootsmannschaft waren zwar nicht befallen, und das Schiff selbst lag einen halben Flintenschuss ab, doch der Kapitän hielt sich gewissenhaft an die strengen Quarantänevorschriften, die an Land galten, und lehnte es entschieden ab, an Bord der »Pequod« zu kommen.

Doch das verhinderte keineswegs eine Unterhaltung. Durch einen gelegentlichen Ruderschlag hielt sich das Boot der »Jerobeam« mit einigem Abstand stets auf der Höhe der »Pequod«, die bei der frischen Brise schwer in der Dünung¹⁹ arbeitete. Von Zeit zu Zeit wurde das Boot von einer heranrollenden Woge allerdings bedrohlich weit herangetragen, aber die Mannschaft brachte es mit ein paar geschickten Ruderschlägen bald wieder in die richtige Lage. Abgesehen von gelegentlichen Unterbrechungen dieser Art, kam ein lebhaftes Gespräch zwischen den Mannschaften zustande.

Im Boot der »Jerobeam« saß ein Mann, der einen solch einzigartigen Anblick bot, dass er selbst unter Walfängern, die ja mancherlei gewohnt sind, auffiel. Es war ein kleiner, untersetzter jüngerer Mann, strohblond und über und über mit Sommersprossen bedeckt. Ein merkwürdiger langschößiger Rock, der einst nussbraun gewesen sein mochte, hüllte ihn ein. Die viel zu langen Ärmel waren an

den Handgelenken hochgekremgelt. Unheilbarer Wahnsinn sprach aus seinen Augen.

Es stellte sich heraus, dass er früher Mitglied, ja sogar Prophet einer verrückten Sekte gewesen war, dann aber auf dem Walfänger angemustert hatte. Aber kaum hatte die »Jerobeam« den Hafen verlassen, brach sein Wahnsinn aus. Er erklärte, er sei der Erzengel Gabriel, und befahl dem Kapitän, über Bord zu springen. Den Matrosen stellte er sich als der Befreier aller Inseln des Meeres und als Generalvikar aller Ozeane vor, und das alles mit solchem Ernst, dass die unwissenden, abergläubischen Seeleute ihn schließlich für einen Heiligen hielten. Durch ihr geschlossenes Auftreten hinderten sie auch den Kapitän, den Mann im nächstbesten Hafen einfach auszubooten. Schließlich kam es so weit, dass Gabriel an Bord alle Freiheiten genoss und sich um nichts mehr zu kümmern brauchte. Und als er gar behauptete, die Seuche an Bord sei sein Werk, beugten sich die Matrosen vor ihm und verehrten ihn wie einen Gott.

»Vor deiner Seuche habe ich keine Angst«, rief Ahab von der Reling Kapitän Mayhew zu. »Kommt ruhig an Bord.«

Doch da sprang Gabriel auf.

»Hütet euch vorm Fieber, vorm gelben Gallenfieber! Hütet euch vor der entsetzlichen Pest!«

»Gabriel! Gabriel!«, schrie Kapitän Mayhew. »Entweder musst du...« Doch in diesem Augenblick trieb ein Brecher das Boot weit ab, und alle Worte gingen in dem Brausen unter.

»Hast du den weißen Wal gesehen?«, fragte

Ahab, als das Boot wieder längsseits kam.

»Denkt an eure Boote! Hütet euch vor dem grauenhaften Schwanz!«

»Ich sage dir noch einmal, Gabriel, dass...« Aber wieder schoss das Boot davon, als werde es von bösen Geistern gezogen. Eine Zeit lang herrschte Schweigen, während die Wellen brausend vorüberzogen und das Boot hin und her warfen, ohne es zu heben. Der aufgehisste Schädel des Pottwals wurde unterdessen heftig umhergestoßen. Gabriel betrachtete ihn mit mehr Unruhe, als man bei einem Engel erwartet hätte.

Nach diesem Zwischenspiel begann Kapitän Mayhew eine böse Geschichte von Moby Dick zu erzählen. Dabei wurde er jedoch andauernd von Gabriel unterbrochen, der jedes Mal, wenn sein Name erwähnt wurde, dazwischenfuhr.

Die »Jerobeam« war noch nicht lange aus dem Heimathafen ausgelaufen, als sie von einem anderen Walschiff, dem sie begegneten, Nachrichten von Moby Dick und seinen Schreckenstaten erhielten. Gabriel nahm die Kunde gierig auf, warnte aber den Kapitän dringend davor, den Wal etwa anzugreifen, falls man ihn sichten werde. Denn in seinem Wahnsinn behauptete er gar, der weiße Wal sei kein Geringerer als der fleischgewordene Gott seiner Sekte, die im übrigen durchaus bibelgläubig sei. Als sie nun nach gut zwei Jahren Moby Dick tatsächlich von den Toppen ausmachten, brannte Macey, der Erste Steuermann, darauf, ihn anzugreifen. Da der Kapitän selbst nicht abgeneigt war, diese Gelegenheit wahrzunehmen, überließ er seinem Steuer-

mann, trotz aller Warnungen des Erzengels, ein Boot mit fünf Mann. Mit ihnen legte er vom Schiff ab. Nach langem, mühseligem Rudern und mehreren gefährlichen, aber nutzlosen Versuchen saß endlich die Harpune fest. Inzwischen war Gabriel auf den Großmast geklettert, wo er nun wie rasend mit den Armen herumfuchtelte und düstere Prophezeiungen ausstieß. Als nun Macey, der Steuermann, im Bug des Bootes aufstand, um im rechten Augenblick eine Lanze unterzubringen, da tauchte ein riesenhafter weißer Schatten aus dem Meer auf, der mit einer raschen, fächerartigen Bewegung den Leuten an den Riemen den Atem zu nehmen schien. Im nächsten Augenblick flog der unglückliche Steuermann hoch in die Luft und stürzte in weitem Bogen ins Meer. Das Boot erlitt nicht den geringsten Schaden, keinem der Ruderer wurde ein Haar gekrümmt. Aber der Steuermann blieb verschwunden für immer.

Der ganze Vorfall konnte vom Schiff aus genau beobachtet werden. Mit schriller Stimme rief Gabriel die Mannschaft, die vom Schrecken wie gelähmt war, von der weiteren Verfolgung des Wals zurück. Das schreckliche Ende der Jagd verstärkte den unheimlichen Einfluss des Erzengels.

Als Mayhew mit seiner Erzählung am Ende war, stellte Ahab noch eine Reihe von Fragen nach dem weißen Wal, bis sich der andere Kapitän nicht mehr zurückhalten konnte und seinerseits fragte, ob er denn selbst den weißen Wal jagen wolle.

»Ja«, antwortete Ahab. Da sprang Gabriel abermals auf und starrte dem Alten ins Gesicht. Mit aus-

gestrecktem Finger deutete er in die Tiefe und schrie mit überschnappender Stimme: »Denk an den Gotteslästerer! Denk an ihn! – Tot ist er – da dr-unten – hüte dich vor dem Ende des Lästerers!«

Ohne auf das Geschrei zu achten, wandte sich Ahab ab und sagte zu Kapitän Mayhew: »Kapitän, da fällt mir eben mein Postsack ein. Wenn ich mich nicht irre, ist ein Brief für einen eurer Steuerleute dabei. Starbuck, seht doch einmal nach.«

Jedes Walschiff nimmt eine Menge Post für verschiedene Schiffe mit, wobei allerdings die Zustellung ganz vom Zufall abhängt, ob man dem Empfänger irgendwo auf den vier Weltmeeren begegnet. So erreichen die meisten Briefe nie ihren Adressaten, und viele andere erst nach zwei oder drei Jahren.

Bald kam Starbuck mit einem Brief in der Hand wieder zurück, der ziemlich zerknittert, feucht und mit grünlichen Schimmelflecken bedeckt war, da er die ganze Zeit in dem versperrten Kasten in der Kajüte gelegen hatte, ein Brief, wie ihn der Tod wohl überbringen mochte.

»Kannst du denn nicht lesen?«, herrschte ihn Ahab an. »Gib her! Ja, allerdings, ein verblasstes Gekritzel. Was soll das heißen?«

Während Ahab daran herumstudierte, nahm Starbuck den langen Stock eines Speckspatens zur Hand und spaltete das eine Ende mit seinem Seemannsmesser, um den Brief hineinzuklemmen. So konnte er ihn zu dem Boot hinüberreichen, ohne dass es näher ans Schiff heranfahren musste.

Ahab hielt indessen den Brief und murmelte vor sich hin: »Mr. Har ja, Mr. Harry – Weibergekritzel,

ich wette von seiner Frau – Ja, Mr. Harry Macey, Schiff ›Jerobeam‹ – richtig, Macey – aber der ist ja tot.«

»Armer Teufel! Und noch dazu von seiner Frau!«, seufzte Mayhew. »Gebt ihn mir trotzdem 'rüber!«

»Nein, behalte ihn!«, schrie Gabriel zu Ahab herüber. »Kannst ihn bald selber überbringen!«

»Du sollst an deinen eigenen Flüchen ersticken!«, schrie Ahab gellend hinüber. »Kapitän Mayhew, klar zum Übernehmen?« Und er nahm den Unglücksbrief aus Starbucks Hand und steckte ihn in den Schlitz am Spatenstock, um ihn hinüberzureichen ins Boot. Die Leute an den Riemen hörten auf zu rudern und sahen gespannt zu, sodass das Boot ein wenig achteraus trieb. So geriet der Brief wie durch Zauberhand plötzlich in Gabriels Hand. Er griff zu, zog sein Bordmesser, spießte den Brief auf und warf ihn so auf das Schiff zurück. Er fiel Ahab vor die Füße. Mit schriller Stimme befahl er seinen Kameraden loszufahren, sie legten sich in die Ruder, und schon schoss das meuterische²⁰ Boot davon.

Als die Matrosen nach diesem Zwischenfall ihre Arbeit am Wal wiederaufnahmen, wurden unter der Mannschaft allerlei merkwürdige Anspielungen gemacht.

Das Abspecken des Wals ist ein aufregendes Geschäft. An Bord herrscht Hochbetrieb. Die Männer laufen hierhin und dorthin, wo sie gerade gebraucht werden. Alles ist in Bewegung, bald auf dem Vordeck, bald achtern, denn alles soll möglichst gleich-

zeitig geschehen. Nicht besser ergeht es dem, der die Szene beschreiben soll, und deshalb müssen wir ein wenig zurückgreifen. Nachdem zunächst einmal, wie erwähnt, ein Loch in den Rücken des Wals geschnitten worden war, wurde in dieses Loch ein Haken eingesetzt. Aber wie wurde ein so plumpes, schweres Ding wie dieser Haken dort befestigt? Es wurde befestigt von meinem lieben Freund Quiqueg, zu dessen Pflichten als Harpunier es gehörte, auf den Rücken des Ungeheuers hinunterzusteigen, um dort zu arbeiten. In vielen Fällen aber erfordern es die besonderen Umstände, dass der Harpunier auf dem Wal bleibt, bis die ganze Arbeit des Abspeckens getan ist. Der Wal liegt dabei fast völlig unter Wasser mit Ausnahme der Teile, an denen gerade gearbeitet wird. Dort unten also, einige zehn Fuß unter dem Deck, watet der arme Harpunier herum, halb auf dem Wal und halb im Wasser, wobei der gewaltige Rumpf sich unter ihm dreht wie eine Tretmühle. Quiqueg trat bei dieser Gelegenheit im Schottenkostüm auf, das heißt in Hemd und Socken, was ihm, wenigstens nach meinem Geschmack, außerordentlich vorteilhaft stand. Und keiner konnte ihn besser beobachten als ich, wie man gleich sehen wird.

Da ich im Boot des Wilden den Bugriemen führte, das heißt den zweiten von vorne gezählt, gehörte es zu meinen erfreulichen Pflichten, ihm bei seiner unsicheren Kletterei auf dem Rücken des Wals beizustehen. Wie einen Tanzaffen am langen Seil, so hielt ich Quiqueg über die steile Bordwand hinweg am Affentau, wie man es unter Walfängern

nennt. Es war an einem starken Segeltuchgurt um seine Hüften befestigt.

Es war ein gefährlicher Spaß für uns beide, denn es muss hinzugefügt werden, dass das Tau an beiden Enden festgemacht war, an Quiquegs breitem Segeltuchgurt und an meinem schmalen Ledergurt. So waren wir, wenigstens für einige Zeit, auf Leben und Tod aneinandergekettet. Und sollte der arme Quiqueg auf Nimmerwiedersehen versinken, dann erforderten es Ehre und Seemannsbrauch, dass ich mich mit in die Tiefe ziehen ließ, ohne das Tau zu kappen. So verband uns ein verlängertes siamesisches Seil. Quiqueg war mein untrennbarer Zwillingsbruder. Ich konnte mich in keiner Weise mehr von ihm lösen.

Ich musste also den armen Quiqueg immer wieder zwischen dem Wal und dem Schiff hervorziehen, denn er glitt bei dem ständigen Rollen und Schlingern mehrmals aus. Aber das war nicht die einzige Gefahr, der er ausgesetzt war. Die Haie hatten sich durch das nächtliche Gemetzel nicht abhalten lassen und kamen nun, angelockt durch das erneut fließende Blut, mit unverminderter Gier und Frechheit und wimmelten um den Kadaver wie die Bienen um einen Bienenstock.

Und mitten unter diesen Haien stand Quiqueg. Oft musste er sie einfach mit den Füßen wegstoßen. Das hört sich zunächst unglaublich an, aber wenn der Hai, der sonst jedes Fleisch frisst, einen toten Wal vor sich hat, dann verschmäht er selbst Menschenfleisch.

Trotzdem tut man gut daran, sie scharf im Auge

zu behalten. Deshalb war Quiqueg nicht nur mit dem Affentau gesichert, mit dem ich den armen Teufel gelegentlich aus der Nähe eines besonders blutdürstigen Hais riss. Auf einem Gestell, das über die Bordwand hing, standen Taschego und Daggo und schlangen über seinem Kopf ihre scharfen Speckmesser, mit denen sie so viele Haie abschlachteten, wie sie erreichen konnten. Dieser Freundschaftsdienst war sicher gut gemeint, und sicher wollten die beiden nur das beste für Quiqueg. Aber in ihrem Übereifer, ihm zu helfen, und weil das blutige Wasser zeitweilig ihn und die Haie halb bedeckte, hätten sie ihm mit ihren Speckspaten beinahe die Beine amputiert. Der gute Quiqueg, der sich mit seinem großen eisernen Haken plagte, empfahl sich vermutlich dem Schutz seines Gottes Yojo, um sein Leben zu retten.

Ja, ja, mein lieber Freund und Zwillingbruder, dachte ich, während ich je nach Bedarf das Tau einholte und wieder lockerte, der unergründliche Ozean, in dem du zappelst, ist das Leben; die Haie sind deine Feinde, die Messer deine Freunde, und zwischen Haien und Messern steckst du ganz schön in der Patsche, armer Teufel.

Nur Mut, mein Freund! Auf dich wartet noch eine schöne Überraschung. Denn als er schließlich mit blauen Lippen und blutunterlaufenen Augen völlig erschöpft wieder an Deck enterte und schlotternd und triefend dastand, da trat der Kajütenjunge mit einem gutmütigen, tröstlichen Blick heran und überreichte ihm – was wohl? Einen heißen Grog? O nein! – überreichte ihm einen Becher

lauwarmer Ingwerlimonade!

»Ingwer? Das riecht doch nach Ingwer?«, fragte Stubb misstrauisch und schnupperte an dem Becher. »Tatsächlich, das ist Ingwer«, er warf einen Blick in den Becher, von dem Quiqueg noch nicht gekostet hatte, und stand dann eine Weile schweigend da, als könne er es noch immer nicht glauben. Schließlich ging er, äußerlich ganz ruhig, auf den verdutzten Kajütenjungen zu und fragte eindringlich: »Ingwer? Ingwer? Vielleicht hast du die Güte, mein Junge, mir zu sagen, wozu das gut sein soll. Ingwer! Meinst du vielleicht, du kannst dem bibbernden Kannibalen damit einheizen?! Ingwer! Was, zum Teufel, stellst du dir unter Ingwer vor? Kohle? Feuerholz? Zündhölzer? Schießpulver? Himmeldonnerwetter! Was soll das Zeug?! Und das willst du unserem armen Quiqueg anbieten?!«

»Da steckt so ein hinterhältiger Mäßigkeitsapostel dahinter!«, wandte er sich unvermittelt an Starbuck, der eben hinzutrat. »Bitte, schaut Euch das Zeug einmal an und riecht daran!«

Er wartete, was der Steuermann für ein Gesicht machen würde, dann sagte er: »Mr. Starbuck, Quiqueg kam eben vom Wal und dieser Mr. Kajütenjunge hatte die Unverschämtheit, ihm dieses Gesöff hier anzubieten. Ist denn der Kajütenjunge ein Apotheker, Sir? Und darf ich vielleicht fragen, ob das ein Mittel ist, einen Halbertrunkenen wieder zum Leben zu erwecken?«

»Gewiss nicht«, sagte Starbuck, »das ist ein ganz abscheulicher Magenbitter!«

»Da hast du's, mein Junge«, fuhr Stubb den Kajü-

tenjungen an. »Wir werden dir schon zeigen, wie man einen Harpunier mit diesem Zeug aus der Apotheke vergiftet! Hast du uns vielleicht bei einer Lebensversicherung versichern lassen und willst uns jetzt alle ermorden?!«

»Das ist doch nicht meine Schuld«, suchte sich der Kajütenjunge zu verteidigen. »Tante Carita hat den Ingwer an Bord gebracht und mir dringend eingeschärft, den Harpunieren nie einen Tropfen Alkohol zu geben, nur diesen Ingwersaft – das hat sie mir eingeschärft.«

»Ingwersaft! Ingwersaft! Da hast du was, du Lausbub! Und jetzt verschwinde nach unten und hol was Besseres. Geht doch in Ordnung, Mr. Starbuck? Es ist auch Anweisung vom Kapitän, Grog für den Harpunier, wenn er vom Wal 'raufkommt.«

»Geht in Ordnung«, erwiderte Starbuck, »aber das nächste Mal geht's wohl ohne Schläge.«

»Das tut nicht weh, wenn ich hinhaue, nur beim Wal.«

»Nun gut, aber geh doch selber mit ihm hinunter und hol dir, was du brauchst.«

Als Stubb wieder erschien, hatte er in der einen Hand eine geheimnisvolle Flasche und in der anderen etwas wie eine Teebüchse. Erstere enthielt einen starken Schnaps, letztere, Tante Caritas Geschenk, wurde großzügig den Wellen übergeben.

Wir dürfen über all dem nicht vergessen, dass wir den riesigen Kopf eines Pottwals während der ganzen Zeit an der Bordwand der »Pequod« hängen haben. Aber wir müssen ihn weiter dort hängenlassen, ehe wir uns um ihn kümmern können. Andere

Dinge sind im Augenblick wichtiger, und wir können einstweilen nur hoffen, dass die Taljen halten!

Nun war die »Pequod« im Laufe der Nacht und des Vormittags allmählich in Gewässer abgetrieben, in denen Flecken von gelbem Krill überraschenderweise auf die Anwesenheit von Grönlandwalen deuteten, einer Walart, die zu dieser Zeit kein Mensch in dieser Gegend vermutet hätte. Die Matrosen halten es zwar im Allgemeinen für unter ihrer Würde, auf diese minderwertigen Tiere Jagd zu machen, und die »Pequod« hatte auch keineswegs den Auftrag, nach ihnen Ausschau zu halten. Bei den Crozet-Inseln hatten wir eine Unzahl von ihnen vorüberziehen lassen, ohne auch nur ein Boot auszusetzen; dennoch wurde zur allgemeinen Überraschung jetzt, da wir den Pottwal längsseits gebracht und geköpft hatten, die Anweisung gegeben, dass heute bei günstiger Gelegenheit ein Grönlandwal gefangen werden solle.

Wir brauchten nicht lange zu warten. In Lee wurden bald hohe Fontänen gesichtet, und zwei Boote, die von Flask und Stubb, wurden zur Verfolgung ausgesetzt. Sie ruderten immer weiter und weiter, bis sie endlich selbst für den Ausguckposten in den Toppen kaum mehr auszumachen waren. Aber plötzlich sahen sie in der Ferne ein wildes Gewoge weißen, gischtigen Wassers, und bald kam von oben die Meldung, dass wenigstens ein Boot festgekommen sein müsse, vielleicht sogar beide.

Nach einiger Zeit kamen die beiden Boote wieder voll in Sicht, beide im Schlepp eines Wals, der direkt auf das Schiff zuhielt. Das Ungeheuer kam dem

Schiffsrumpf so nahe, dass es zunächst aussah, als wolle es das Schiff rammen. Aber plötzlich, keine drei Faden vor dem Schiff, drehte der Wal in einem brausenden Strudel ab und entschwand unseren Blicken, als sei er unter dem Kiel weggetaucht. »Kap-pen! Kappen!«, schrie man vom Schiff aus den Booten zu, die für einen Augenblick in äußerster Gefahr schienen, tödlich gegen den Schiffsleib geschmettert zu werden. Da sie aber immer noch reichlich Leine an den Baljen²¹ hatten und der Wal nicht sehr schnell tauchte, ließen sie ein Ende auslaufen und ruderten gleichzeitig aus Leibeskräften, um noch vor dem Bug des Schiffes vorüberzukommen. Ein paar Minuten sah die Lage sehr kritisch aus. In einer Richtung zerrte die straff gespannte Leine, in die andere ruderten die Männer nach Kräften, und so drohten sie zu kentern. Sie brauchten nur noch ein paar Fuß voranzukommen, und sie ließen nicht locker, bis es ihnen gelungen war. Plötzlich ging ein rasches Erzittern wie ein Blitz durch das ganze Schiff; die straff gespannte Leine schrammte unten am Kiel entlang und sprang dann auf einmal vorne am Bug aus dem Wasser, zitternd und schwirrend, und die Tropfen fielen herab wie Glasscherben. Auch der Wal tauchte am anderen Ende wieder auf, und die Boote hatten freie Fahrt. Der Wal war offensichtlich ermüdet und verminderte seine Geschwindigkeit. Blindwütig änderte er seine Richtung und schwamm um das Heck des Schiffes herum, die beiden Boote in seinem Kielwasser, sodass sie einen vollständigen Kreis beschrieben.

Unterdessen holten sie nach und nach ihre Leinen ein, bis sie das Tier auf beiden Seiten flankierten und Stubb und Flask ihm eine Lanze nach der anderen in den Leib jagen konnten. So ging der Kampf weiter, immer im Kreis um die »Pequod« herum. Die Haie, die sich bisher an dem toten Pottwal gütlich getan hatten, stürzten sich nun in Scharen auf das frische Blut, das in Strömen floss, und tranken gierig an jeder frischen Wunde.

Endlich wurde der Atemstrahl dick von rotem Blut, und unter grauenvollem Wälzen und Erbrechen rollte das Tier auf den Rücken und verendete.

Während die beiden Bootsführer die Leinen an den Flossen befestigten und den Koloß zum Abschleppen fertigmachten, entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch.

»Ich möchte nur wissen, was der Alte mit diesem stinkenden Stück Speck anfangen will«, sagte Stubb voll Abscheu bei dem Gedanken, sich mit einem so minderwertigen Wal abgeben zu müssen.

»Was er damit anfangen will?«, fragte Flask zurück und rollte ein Stück Reserveleine auf. »Hast du denn nie gehört, dass ein Schiff nicht sinken kann, wenn es ein einziges Mal gleichzeitig einen Pottwal-kopf steuerbords und einen Kopf des Grönlandwals backbords hängen hat? Wusstest du das nicht?«

»Und warum soll es dann nicht sinken?«

»Das weiß ich auch nicht. Aber ich habe gehört, wie es Fedallah, der gelbe Satan, sagte, und der scheint sich in diesen Zaubereien auszukennen. Manchmal habe ich allerdings das Gefühl, dass er das Schiff mit seinen Zaubereien noch ruiniert. Ich

kann den Kerl nicht ausstehen, Stubb. Hast du dir den Hauer schon einmal angesehen, der ihm aus dem Maul ragt? Den hat er sich zu einem Schlangenkopf zurechtgeschnitzt.«

»Ersaufen soll er! Ich schau' ihn mir gar nicht erst an. Aber wenn ich den einmal in einer finsternen Nacht hart an der Reling erwische, und es ist keiner in der Nähe – schau nur hinunter, Flask«, und er deutete mit einer bezeichnenden Handbewegung ins Meer – »ja, Flask, das tu' ich. Du, ich glaube bestimmt, dass Fedallah der Teufel ist, der Teufel in menschlicher Verkleidung. Du glaubst doch nicht an diese Hintertreppengeschichte, dass der an Bord versteckt war. Er ist der Teufel, sage ich dir. Und sein Schwanz? Den sieht man nur deshalb nicht, weil er ihn wegsteckt. Vermutlich hat er ihn zusammengerollt und trägt ihn in der Hosentasche. Verfluchter Kerl! Jetzt fällt mir auch ein, dass er immer Werg verlangt. Das stopft er sich vorne in seine Stiefel.«

»Aha, deswegen schläft er immer in Stiefeln. Er hat auch keine Hängematte. Ich habe ihn nachts schon auf einer Taurolle liegen sehen.«

»Da hast du's. Der verdammte Schwanz. Den steckt er oben in die Rolle rein.«

»Was nur der Alte immer mit ihm hat.«

»Die haben etwas auszumachen.«

»Auszumachen? Was auszumachen?«

»Na, du weißt doch, dass der Alte wie ein Narr hinter dem weißen Wal her ist. Und da versucht nun dieser Teufel, ihn übers Ohr zu hauen und ihm seine silberne Uhr abzuhandeln oder seine Seele

oder sonst etwas. Und dafür liefert er ihm den weißen Wal aus.«

»Unsinn! Stubb, das ist doch Quatsch. Wie soll denn Fedallah das fertigbringen?«

»Weiß ich auch nicht, Flask. Aber der Teufel ist ein komischer Kerl und ein übler Bursche, das sag' ich dir. Da gibt es eine Geschichte, wie er einmal auf ein Flaggsschiff kam. Wedelt elegant mit seinem Teufelsschwanz und fragt, ob der Admiral zu sprechen sei. Nun, der war zu sprechen und fragt den Teufel, was er wolle. Der Teufel springt auf und knallt die Hufe zusammen und sagt: ›Ich will John.< ›Wozu?«, fragt der Admiral. ›Was geht Euch das an?«, sagt der Teufel und wird zornig. ›Ich brauch' ihn eben.< ›Nimm ihn!«, sagt der Admiral – und, bei Gott, wenn der Teufel dem John, ehe er mit ihm durchging, nicht noch die asiatische Cholera angehängt hat, dann fress' ich den Wal da auf einen Sitz. – So, doch jetzt aufgepasst – bist du denn noch nicht fertig? Los, damit wir den Wal endlich längsseits kriegen.«

»Ich glaube, ich habe deine Geschichte schon einmal gehört«, sagte Flask, als die beiden Boote mit ihrer Last endlich langsam auf das Schiff zuhielten. »Aber ich weiß nicht mehr, wo das war.«

»In den ›Drei Spaniern< vielleicht. Die Abenteuer der drei blutrünstigen Soldaten. Da hast du's vielleicht gelesen.«

»Nein, nie ein solches Buch in Händen gehabt. Aber davon gehört, Stubb, ganz im Vertrauen – glaubst du wirklich, dass der Teufel, von dem du eben sprachst, derselbe ist, der jetzt bei uns an

Bord ist?«

»Bin ich der, der dir geholfen hat, den Wal hier zu töten? Der Teufel hat das ewige Leben. Oder hast du je gehört, der Teufel sei gestorben? Hast du schon einen Pfarrer um ihn trauern sehen? Und wenn der Teufel den Weg in eine Admiralskajüte findet, dann kommt er auch noch durch unsere Pfortenöffnung. Oder was meinst du, Flask?«

»Wie alt mag der Fedallah sein, Stubb?«

Stubb deutete auf das Schiff. »Siehst du den Großmast dort? So, das soll die Zahl ›eins‹ sein. Und jetzt nimm alle Fassreifen im Laderaum der ›Pequod‹ und stell sie als Nullen hinter deine Eins, verstehst du? Und das wäre erst der Anfang. Alle Fassbinder der Welt könnten nicht so viele Reifen machen, wie man für den da brauchte.«

»Aber hör mal, Stubb, als du vorhin sagtest, du wolltest Fedallah bei der ersten Gelegenheit über Bord werfen, da dachte ich mir, der gibt wohl etwas an. Und jetzt, wo er so alt sein soll, dass alle Fassreifen nicht ausreichen und wo er das ewige Leben hat – wozu willst du ihn dann ins Wasser werfen? He?«

»Eine gute Kopfwäsche wär's immerhin.«

»Und wenn er wieder heraufkommt?«

»Dann noch eine Kopfwäsche, und noch eine.«

»Und wenn er auf den Gedanken kommt, dich zu tunken und nochmals zu tunken, bis du nicht mehr 'raufkommst? Was dann?«

»Das möchte ich erst einmal sehen! Ich würde ihm die Fresse grün und blau schlagen, dass er sich eine Weile in keiner Admiralskajüte mehr sehen lassen kann, geschweige denn hier unter Deck, wo er

so gern umherschleicht, der verdammte Teufel. Meinst du vielleicht, ich hätte Angst vor ihm? Wer hat denn Angst vor ihm, außer unserem Alten, der sich nicht traut, ihn in Ketten zu legen, wie er es verdient. Statt dessen lässt er ihn frei herumlaufen, dass er ihm die Leute holen kann. Ja, er hat sogar einen Pakt mit ihm geschlossen, dass der Teufel jeden holen kann, den er haben will.«

»Glaubst du, dass Fedallah den Kapitän holen wird?«

»Das wirst du bald genug erleben, Freund. Aber ich werde ihn von jetzt an scharf im Auge behalten, und wenn mir etwas verdächtig vorkommt, dann pack' ich ihn am Kragen und sage, hör mal, Freund Beelzebub, lass die Finger davon. Und wenn er mir mit dummen Reden kommt, dann lang' ich in seine Hosentasche und zieh' ihm seinen Schwanz heraus, und dann schlepp' ich ihn zum Spill und mach' ihn fest, und dann wird gehievt und gehievt, bis der Schwanz reißt – verstehst du? Und dann kann er abhauen und sehen, wie's ohne Schwanz ist.«

»Und was machst du dann mit dem Schwanz, Stubb?«

»Mit dem Schwanz? – Den verkaufe ich als Ochsenziemer, wenn wir wieder zu Hause sind. Was denn sonst?«

»Ist das wirklich alles dein Ernst?«

»Ernst oder nicht, hier sind wir am Schiff.«

Die Boote wurden angewiesen, den Wal nach Backbord zu schleppen, wo die Ketten und alles andere Zubehör zum Festmachen bereits klar waren.

»Hab' ich dir's nicht gesagt?«, sagte Flask. »Du

wirst sehen, bald hängt der Pottwalkopf auf Steuerbord und der Kopf des Grönlandwals auf Backbord.«

Flask hatte recht, bald war es soweit. Bisher hatte die »Pequod« starke Schlagseite nach dem Pottwalkopf gezeigt, jetzt kam sie durch den anderen Kopf wieder ins Gleichgewicht. Allerdings ächzte sie in allen Fugen. Die beiden geköpften Kadaver trieben achteraus, und das Schiff mit den beiden Köpfen sah aus wie ein Maultier, das zwei übervolle Körbe zu tragen hat.

Unterdessen betrachtete Fedallah in aller Ruhe den Kopf des Grönlandwals und verglich dessen tiefe Furchen mit den Linien in seiner eigenen Hand. Ahab stand zufällig so, dass sein Schatten auf Fedallah fiel, dessen eigener Schatten, wenn er überhaupt einen hatte, mit dem Ahabs zusammenfiel. Die Mannschaft ging indessen weiter ihrer Arbeit nach und stellte ihre Betrachtungen an über alles, was vorging.

Ehe wir, wenigstens für den Augenblick, von dem Kopf des Pottwals Abschied nehmen, möchte ich den Leser auffordern, ihn noch einmal gründlich von vorne zu betrachten in seiner ganzen mächtigen Gedrungenheit. Der Leser soll sich jetzt nüchtern und ohne Übertreibung davon überzeugen, welch ungeheure Stoßkraft hier in diesem Schädel sitzt, denn das ist ein sehr wichtiger Punkt. Entweder weiß er in diesen Dingen genau Bescheid, oder er wird dieser entsetzlichen Geschichte, die noch folgen soll, keinen Glauben schenken können.

Man beachte also Folgendes: Wenn der Pottwal

ruhig dahinschwimmt, dann steht die Vorderfläche seines Kopfes fast genau senkrecht zur Wasseroberfläche. Nach unten weicht sie beträchtlich zurück. Das Maul liegt ganz unterhalb des Kopfes, etwa so, als läge beim Menschen der Mund unter dem Kinn. Außerdem hat der Wal keine nach außen hervortretende Nase; und das, was ihm als Nase dient, das Spritzloch, sitzt oben auf dem Kopf. Augen und Ohren liegen an der Seite des Kopfes, und zwar um ein Drittel der Gesamtlänge nach hinten versetzt. So kommt es also, dass die Vorderseite des Pottwalkopfes eine empfindungslose, fensterlose Mauer ist, ohne irgendein Organ, ohne irgendeinen weichen Vorsprung. Ferner ist zu bemerken, dass nur ganz unten, wo diese Mauer zurückweicht, ein geringfügiger Ansatz von Knochen vorhanden ist. Der eigentliche Schädel beginnt erst rund zwanzig Fuß dahinter, sodass diese ganze riesige knochenlose Masse ein einziges großes Polster ist. Und dieses Polster enthält, wie sich bald herausstellen wird, das allerfeinste Öl. Doch zunächst soll der Leser erfahren, wie diese zarte Substanz geschätzt ist. Wir wissen ja bereits, dass die Speckschicht den Wal einhüllt wie die Schale eine Orange. Das gilt auch für den Kopf, nur mit dem Unterschied, dass diese Hülle am Kopf zwar nicht so dick ist, aber unvorstellbar zäh. Die schärfste Harpunenspitze, die spitzeste Lanze, geschleudert vom stärksten Arm, prallt wirkungslos ab, als wäre die Stirn des Pottwals mit Pferdehufen gepanzert. Ich glaube, dass diese Masse völlig gefühllos ist.

Und nun bedenke man: Diese unempfindliche,

undurchdringliche, unverletzliche Mauer wird unbeeirrbar vorwärtsgetrieben durch eine ungeheuer lebendige Kraft, die, wie ein Holzstoß, nur nach Klaffern zu messen ist. Und alles gehorcht nur einem einzigen Willen wie das kleinste Insekt. Wenn ich nun später im einzelnen berichte, wie sich die Kraft, die überall in diesem Riesenleib wohnt, auswirkt, und wenn ich einiges von der Schlauheit des Tieres erzähle, dann wird der Leser hoffentlich alle Zweifel begraben haben und mir selbst die Geschichte glauben, dass der Pottwal die Landenge von Darien durchstoßen habe, sodass Atlantik und Pazifik ineinanderfließen können.

Die obere Kopfhälfte ist nun, wie ein riesiges Fass, fast ganz mit reinem, flüssigem, duftendem Walrat gefüllt, das sich unvermischt in keinem anderen Körperteil des Tieres findet. Ein großer Pottwal bringt gewöhnlich rund 500 Gallonen, ganz abgesehen von der Menge, die verschüttet wird, daneben tropft oder sonstwie bei der Bergung unwiderruflich verlorengeht.

Nach diesem Bericht bitte ich den Leser, diesem ungewöhnlichen Schauspiel, das in unserem Fall beinahe ein schlimmes Ende genommen hätte, beizuwohnen, dem Anzapfen des Riesenfasses.

Behände wie eine Katze kletterte Taschtego auf und lief kerzengerade auf der Großrahnock hinaus, bis er direkt über dem aufgehängten Schädel stand. Er hatte ein leichtes Tau bei sich, das durch einen Block lief. Diesen Block machte er an der Rahnock fest, das eine Ende des Taus warf er einem Matrosen zu, der auf Deck stand und es festzuhalten

hatte. Dann kletterte der Indianer, Hand über Hand, am anderen Ende hinab, bis er richtig auf dem Schädel des Wals zu stehen kam, wobei er noch immer die anderen auf Deck hoch überragte. Von dort aus reichte man ihm einen kurzen, scharfen Speckspaten, mit dem er nun sorgfältig die richtige Stelle suchte, an der er den Schädel aufbrechen konnte. Dabei ging er sehr vorsichtig zu Werk, wie ein Schatzsucher, der in einem alten Haus die Wände abklopft, um das Gold zu finden, das dort eingemauert ist. Als er die Stelle gefunden hatte, hatte man ihm einen schweren, eisenbeschlagenen Eimer, wie sie auch an Ziehbrunnen hängen, an dem einen Tauende befestigt, während das andere quer über das Deck lief und von ein paar Matrosen gehalten wurde. Sie zogen den Eimer hoch, bis ihn der Indianer erreichen konnte; ein anderer reichte ihm eine sehr lange Stange, mit der er den Eimer in den Walschädel hinabließ, bis er völlig darin verschwand. Auf ein Zeichen hin zogen die Matrosen an Deck an dem Tau, schon kam der Eimer, schäumend bis zum Rand wie ein Gefäß voll frisch gemolkener Milch, wieder hoch. Mit äußerster Vorsicht wurde er erneut herabgelassen und rasch in eine große Tonne entleert. Abermals ging der Eimer nach oben und machte seine Runde, bis der Walkopf ausgeschöpft war und keinen Walrat mehr hergab. Gegen Ende hin musste Taschtego seine Stange immer tiefer und immer heftiger hinunterstoßen, sodass sie schließlich reichlich zwanzig Fuß lief drinnen stak.

Die Leute auf der »Pequod« hatten nun in dieser Weise schon einige Zeit geschöpft; mehrere Ton-

nen waren bereits mit dem duftenden Walrat gefüllt; da geschah plötzlich etwas Merkwürdiges. Sei es, dass Taschtego, der wilde Indianer, für einen Augenblick so unvorsichtig war, das Tau loszulassen, an dem der Walkopf hing; sei es, dass der Boden unter seinen Füßen zu schlüpfrig und tückisch war; sei es, dass der Teufel selbst seine Hand im Spiel hatte und ihn fallen lassen wollte; das alles lässt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls kam gerade der achtzigste oder neunzigste Eimer mit einem schmatzenden Geräusch herauf – da stürzte, ach du lieber Gott, der arme Taschtego wie ein zweiter Ziehbrunneneimer kopfüber hinunter in den Riesenschädel und entschwand unseren Blicken unter einem grässlichen, öligen Gurgeln.

»Mann über Bord!«, schrie Daggoo, der in der allgemeinen Bestürzung als erster wieder zur Besinnung kam. »Schwingt den Eimer hierher!« Er trat mit dem einen Fuß hinein, um nicht nur an dem glitschigen Tau Halt zu finden, ließ sich von den Leuten an Deck hochziehen und stand schon oben auf dem Walkopf, ehe noch Taschtego in der Tiefe des Schädels angekommen sein konnte. Indessen herrschte ein unbeschreiblicher Tumult. Bei einem Blick über Bord sah man, wie der leblose Schädel über der Wasserfläche sich regte und bewegte, als beschäftigten ihn große Gedanken; und doch war es nur der arme Indianer, der dort unten in der Tiefe zappelte.

Während sich Daggoo noch oben auf dem Walkopf zu schaffen machte und das Tau, das sich irgendwie verwickelt hatte, weiter klarzukriegen

suchte, da gab es plötzlich einen Krach, und zum unbeschreiblichen Entsetzen aller riss einer der beiden riesigen Haken, die den Schädel hielten. Die gewaltige Masse erbebte und kippte zur Seite, wie betrunken schaukelte und schwankte das Schiff, als wäre es gegen einen Eisberg geschmettert worden. Der andere Haken, der nun allein das ganze Gewicht zu tragen hatte, schien jeden Augenblick nachgeben zu wollen.

»Komm runter! Komm runter!«, schrien die Männer zu Daggoo hinauf. Der aber hielt sich mit einer Hand an dem schweren Tau fest, um nicht mitgerissen zu werden, falls der Kopf doch in die Tiefe stürzen sollte. Da der Neger das Tau inzwischen klargekriegt hatte, rammte er den Eimer nun hinunter in den Walkopf, damit sich der Harpunier daran festklammern könnte, um gerettet zu werden.

»Um Himmels willen, Mensch!«, schrie Stubb. »Meinst du, du hilfst ihm, wenn du ihm mit dem schweren Eimer den Schädel einschlägst? Hör auf!«

»Weg hier!«, schrie eine Stimme, als wäre eine Rakete losgegangen.

Im gleichen Augenblick stürzte die Riesenmasse donnernd ins Meer, wie der große Fall am Niagara in die Tiefe donnert.

Das Schiff, das so plötzlich von seiner Last befreit war, holte so weit über, dass man den Kupferbeschlag bis weit hinunter blinken sehen konnte; alles hielt den Atem an, als man durch den dichten Sprühregen hindurch Daggoo sah, der bald hoch über den Köpfen schwebte, bald tief unten über der Wasseroberfläche schaukelte, während der arme Taschtego, le-

bendig begraben, rasch auf den Meeresgrund hinabsank. Aber kaum hatte sich der Dunst verzogen, da sah man wie einen Schatten eine nackte Gestalt mit einem Messer in der Hand über die Bordwand setzen. Ein lautes Aufklatschen verriet, dass mein wackerer Quiqueg sich hinabgestürzt hatte, um Rettung zu bringen. Alle Mann eilten zur Reling und starrten hinunter auf die Wellenringe, während die Sekunden verstrichen und keine Spur von dem Verunglückten und seinem Retter zu sehen war. Ein paar Mann brachten ein Boot zu Wasser und stießen vom Schiff ab.

»Da! Da!«, schrie Daggoo plötzlich von oben herunter und deutete hinaus. Und als wir seinem Arm folgten, sahen wir einen Arm aus den blauen Wellen tauchen, wie ein Arm, der sich aus dem Grabe reckt. »Sie sind es! Beide!«, schrie Daggoo, und man hörte, wie er sich freute. Und bald darauf sahen wir Quiqueg, der mit der einen Hand kühn die Wogen teilte und mit der anderen das lange Haar des Indianers umfasst hielt. Sie wurden in das Boot gezogen und schnell an Bord gebracht. Taschtego und Quiqueg sahen mitgenommen aus.

Ja, wie war diese prächtige Rettungstat gelungen? Nun, Quiqueg war dem langsam absinkenden Kopf nachgetaucht und hatte ihn mit seinem scharfen Messer von unten her aufgeschnitten. Dann hatte er sein Messer fallen lassen, hatte mit seinem langen Arm hineingegriffen und darin herumgesehen und schließlich den armen Tasch am Kopf erwischt und herausgezerrt. Er, Quiqueg, behauptete, er habe zuerst ein Bein gefasst, das habe ihm aber

nicht genügt. Drum habe er es wieder zurückgestoßen und den ganzen Kerl in seinem Gefängnis gründlich herumgewirbelt, bis der Indianer nach einem letzten Versuch so zur Welt kam, wie es sich gehört – mit dem Kopf voraus.

Ich weiß sehr wohl, dass dieses wunderbare Abenteuer des Gay-Headers mancher Landratte unglaublich erscheinen wird, und doch hört man auch an Land nicht selten, dass einer in einen Brunnen fällt, obwohl dort der Boden weit weniger schlüpfrig ist als am Rand eines Pottwalschädels.

Nun, und wenn Taschego in dem Kopf sein Ende gefunden hätte, dann wäre es ein sehr prächtiges Ende geworden; er wäre erstickt im allerfeinsten, schneeweißen, duftenden Walrat, eingesargt und begraben in der innersten Geheimkammer, im Allerheiligsten des Wals. Es gibt wohl nur ein süßeres Ende – das köstliche Ende eines Honigsuchers in Ohio, der den Honig in der Gabelung eines hohlen Baumes suchte und sich zu weit hineinbeugte. Er fiel hinein und starb den süßesten Tod, lebendig einbalsamiert.

Es kam der Tag, an dem wir der »Jungfrau«, einem Walschiff aus Bremen unter dem Kommando des Kapitäns Derick de Deer, begegnen sollten.

Die Holländer und die Deutschen, die einst die größten Walfänger unter allen Völkern der Erde waren, gehören jetzt zu den unbedeutendsten. Dennoch trifft man sie hie und da in den Weiten des Pazifischen Ozeans.

Aus irgendeinem Grund schien die »Jungfrau« besonders darauf Wert zu legen, mit uns in Kontakt

zu kommen. Sie war noch ziemlich weit von der »Pequod« entfernt, da drehte sie schon bei und ließ ein Boot zu Wasser. Der Kapitän ließ sich zu uns herüberrudern und schien so ungeduldig, dass er im Bug stand anstatt im Heck.

»Was hat denn der in der Hand?«, rief Starbuck erstaunt und deutete auf etwas, das der Deutsche in die Höhe hielt und schwenkte. »Unmöglich! – Das ist doch ein Ölkännchen!«

»Keine Rede«, meinte Stubb, »nein, nein, das ist eine Kaffeekanne, Starbuck. Der kommt und will uns Kaffee machen. Seht ihr denn nicht die Blechbüchse neben ihm. Da hat er kochendes Wasser drin. Der Mann ist gut!«

»Unsinn!«, unterbrach Flask. »Es ist ein Ölkännchen. Der hat kein Öl mehr und will sich was zusammenbetteln.«

Es ist zwar komisch, dass ausgerechnet ein Walfänger mitten in den Fanggebieten kein Öl an Bord hat, aber manchmal scheint es doch vorzukommen. Und in diesem Fall hatte Kapitän Derick de Deer ganz ohne Zweifel ein Ölkännchen bei sich, wie Flask richtig bemerkt hatte.

Als er an Deck kam, fiel Ahab sofort mit Fragen über ihn her, ohne darauf zu achten, dass der andere offenbar einen Wunsch hatte. Seinem gebrochenen Englisch war aber bald zu entnehmen, dass er vom weißen Wal überhaupt keine Ahnung hatte. Er brachte vielmehr das Gespräch sogleich auf sein Ölkännchen und auf sein anderes Gefäß und erzählte, dass er am Abend bei tiefer Dunkelheit in seine Kojе steigen müsse, da sein letzter Tropfen Öl

aus Bremen verbraucht sei, und sie auch noch nicht einen einzigen Wal gefangen hätten. Sein Schiff sei »rein«, was soviel heißt wie »leer«, und verdiene also den Namen »Jungfrau« durchaus.

Als Derick sich mit dem Nötigsten versehen hatte, fuhr er wieder ab. Aber er war noch nicht längsseits seines Schiffes gegangen, da wurden nahezu gleichzeitig von den Toppen beider Fahrzeuge Wale ausgemacht. Derick war so sehr vom Jagdfieber gepackt, dass er sich nicht einmal die Zeit nahm, seine Ölfässer an Bord zu bringen; er ließ sein Boot vielmehr sofort kehrt machen und jagte den Riesenölspendern auf dem Meere nach.

Da nun die Wale in Lee aufgetaucht waren, hatten er und die drei anderen deutschen Boote, die ihm gefolgt waren, einen beträchtlichen Vorsprung vor den Booten der »Pequod«. Es waren acht Wale, also ein Rudel von recht durchschnittlicher Größe. Als sie die Gefahr merkten, schwammen sie mit großer Geschwindigkeit Flanke an Flanke vor dem Wind davon und zogen hinter sich ein mächtiges Kielwasser her.

Mitten in dieser schäumenden Flut und in beträchtlichem Abstand hinter den übrigen Tieren schwamm ein mächtiger, buckliger alter Bulle, der allerdings nur langsam vorankam. Da er ganz von einer ungewöhnlichen gelblichen Schicht überzogen war, schien er krank zu sein. Vielleicht hatte er Gelbsucht. Ob er zu dem vorausschwimmenden Rudel gehörte, schien fraglich, denn diese ehrwürdigen, alten Leviathane sind meistens sehr ungesellig. Doch hielt er sich hinter den anderen; obwohl ihr Kielwas-

ser ihn hindern musste, denn die weiße Bugwelle vor seiner breiten Schnauze schäumte, als träfen zwei entgegengesetzte Strömungen aufeinander. Sein Strahl war kurz und kam selten und mühsam und war begleitet von einem würgenden Gurgeln. Es folgten dann merkwürdige unterirdische Erschütterungen in seinem Leib, die sich dann wohl am anderen Ende des Körpers einen Ausgang suchten und als Blasen hinter ihm aufstiegen.

»Wer hat denn ein Schmerzmittel bei sich?«, fragte Stubb. »Der hat doch Magenweh. Stellt euch vor, ein halber Morgen voll Magenweh. Ein ganzer Bauch voll böser Winde! Wenn das kein Fest ist!«

Als sich der alte Wal so durchs Wasser quälte und wälzte, sah man auch, warum er so schwerfällig und mühsam dahinschwamm: Seine Steuerbordfinne war zu einem Stummel verkümmert. Schwer zu sagen, ob er sie im Kampf verloren hatte oder ob es ein Geburtsfehler war. »Wart nur, alter Knabe, ich will dir eine Schlinge für deinen verletzten Arm geben«, rief der grausame Flask und deutete auf die Walleine, die neben ihm lag.

»Pass nur auf, dass er dich nicht verschlingt«, rief Starbuck zurück. »Vorwärts, sonst hat ihn der Deutsche!«

Alle Boote, die hier nun um die Wette fuhren, hatten nur das eine Ziel, den einen Fisch, nicht nur weil der der größte und deshalb der wertvollste war, sondern weil er ihnen auch am nächsten war; die anderen Wale gingen mit einer solchen Geschwindigkeit ab, dass man wohl diesmal auf die Verfolgung verzichten musste. Jetzt eben schossen

auch die Boote der »Pequod« an den drei Deutschen vorbei, die zuletzt zu Wasser gelassen worden waren. Aber Dericks Boot, das von Anfang an einen Vorsprung gehabt hatte, lag noch immer weit vorne, wenn auch die Verfolger jeden Augenblick näher kamen. Ihre einzige Sorge war, dass er als erster ein Eisen werfen könnte, ehe sie selbst nahe genug heran waren. Derick selbst schien sehr zuversichtlich und schwenkte gelegentlich mit höhnischer Geste sein Ölkännchen.

»Dieser undankbare Hund!«, schrie Starbuck. »Der macht sich über uns lustig und verhöhnt uns mit seiner Almosenbüchse, die ich ihm vor fünf Minuten gefüllt habe.« Und dann flüsterte er wieder eindringlich: »Vorwärts, ihr Windhunde, vorwärts! Hetzt ihn!«

Und so ging es weiter mit den Redensarten, die die Leute an den Riemen anfeuern sollten. Gleichzeitig schrie und stampfte auch Flask in seinem Boot herum, um der Mannschaft das Letzte abzufordern.

In diesem Augenblick schleuderte Derick seine beiden Ölkannen den nachfolgenden Booten entgegen, vielleicht um die Aufmerksamkeit seiner Rivalen abzulenken und sie aufzuhalten, vielleicht auch, um mit dieser plötzlichen Bewegung nach rückwärts die Geschwindigkeit seines eigenen Bootes zu erhöhen.

»Feine Manieren hat dieser deutsche Seehund!«, schrie Stubb. »Jetzt aber rudert wie fünfzigtausend Schlachtschiffe voller roter Teufel. Tascht ego, bist du der Kerl, der sich das Rückgrat in zweiundzwanzig Stücke bricht zu Ehren von Old Gay Head? He?

Was meinst du?«

»Rudert wie der höllische Feind!«, schrie der Indianer zurück.

Wütend und verbissen und durch die Unverschämtheit des Deutschen noch mehr angestachelt, jagen die drei Boote der »Pequod« jetzt beinahe auf einer Linie und kamen immer näher. Stolz, fast ritterlich standen die drei Bootsführer da und ermunterten den Mann am Schlagriemen mit einem anfeuernden Zuruf.

Aber Derick war von Anfang an so weit voraus gewesen, dass trotz aller Tüchtigkeit der Leute an den Riemen er als Sieger aus diesem Rennen hervorgegangen wäre, wenn nicht die himmlische Gerechtigkeit in Gestalt einer Krabbe herabgestiegen wäre, die sein Schlagmann mit dem Ruderblatt auffischte. Während der ungeschickte Kerl seinen Riemen wieder klar zu bekommen suchte, das Boot infolgedessen am Kentern war und Derick wie ein Rasender schimpfte, nutzten Starbuck, Stubb und Flask die Gelegenheit. Mit einem Schrei und einer letzten Anstrengung schlossen sie zu dem Deutschen auf, und im nächsten Augenblick lagen alle vier Boote dicht hinter dem Wal.

Was nun kam, war ein grauenhaftes, erbarmungswürdiges Schauspiel. Den Kopf über dem Wasser, schwamm der Wal dahin, der Strahl, den er ausblies, kam qualvoll und in jagender Hast, mit seiner einen armseligen Finne schlug er sich in entsetzlicher Todesangst gegen die Flanke. Bald taumelte er auf diese Seite, bald auf jene; bei jeder Woge, die er durchbrach, sackte er ab und rollte zur Seite, so-

dass seine Finne kläglich gen Himmel wies. So kreist der Vogel mit gestutzten Schwingen in furchtsamen, unregelmäßigen Kreisen in der Luft und strebt vergebens, dem räuberischen Habicht zu entkommen. Aber der Vogel hat eine Stimme und kann seine Todesangst laut hinausschreien. Die Todesangst dieser großen, stummen Kreatur war eingeschlossen in dem Riesenleib; sie hatte keine Stimme, nur ein dumpfes Röcheln, das durch das Spritzloch kam. Das Bild wurde dadurch noch jammervoller. Und dennoch konnten der mächtige Leib, der schnappende Kiefer und der allgewaltige Schwanz auch dem kühnsten Mann noch Furcht einjagen.

Als Derick nun sah, dass die Boote der »Pequod« in wenigen Augenblicken vorne liegen mussten und er auf die Beute verzichten sollte, da entschloss er sich, einen außerordentlich weiten Wurf zu wagen, ehe er das Spiel endgültig verloren gab.

Aber kaum stand sein Harpunier auf, um den Wurf zu tun, da sprangen, ohne erst auf ein Kommando zu warten, die drei Tiger Quiqueg, Taschtego, Daggoo auf, zielten gleichzeitig und schleuderten über den Kopf des deutschen Harpuniers hinweg ihre drei Nantucket-Eisen in den Leib des Wals. Schaum und weiße Gischt stiegen auf und verhüllten die Szene. Der Wal raste wütend davon, die drei Boote rammten den Deutschen mit solcher Gewalt, dass Derick und sein völlig überraschter Harpunier über Bord gingen und von den drei dahinjagenden Kielen überrannt wurden.

»Nur keine Angst, ihr Butterbüchsen«, rief ihnen

Stubb zu, »Ihr werdet sogleich aufgefischt – ganz gewiss – die Haie sind schon hinter euch her – ihr wisst schon, die Bernhardinerhunde, die den Reisenden in der Not helfen!«

Lange konnte der Wal die Hetzjagd nicht durchhalten. Er stöhnte laut auf und ging brausend in die Tiefe. Knirschend liefen die drei Leinen von den Pollern ab und schnitten tiefe Rillen ein. Die Harpuniere fürchteten, dass bei diesem plötzlichen Untertauchen die Leinen gänzlich auslaufen könnten; darum gaben sie, um dem vorzubeugen, noch einige Seilschlingen zu. Der Druck auf die Seile wurde schließlich so stark, dass die Boote mit dem Dollbord am Bug fast im Wasser lagen, während sie am Heck hoch in die Luft ragten. Da der Wal jetzt nicht mehr tiefer tauchte, blieben sie eine Zeit lang in dieser Lage, die durchaus nicht ungefährlich war, denn auf diese Weise war schon manches Boot hinabgerissen worden und verlorengegangen. So lagen die drei Boote auf der leise bewegten See unter dem ewig blauen Mittagshimmel. Kein Stöhnen, kein Schrei, nichts, kein Wellengekräusel, keine Blase kam aus der Tiefe. Welche Landratte hätte gedacht, dass tief unten das gewaltigste Ungeheuer des Meeres sich im Todeskampf wand?

»Achtung, Leute, er rührt sich«, rief Stubb, als sich die Leinen plötzlich regten und die letzten Zuckungen des Wales aus der Tiefe meldeten, sodass jeder Mann am Ruder sie wahrnehmen konnte. Sogleich ließ auch der Druck auf den Bug nach. Die drei Boote schnellten unvermittelt empor wie ein Eisfeld, wenn ein Rudel Eisbären in plötzlichem Schre-

cken ins Meer flieht.

»Hol ein! Hol ein!«, schrie Starbuck wieder. »Er taucht auf!«

Die Leinen, die Sekunden vorher noch keine Handbreit nachgegeben hätten, wurden nun tropfnass in langen Schlingen schnell ins Boot gezogen, und bald durchbrach auch der Wal zwei Schiffslängen vor den Jägern die Wasseroberfläche. Seine Bewegungen verrieten, dass er am Ende seiner Kräfte war. Die Boote drangen immer näher auf das Tier ein und gerieten in gefährliche Nähe seines Schwanzes. Doch die Lanzen bohrten sich immer häufiger in seinen Riesenleib, und aus jeder neuen Wunde spritzte das Blut in hohen Fontänen empor, während das Blasloch oben am Kopf nur noch mühsam und in Abständen seinen Strahl in die Luft stieß. Doch kam aus diesem letzten Ventil noch kein Blut, denn noch war kein lebenswichtiges Organ im Innern getroffen. Das Leben, wie man bezeichnenderweise sagt, war noch unversehrt.

Die Boote schlossen sich immer enger um ihn zusammen, die ganze obere Hälfte des Körpers, sonst zum größten Teil unter Wasser, lag offen zutage. Die Augen oder vielmehr die Stellen, wo sie gewesen waren, wurden sichtbar. So wie sich an der edlen Eiche in Knorren und Astlöchern allerlei Misswuchs bildet, so traten dort, wo sich einst die Augen des Wals befunden hatten, zwei blinde Kugeln hervor – ein erbarmungswürdiger Anblick. Aber Erbarmen gab es hier nicht. Der alte, blinde einarmige Wal musste sterben. Er wurde ermordet, denn sein Öl soll brennen zu den Festen der Menschen und

den Feiern der Kirche, wo man die Liebe zu allen Geschöpfen predigt. Noch immer wälzte er sich in seinem Blut, bis schließlich ganz unten an seiner Flanke ein missfarbener Auswuchs, eine Art Geschwür, sichtbar wurde.

»Eine hübsche Stelle«, schrie Flask, »die müsste man mal anstechen!«

»Halt!«, versuchte ihn Starbuck zurückzuhalten.
»Das muss doch nicht sein!«

Aber sein Erbarmen kam zu spät. Flask schleuderte seine Lanze, da schoss aus der grausamen Wunde ein dicker Eiterstrahl. Der Wal spritzte dickes Blut und raste, von unerträglichen Schmerzen gemartert, blindlings auf die Boote los, sodass sie und ihre triumphierenden Mannschaften über und über mit Blut besudelt wurden. Er zerschmetterte Flasks Boot am Bug. Doch das war sein letzter Hieb. Der Blutverlust hatte ihn so geschwächt, dass er hilflos zur Seite rollte und röchelnd da lag, während er mit seiner verstümmelten Finne ohnmächtig um sich schlug. Dann drehte er sich noch ein paarmal hin und her wie eine ersterbende Welt, drehte seinen weißen Bauch nach oben und starb. Erschütternd war der letzte Strahl, den er empor sandte – es war, wie wenn von unsichtbarer Hand der mächtige Strahl eines Springbrunnens plötzlich abgestellt wird und die Säule immer mehr in sich zusammenfällt.

Während die Mannschaften noch auf das Schiff warteten, begann der Wal mit all seinen ungehobenen Schätzen langsam zu sinken. Sogleich wurden auf Starbucks Anweisungen an verschiedenen Stel-

len Leinen zur Sicherung festgemacht, sodass die Boote zu Bojen wurden, die den abgesackten Wal ein paar Zoll unter der Wasseroberfläche festhielten. Als das Schiff endlich näher kam, wurde der Wal mit äußerster Vorsicht längsseits gebracht und mit den stärksten Ketten festgemacht, sonst wäre er sofort versunken.

Bereits bei den ersten Schnitten mit dem Specks-paten, wurde eine verrostete Lanze entdeckt, die in ihrer ganzen Länge unterhalb des erwähnten Geschwürs im Fleisch eingebettet war. Abgebrochene Harpunen finden sich häufig in den Kadavern erlegter Wale, doch das Fleisch ist ringsherum völlig ausgeheilt, und kein Geschwür, keine Geschwulst ver-rät ihren Platz. Das Geschwür bei unserem Wal muss also andere Gründe gehabt haben. Noch viel merkwürdiger war die Tatsache, dass wir außerdem eine steinerne Lanzenspitze in dem Kadaver fanden, die nicht weit von der Harpune mitten in gesundem Fleisch lag. Wer mochte diese steinerne Lanze wohl geschleudert haben? Und wann? Vielleicht stammte sie von einem Indianer aus dem Nordwesten, lange bevor Amerika entdeckt wurde?

Wer weiß, was wir aus dem Koloß noch alles zutage gefördert hätten. Doch unsere Entdeckungen wurden plötzlich und endgültig abgebrochen. Denn das Schiff legte sich mit einem Mal stark zur Seite, der Kadaver wurde zu schwer und begann unaufhaltsam abzusinken. Starbuck jedoch, der das Kommando hatte, hing so hartnäckig an seiner Beute, dass er sie unter keinen Umständen verlieren wollte. Erst als das Schiff zu kentern drohte, gab er

den Befehl zum Losmachen. Inzwischen aber war der Druck der Ketten und Taue auf den Poller so stark geworden, dass es unmöglich war, einfach loszuwerfen. Auf der »Pequod« hing mittlerweile alles schief. Wollte man das Deck überqueren, dann musste man hinaufklettern wie auf einem steilen Giebeldach. Das Schiff ächzte und stöhnte in allen Fugen. Infolge der ungewöhnlichen Verschiebungen brachen an den Schanzverkleidungen und den Kajüten teilweise die Walbeinverzierungen ab. Vergebens versuchte man mit Handspaken und Brecheisen die Ketten zu bewegen und von den Pollern loszumachen. Der Wal war nun schon so tief abgesunken, dass man an die Enden der Ketten, die schon unter Wasser lagen, gar nicht mehr herankommen konnte. Der Kadaver schien jeden Augenblick um Tonnen schwerer zu werden. Das Schiff konnte jede Minute kentern.

»Halt! Halt doch!«, schrie Stubb den Kadaver an. »Du Satansbraten kommst noch früh genug unten an. Himmeldonnerwetter, Leute, es muss etwas geschehen, oder es ist aus mit uns. Ihr braucht nicht mehr zu stemmen, das hat keinen Sinn mehr! Weg mit den Handspaken! Holt ein Gebetbuch meinetwegen und ein Federmesser und kappt die dicken Ketten!«

»Messer, ja, gut«, sagte Quiqueg und griff nach der schweren Axt des Zimmermanns. Er beugte sich hinaus und begann, Stahl gegen Eisen, auf die stärkste der Ketten einzubauen, dass die Funken flogen. Ein paar Schläge fielen noch, dann tat die außerordentliche Spannung das ihre. Unter hölli-

schem Krachen rissen die sämtlichen Haltetrossen. Das Schiff richtete sich wieder auf. Der Kadaver versank endgültig in der Tiefe.

Nicht lange danach kam von den Toppen die Meldung, dass die »Jungfrau« abermals ihre Boote zu Wasser lasse; und doch sei weit und breit nichts anderes zu sehen als der Strahl eines Finnwals, einer Walart also, die wegen ihrer unglaublichen Schwimmkünste nicht zu erlegen ist. Doch ist der Strahl des Finnwals dem des Pottwals so ähnlich, dass unerfahrene Jäger die beiden oft verwechseln. So war also Derick mit seiner Mannschaft hinter einer Beute her, die unerreichbar bleiben musste. Die »Jungfrau« setzte alle Segel, folgte ihren vier Booten und verschwand stolz und hoffnungsvoll nach Lee.

Ja, meine Freunde, es gibt viele Finnwale und viele Dericks.

Je tiefer ich in die Erforschung des Walfangs eindringe und zu den Ursprüngen seiner Geschichte vorstoße, desto mehr bin ich beeindruckt von seinem hohen Ansehen und seinem ehrwürdigen Alter. Und wenn ich mir gar vorstelle, dass so viele Halbgötter, Heroen und Propheten sein Ansehen vermehrt haben, dann möchte ich schier stolz werden, dass auch ich, an bescheidener Stelle allerdings, zu diesem Orden zähle.

Der erste Waljäger war der ritterliche Perseus, der Sohn des Jupiter; und zum ewigen Ruhm unseres Handwerks sei es gesagt, dass der erste Wal nicht aus niedriger Habsucht getötet wurde. Das war die Heldenzeit unseres Berufs, als wir uns be-

waffneten, um den Bedrängten beizustehen, nicht um die Ölkannen der Menschen zu füllen. Jeder kennt die erhabene Geschichte von Perseus und Andromeda; wie das liebliche Mädchen, die Tochter eines Königs, am Meeresufer an einen Felsen geschmiedet war; wie der Leviathan sie eben wegschleppen wollte; und wie Perseus, der Fürst der Walfänger, unverzagt herbeieilte und das Ungetüm mit seiner Harpune traf, das Mädchen befreite und als Gemahlin nach Hause führte. Er erlegte den Leviathan mit dem ersten Wurf, ein bewundernswertes Kunststück, das heutzutage selbst den besten Harpunieren nur selten gelingt. Und niemand sollte diese Geschichte bezweifeln, denn im alten Joppe,²² dem heutigen Jaffa, an der syrischen Küste, stand in einem Heidentempel jahrhundertlang ein riesiges Walskelett, und die Chroniken der Stadt und alle Einwohner waren sich darin einig, dass das die Knochen eben jenes Ungeheuers seien, das Perseus getötet hatte. Als die Römer Joppe eroberten, entführten sie das Gerippe nach Rom und zeigten es im Triumphzug. Bemerkenswert an dieser Geschichte erscheint mir aber auch dies: Von Joppe aus stach Jona in See.

Nahe verwandt mit dem Abenteuer von Perseus und Andromeda, vielleicht sogar davon abgeleitet, ist die berühmte Geschichte von St. Georg und dem Drachen. Denn ich behaupte, dass dieser Drache ein Walfisch war, wie ja Drachen und Wale in alten Chroniken vielfach vermengt werden und häufig genug füreinander stehen. Es könnte übrigens den

Ruhm des Heiligen nur schmälern, hätte er die Echse, die am Boden kriecht, bekämpft und nicht das große Ungeheuer der Tiefe.

Eine Schlange töten, das kann jeder; aber nur ein Perseus, ein St. Georg hat den Mut, gegen einen Wal anzutreten.

Ob nun allerdings auch Herkules einer der unseren ist, das ist mir lange Zeit zweifelhaft gewesen. Zwar berichtet die griechische Sage, der Held sei auch einmal von einem Wal verschlungen worden. Ob ihn das aber schon zum Walfänger macht, darüber mag man streiten. Es gibt keine Nachricht, dass er auch einmal einen Wal harpuniert habe, es sei denn von innen. Dennoch, als einen sozusagen unfreiwilligen Waljäger wird man ihn in Anspruch nehmen dürfen, denn immerhin hat der Wal ihn gefangen, wenn auch er nicht den Wal. Ich nehme ihn also für unsere Bruderschaft in Anspruch.

Wenn man den stets widersprüchlichen Zeugnissen gelehrter Männer glauben darf, dann ist diese griechische Geschichte von Herkules und dem Wal auf die noch ältere hebräische von Jona und dem Wal zurückzuführen – oder umgekehrt, denn beide sind einander sehr ähnlich. Ich nehme den Halbgott für uns in Anspruch; warum nicht auch den Propheten?

Perseus, St. Georg, Herkules und Jona! Ein würdiges Mitgliederverzeichnis! Welcher Klub kann ein ähnliches vorweisen?

Radachsen schmiert man mit Öl, wenn der Wagen leicht und rasch dahinlaufen soll. Um dasselbe bei den Booten zu erreichen, tun manche Waljäger

ein Ähnliches: Sie fetten die Kiele ein. Schaden kann das zweifellos nicht, im Gegenteil: Es kann von beträchtlichem Vorteil sein, wenn man bedenkt, dass Wasser und Öl sich nicht vertragen, dass Öl eine gute Schmiere ist und dass die Boote tatsächlich wie geschmiert dahingleiten. Quiqueg zum Beispiel wandte dieses Mittel mit Vorliebe an, und an jenem Morgen, als die deutsche »Jungfrau« verschwunden war, machte er sich mit ungewöhnlichem Eifer an das Geschäft. Er kroch unter sein Boot, das über die Reling hing, und rieb den Kiel so sorgfältig ein, als solle dort unten bald ein Haarschopf sprießen. Vielleicht hatte er eine Vorahnung dessen, was kommen sollte.

Gegen Mittag wurden Wale gesichtet. Doch kaum fuhr das Schiff auf sie, zu, da wandten sie sich und flohen in wilder Panik davon.

Trotzdem nahmen die Boote die Verfolgung auf. Stubbs Boot lag an der Spitze. Nach großer Anstrengung gelang es Taschtego endlich, sein Eisen in einen Wal zu pflanzen. Doch das getroffene Tier, anstatt zu tauchen, jagte in wilder Flucht auf dem Wasser dahin. Bei solch ununterbrochener Anspannung muss das Eisen über kurz oder lang unweigerlich wieder ausreißen. Es gab keine Wahl: Man musste dem getroffenen Wal mit der Lanze beikommen oder die Beute fahren lassen. Ihn mit dem Boot einzuholen, war unmöglich, so wild und rasend jagte er dahin. Was blieb uns also noch?

Unter all den Kunstgriffen, auf die alte, erfahrene Waljäger immer wieder angewiesen sind, ist keiner so elegant, so schön wie der Wurf mit der

Lanze, das sogenannte »pitchpoling«. Degenstich oder Schwerthieb – nichts ist damit zu vergleichen. Am großartigsten ist dabei die unwahrscheinliche Entfernung, aus der die lange Lanze aus dem schaukelnden, stoßenden Boot genau ins Ziel geschleudert wird. Von der stählernen Spitze bis zum Ende des hölzernen Schaftes misst die Lanze zehn bis zwölf Fuß. Der Schaft ist viel dünner als bei der Harpune und viel leichter, denn er besteht nur aus Fichtenholz. Er ist mit einem dünnen Seil von beträchtlicher Länge versehen, sodass die Lanze wieder heringeholt werden kann.

Es muss erwähnt werden, dass auch die Harpune auf die gleiche Weise geschleudert werden kann; aber es geschieht selten und nur mit geringem Erfolg, denn sie ist schwerer und kürzer als die Lanze. Im Allgemeinen muss der Wal erst getroffen sein, bevor der Wurf aus der Ferne angebracht werden kann.

Und jetzt schaut auf Stubb! Den Mann, der auch in den gefährlichsten Lagen seinen Humor und seinen Gleichmut behielt. Er war der rechte Mann, um seine Lanze anzubringen. Aufrecht stand er im Bug des Bootes, eingehüllt in eine Wolke von Gischt, der rasende Wal vierzig Fuß voraus. Mit leichter Hand hielt er die Lanze, prüfte, ob sie gerade sei, zielte genau. Im nächsten Augenblick flog der blanke Stahl, wie von einer unbekannten Kraft geschleudert, in hohem Bogen durch die sprühende Gischt und traf das Herz des Wals. Bebend blieb sie stecken. Rotes Blut stieg auf statt des glitzernden Atemstrahls.

»Den hast du angezapft!«, schrie Stubb. »Heute

soll Wein aus allen Fässer fließen, heut ist ein Feiertag. Wenn's nur alter Whisky wäre! Mensch, Taschego, dann könntest du die Becher drunter halten, und wir hätten was zu saufen. Das würde für den Rest unseres Lebens reichen.« Und immer wieder, während er so daherredete, wiederholte er den Wurf mit der Lanze, die an der Leine zu ihrem Herrn zurückkehrte. Der Wal kämpfte seinen Totenkampf, die Leine lockerte sich. Der Lanzenwerfer ließ sich achtern nieder und sah mit gefalteten Händen schweigend dem Riesentier beim Sterben zu.

Die lange, schmale Halbinsel Malakka, die von Burma aus nach Südosten vorspringt, bildet die südlichste Spitze Asiens. In fortlaufender Reihe schließen sich an die Spitze dieser Halbinsel die langgestreckten Inseln Sumatra, Java, Bali und Timor an und bilden zusammen mit vielen anderen eine riesige Mole, eine Art Bollwerk, das Asien mit Australien verbindet und den weiten Indischen Ozean von der reichen Inselwelt des Ostens trennt. Dieses Bollwerk ist von einer Anzahl von Lücken unterbrochen, die den Walen und Schiffen zustatten kommen. Besonders zu erwähnen ist die Sundastraße, die der Durchfahrt in die Chinesische See dient.

Seit unvordenklichen Zeiten lauern zwischen den flachen, schattigen Buchten und Inselchen Sumatras die malayischen Piratenboote, um die vorüberfahrenden Schiffe zu überfallen und gewaltsam ihren Zoll zu fordern. Zwar haben europäische Kriegsschiffe die Korsaren wiederholt blutig gezüchtigt, doch bis zum heutigen Tag hört man gelegentlich von englischen oder amerikanischen Schiffen,

die in diesen Gewässern erbarmungslos geentert und ausgeplündert wurden.

Mit einer leichten, frischen Brise näherte sich jetzt die »Pequod« diesen Meerengen, denn Ahab hatte die Absicht, von hier aus in die Java-See zu gelangen und weiter in Gewässer, in denen erfahrungsgemäß nicht selten Pottwale vorkommen; unter den Küsten der Philippinen sollte es dann weiter gehen bis zur Küste Japans, wo wir rechtzeitig zur großen Fangzeit eintreffen wollten. Auf diese Weise kam die »Pequod« auf ihrer Reise um die Erde in fast alle bekannten Pottwalgründe, ehe sie im Pazifik Kurs auf den Äquator nahm, denn dort hoffte Ahab mit Sicherheit, auf Moby Dick zu treffen, sollte er bis dahin kein Glück haben.

›Aber wie ging denn das alles?‹, mag der Leser fragen. Ging denn Ahab in diesen fernen Gegenden nirgends an Land? Lebte seine Mannschaft von der Luft? Musste er nicht wenigstens Trinkwasser an Bord nehmen? Nein! Seit Anbeginn zieht die Sonne ihre feurige Bahn und zehrt nur von sich selbst. So auch das Walschiff Ahabs. Andere Schiffe werden mit fremder Fracht beladen, die für fremde Häfen bestimmt ist; das Walschiff trägt auf seiner Fahrt um die Welt nur seine Besatzung, ihre Waffen und das, was sie zum Leben braucht. Ein ganzer Süßwassersee liegt, in Fässer abgefüllt, im Laderaum mit anderen notwendigen Dingen. Das Walschiff hat einen Wasservorrat für Jahre an Bord, klares, altes Wasser aus Nantucket, das auch nach drei Jahren noch besser schmeckt als das Brackwasser, das erst gestern aus den Flüssen Perus oder Indiens geschöpft

wurde. So kommt es, dass andere Schiffe von China nach New York und wieder zurück fahren und unterwegs zwanzig oder mehr Häfen anlaufen, während das Walschiff in der gleichen Zeit keine Erdkrume zu Gesicht bekommt und die Mannschaft keine Seele außer den Seeleuten, die unterwegs sind wie sie selbst. Brächte daher einer eines Tages die Nachricht von einer neuen Sintflut, die Kerle an Bord würden nur antworten: »Schon recht, mein Junge, wird sind ja auf der Arche.«

Da nun an der Westküste Javas, in der Nähe der Sundastraße, schon viele Pottwale gefangen worden waren und die umliegenden Gewässer unter Walfängern im Allgemeinen als ergiebige Fanggründe galten, wurde der Ausguck, je näher die »Pequod« der Spitze von Java kam, desto häufiger zur Wachsamkeit ermahnt. Wir entdeckten zwar bald steuerbords die felsige Palmenküste der Insel und genossen den frischen Duft, der uns entgegenwehte, aber von einer Fontäne war keine Spur zu sehen. Wir gaben allmählich die Hoffnung auf Beute auf, als wir in die Meerenge einfuhren. Doch da vernahm man von oben den gewohnten Freudenruf, und bald bot sich uns ein ganz ungewöhnliches Schauspiel.

Zwei oder drei Meilen vor uns stieg in weitem Halbkreis von Horizont zu Horizont eine ununterbrochene Kette von Fontänen hoch und glitzerte silbern in der Mittagssonne.

Jedes Mal, wenn die »Pequod« auf einen hohen Wellenberg stieg, sahen wir vom Deck aus durch den bläulichen Dunst der Mittagshitze unzählige

Strahlen emporsteigen gleich dem Rauch aus tausend Schornsteinen einer großen Stadt.

Wie eine Armee vor einem gefährlichen Engpass im Gebirge ihren Marsch beschleunigt, um diese Stelle möglichst schnell zu überwinden und wieder in offenes Land zu gelangen, so suchte auch diese riesige Walherde offenbar möglichst schnell durch die Meeresenge zu kommen. Die beiden Flügel des Halbkreises zogen sich enger zusammen, und die ganze Masse schwamm dicht aufgeschlossen dahin.

Mit vollen Segeln jagte die »Pequod« hinter ihnen her. Die Harpuniere standen bereits in ihren Booten, die noch nicht einmal zu Wasser gelassen waren, prüften ihre Waffen und jubelten laut. Wenn jetzt nur der Wind nicht nachließ, dann musste manches Tier aus dieser Riesenherde ihren Lanzen zum Opfer fallen. Und wer konnte denn wissen, ob sich in dem dichten Gedränge nicht vielleicht auch Moby Dick befand? Wir setzten noch ein paar Segel und jagten die Leviathane vor uns her, als plötzlich die Stimme Taschtegos unsere Aufmerksamkeit auf ein neues Ereignis in unserem Rücken richtete.

Der gleiche Halbkreis, den wir vor uns hatten, war nun auch achteraus aufgesucht, weiße Wölkchen, die aufzusteigen und wieder zusammenzusinken schienen wie die Fontänen der Wale, nur nicht so regelmäßig; sie verschwanden auch nie völlig von der Bildfläche. Ahab drehte sich rasch in seinem Bohrloch herum und hob sein Glas an die Augen. »Entert auf! Eimer her und nässt die Segel! Die Malayen sind hinter uns her!«

Als hätten sie zu lange hinter dem Vorgebirge

auf uns gelauert, bis die »Pequod« in aller Ruhe in die Meerenge eingelaufen war, waren diese schurkischen Malayen jetzt mit doppeltem Eifer hinter uns her, um den Zeitverlust wiedergutzumachen. Aber die »Pequod« war jetzt, vor dem Wind, nicht weniger schnell. Mit dem Glas unter dem Arm ging Ahab unruhig auf Deck auf und ab. Vor sich sah er die Wale, die er jagte, und hinter sich die blutdürstigen Piraten, die ihn jagten. Sein Blick ging über die grünen Mauern des Engpasses, durch den das Schiff hindurch musste. Vielleicht kam ihm der Gedanke, dass hier das Tor war, das zu seiner Rache führte, und durch dieses Tor jagte er nun selbst, gejagt von einer Horde erbarmungsloser Seeräuber und heidnischer Teufel, die ihn mit ihren höllischen Flüchen verfolgten.

Solche Gedanken beunruhigten allerdings nur wenige unter der Mannschaft. Und als nun die Piraten immer weiter zurückblieben und die »Pequod« schließlich an der üppig grünen Kakaduspitze Sumatras vorüberschoss und wieder in die offene See gelangte, da schienen die Harpuniere über den Vorsprung, den die Wale inzwischen gewonnen hatten so enttäuscht, dass sie sich über das siegreiche Rennen mit den Malayen gar nicht freuen konnten. Aber noch immer waren wir hinter den Walen her, die nach und nach langsamer geworden waren. Allmählich kamen wir näher, und als der Wind abzuflauen begann, sollten die Boote zu Wasser gebracht werden. Aber kaum spürten die Wale wie durch einen wunderbaren Instinkt, dass sie von den drei Booten verfolgt wurden, da schlossen sie sich

noch enger zusammen und verdoppelten ihre Geschwindigkeit.

Nackt bis auf Hemd und Hose ruderten wir stundenlang hinter ihnen her und waren bereits entschlossen, die Jagd abubrechen. Da machte sich unter den Walen ein unsicheres Zögern, eine Verwirrung bemerkbar, ein Zeichen, dass sie von einem plötzlichen Schrecken erfasst waren. Die fest geschlossene Kolonne, die sie bisher eingehalten hatten, löste sich auf. Die einzelnen Tiere jagten in zielloser Panik dahin, der kurze, breite Strahl verriet ihre Angst. Andere Tiere trieben, völlig gelähmt, hilflos wie Wracks auf dem Meer.

Obwohl also, wie gesagt, viele Wale in heftiger Bewegung waren, bewegte sich die Herde im ganzen kaum von der Stelle, weder vorwärts noch rückwärts. Wie immer in solchen Fällen trennten sich die Boote und jedes suchte sich am Rande der Herde ein einzelnes Tier als Beute. Schon nach drei Minuten schleuderte Quiqueg seine Harpune. Das getroffene Tier schlug uns den Schaum ins Gesicht und raste wie der Blitz mit uns mitten in die Herde hinein. Das ist bei einem Wal nichts Ungewöhnliches. Man muss damit rechnen. Aber es ist einer der gefährlichsten Augenblicke, die die Jagd auf den Wal bringen kann.

Wie blind und taub raste der Wal davon, als könnte er durch seine bloße Geschwindigkeit den eisernen Blutegel loswerden, der auf seinem Rücken saß. Wir rissen eine weiße Furche in die See und waren dabei von allen Seiten von den Tieren bedroht, die rings um uns wie ein Schiff, das im Pack-

eis seinen gefährlichen Weg sucht und nicht weiß, wann es eingeschlossen und zermalmt wird, kreisten.

Aber Quiqueg ließ sich nicht einschüchtern. Mit sicherer Hand führte er das Steuer; bald hielt er an einem Riesen vorbei, der sich quer über unseren Weg legte, bald mied er einen anderen, dessen gewaltige Schwanzflosse drohend über uns hing. Unterdessen stand Starbuck im Bug, die Lanze in der Hand, und verscheuchte die Wale, die er erreichen konnte. Auch wir an den Riemen waren nicht faul, obwohl wir jetzt etwas anderes zu tun hatten als unsere gewohnte Pflicht, und so versuchten wir es mit Gebrüll: »Weg da, Kommodore!« Ein Wal tauchte neben uns auf und drohte uns umzuwerfen. »runter mit deinem Schwanz!« Das galt einem anderen, der hart neben uns sich mit seinem eigenen Schwanz Kühlung zuzufächeln schien.

Alle Walboote führen ein merkwürdiges Gerät mit sich, den sogenannten »Drugg«, den wohl ursprünglich die Indianer von Nantucket erfunden haben. Zwei dicke quadratische Holzplatten von gleicher Größe werden fest miteinander verbunden. In der Mitte der Platte ist eine Leine von beträchtlicher Länge befestigt, die auf der anderen Seite ausläuft, sodass sie ohne Umstände an einer Harpune befestigt werden kann. Dieser Drugg wird vor allem verwendet, wenn mehr Wale um das Boot herumwimmeln, als im Augenblick erlegt werden können. Da man nicht jeden Tag auf Pottwale trifft, muss man bei solchen Gelegenheiten so viele wie möglich töten. Hier tun nun die Druggs gute Dienste, denn

mit ihnen kann man die Tiere markieren und sie später töten, wenn man Zeit hat. Wir hatten drei an Bord. Die beiden ersten wurden ins Ziel gebracht, und wir sahen, wie die Wale taumelnd davonschwammen, schwer behindert durch die Last, die sie mitzuschleppen hatten. Als aber der dritte angebracht werden sollte, verfiel er sich beim Abwerfen an einer der Ruderbänke und riss sie mit sich in die See. Der Mann am Ruder stürzte ins Boot; das Wasser drang von beiden Seiten durch die aufgerissenen Planken; wir konnten die Löcher nur mit ein paar Hosen und Hemden notdürftig ausstopfen und abdichten.

Wir wären kaum in der Lage gewesen, die Harpune mit dem schweren Drugg anzubringen, wenn nicht unser Wal inmitten der Herde beträchtlich aufgehalten worden wäre. Im übrigen beruhigten sich die Tiere immer mehr, je weiter wir in das Innere des Gewühls vordrangen. Schließlich riss unserem Wal mit einem Mal die Harpune aus dem Leib, und er verschwand seitwärts unseren Blicken. Wir glitten weiter und gerieten jetzt mitten ins Herz der ganzen Herde, als hätte uns ein Wildbach in einen stillen Gebirgssee hineingetragen. Hier war das Getümmel von den äußeren Rändern wohl noch zu hören, aber wir verspürten nichts mehr. Die See lag in seidiger Stille da, wie sie im Mittelpunkt der Bewegung herrscht.

So lagen wir mit unserem Boot inmitten des Aufruhrs in einer abgeschlossenen, scheinbar friedlichen Welt. Nur das Getöse, das gelegentlich aus der Ferne zu uns herüberdrang, ließ uns ahnen, dass

die anderen Boote noch an der Arbeit waren, außen an den Rändern der Herde weitere Wale mit ihren Druggs markierten und den Kampf weiter hineintrugen in die inneren Kreise. Die angeworfenen Wale rasten nun in blinder Wut bald hierhin, bald dorthin, zwischen den einzelnen Rudeln hindurch. Etwas anderes aber zog unsere Aufmerksamkeit weit mehr auf sich. Es ist üblich, einen besonders starken und wilden Wal, wenn er harpuniert ist, zu lähmen, indem man ihm mit dem Speckspaten die gewaltige Sehne seines Schwanzes zerschneidet oder wenigstens verwundet. Ein Wal, der auf diese Weise verletzt worden war, hatte sich, wie wir später erfuhren, von seinem Boot losgerissen und die Harpunenleine samt dem Speckspaten mit sich genommen. Er tobte nun, rasend vor Wut, zwischen den anderen Tieren herum und verbreitete Schrecken unter ihnen.

Der rasende Riese bot einen schauerlichen Anblick. Warum er aber auch unter den anderen Tieren Entsetzen verbreitete, das konnten wir anfangs wegen der zu großen Entfernung nicht feststellen. Doch entdeckten wir, dass sich der Wal durch einen dummen Zufall in die Harpunenleine verstrickt hatte, an der er hing, und somit auch den Speckspaten hinter sich herschleppte, von dem er sich inzwischen freigemacht hatte. So tobte das gemartete Tier wie rasend durch die schäumende See und schlug mit seinem Schwanz um sich, wobei es den scharfen Speckspaten umherwirbelte und die eigenen Artgenossen verwundete und hinschlachtete.

Dieser blutige Zwischenfall schien die ganze

Herde plötzlich aus ihrem Bann aufzuwecken. Zuerst rotteten sich die Wale am Rande unseres stillen Sees langsam zusammen und stießen aneinander, als würden sie von langsam auslaufenden Wogen hin und hergeschaukelt; dann begann der See selbst langsam zu wogen und anzuschwellen. Die Wale zogen sich zur Mitte hin immer enger zusammen. Mit unserer Ruhe war es vorbei. Das Brausen nahm zu und kam immer näher, wie wenn der Hudson im Frühling das Eis sprengt. Sofort tauchten Starbuck und Quieueg die Plätze. Starbuck saß nun im Heck.

»Die Riemen bei!«, flüsterte er eindringlich und fasste selbst das Steuerruder. »Zugepackt! Nehmt euch zusammen! Quieueg, halt uns den Wal vom Leib! Hau ihm eins drauf!«

Das Boot wurde nun zwischen den Riesenleibern zweier Wale schier zerquetscht. Aber mit letzter Anstrengung kamen wir schließlich doch wieder ins freie Wasser. Gespannt sahen wir nach einem neuen Ausweg, der uns weiter fahren sollte. Mehrfach entkamen wir nur um Haaresbreite einer Katastrophe, bis wir endlich in voller Fahrt hinausglitten, dorthin, wo es eben noch von Walen gewimmelt hatte, die jetzt nur noch vereinzelt der Mitte zustrebten. So entkamen wir glücklich, und dass wir Quieuegs Hut verloren hatten, war ein geringer Preis für unsere Rettung. Denn er hatte uns vom Bug aus die fliehenden Wale vom Leib gehalten, und dabei hatte ihm der Luftzug einer hochgeschwungenen Schwanzflosse den Hut vom Kopf geschlagen.

In das allgemeine Durcheinander kam nun eine gewisse Ordnung. Denn nachdem sich die Wale zu

einer dichten Kolonne zusammengeschlossen hatten, setzten sie ihre Flucht mit vermehrter Geschwindigkeit fort. Eine weitere Verfolgung war sinnlos. Doch blieben die Boote noch eine Weile in ihrem Kielwasser, um die Wale mitzunehmen, die an einem Drugg hingen, und den einen Wal in Sicherheit zu bringen, den Flask getötet und mit einem Fähnchen gezeichnet hatte. Jedes Boot führt ein paar dieser Fähnchen an Bord. Man pflanzt sie in einen erlegten Wal, wenn noch mehr Beute in der Nähe ist, um zu sehen, wo er treibt, und um anzudeuten, dass dieses Tier bereits einen Besitzer hat, wenn fremde Boote in der Nähe sind.

Das Ergebnis dieser Jagd bestätigte wieder einmal den alten Walfängerspruch: »Viele Wale, keine Beute.« Denn von allen Walen, die einen Drugg hinter sich herzogen, wurde nur einer gefangen. Alle anderen entkamen.

Ein oder zwei Wochen nach dieser Jagd, als wir eines Mittags langsam über eine dunstige, verschlafene See dahinglitten, bewiesen die vielen Nasen auf Deck der »Pequod« auf einmal ein sehr viel feineres Gespür als die drei Paar Augen oben in den Toppen. Ein merkwürdiger, nicht gerade erfreulicher Geruch lag über dem Wasser.

»Weiß der Teufel«, bemerkte Stubb, »hier in der Gegend treiben ein paar von den Walen, denen wir neulich unsere Druggs angehängt haben. Die treiben sicher schon lange kieloben.«²³

Der Dunst verzog sich, und in der Ferne tauchte ein Schiff auf. Es lag still auf dem Wasser, die Segel

hingen herab. Es musste wohl einen Wal längsseits haben. Als wir näher kamen, bemerkten wir die Trikolore, es war also ein Franzose. Und nach der Wolke von Seevögeln zu schließen, die darüber kreiste, konnte es nur ein fauler Wal sein, wie wir sagen, ein Wal, der auf dem Meer einfach eingegangen ist, ohne Einwirkung von außen, und nun herrenlos herumtreibt. Man kann sich vorstellen, welche Döfte eine solche faule Masse ausströmt.

Als wir mit der schwachen Brise noch etwas näher gekommen waren, sahen wir, dass der Franzose noch einen zweiten Wal längsseits hatte. Und dieser zweite Wal schien unsere Nasen noch lieblicher zu umschmeicheln als der erste.

Als wir ganz nahe herangekommen waren, schwor Stubb Stein und Bein, dass er zwischen den Leinen, die sich um den Schwanz des einen Tieres verwickelt hatten, seinen eigenen Speckspaten wiedererkenne.

»Ein sauberer Bursche«, lachte er, »ein richtiger Schakal! Ich weiß ja, dass diese Franzmänner arme Teufel sind. Schaut euch den Kerl an, begnügt sich mit unseren Abfällen, wo noch unser Drugg dranhängt! Und von dem anderen Edelfisch kratzt er das dürre Gebein ab. Armer Hund. Lass doch einer seinen Hut rumgehen, damit wir ihm aus Barmherzigkeit ein bisschen Öl sammeln können. Was der Wal mit dem Drugg an Öl im Leib hat, das reicht nicht für eine Gefängnisfunzel. Und der andere? Ich wette, wir könnten unsere Masten kappen und auskochen und hätten mehr Öl, als in diesem Knochenbündel steckt. Aber wenn ich mir's recht überlege,

dann ist vielleicht was Besseres drin, Ambra, ja. Ob das wohl auch der Alte weiß? Man müsste es versuchen. An mir soll's nicht liegen.«

Stubb rief seine Mannschaft zusammen, um zu dem Fremden hinüberzufahren. Als er unter dem Bug vorüberfuhr, sah er, dass auf einem großen Brett in goldenen Buchstaben geschrieben stand: »Bouton-de-Rose«, das heißt »Rosenknospe«, ein romantischer Name für ein wohlriechendes Schiff.

Um mit den Leuten an Deck in ein Gespräch zu kommen, musste Stubb um den Bug herum auf die Steuerbordseite rudern, dort, wo der verwesende Wal lag.

»Hallo! Spricht einer von euch Rosenknöspchen Englisch?«, schrie er hinüber und hielt sich die Nase zu.

»Ja«, rief ein Mann aus Guernsey von der Reling zurück. Offenbar war es der Erste Steuermann.

»Na also, Rosenknösplein, habt ihr den weißen Wal gesehen?«

»Welchen Wal?«

»Den weißen Wal – einen Pottwal – Moby Dick, habt ihr den gesehen?«

»Nie davon gehört – weißer Wal? Nein!«

»Na, schön. Wart einen Augenblick. Ich komm' gleich wieder.« Rasch pullte²⁴ er zur »Pequod« zurück und rief zu Ahab, der auf dem Achterdeck seine Nachricht erwartete, durch die Hände hinauf: »Nein, Sir, nichts!«, worauf Ahab verschwand und Stubb zu dem Franzosen zurückkehrte.

Da der Mann aus Guernsey gerade mit dem Wal

beschäftigt war, rief Stubb spöttisch hinüber: »Warum legt ihr eure Wale nicht auf Eis? Spaß beiseite. Wisst ihr denn auch, dass das alles Unsinn ist, was ihr da macht? Aus diesem vertrockneten Kadaver kriegt ihr keine Viertelpinte Öl mehr heraus.«

»Das weiß ich auch, aber unser Kapitän will es nicht glauben. Es ist seine erste Fahrt. Bis jetzt hat er nur Kölnisch Wasser fabriziert. Komm doch an Bord und sag's ihm selber. Vielleicht glaubt er dir mehr. Dann kriegen wir vielleicht endlich das stinkige Zeug los!«

»Gern, mein Freund«, gab Stubb zurück, und kurz darauf stand er an Deck. Die Matrosen dort oben arbeiteten langsam, schwatzten aber dafür umso mehr und schienen im ganzen recht übler Laune zu sein. Alle reckten die Nasen in die Luft, um eine frische Brise zu erhaschen; manche kletterten hinauf zu den Toppen, um nach Luft zu schnappen; andere tauchten Werg in Teer und hielten sich das unter die Nase.

Stubb bemerkte das alles sehr wohl. Bei einem kleinen Schwatz mit dem Mann aus Guernsey fand er heraus, dass der Mann keine Ahnung von Ambra hatte. Doch Stubb hielt wohlweislich den Mund. Sonst aber tat er sehr offen und freimütig, und bald hatten die beiden einen kleinen Plan ausgeheckt, wie sie den Kapitän hintergehen und gleichzeitig lächerlich machen könnten, ohne dass er ihnen misstraute. Demnach sollte der Guernsey-Mann scheinbar als Dolmetscher dem Kapitän alles sagen, was er wollte, unter dem Vorwand, es komme von Stubb. Stubb durfte dabei also jeden Unsinn reden,

der ihm einfiel.

Da kam eben ihr Opfer aus der Kajüte: ein kleiner, dunkler Mann, etwas zu elegant für einen Kapitän, aber geziert mit einem mächtigen Schnurr- und Backenbart. Stubb wurde ihm aufs höflichste vorgestellt.

Dann redete ihn der Guernsey-Mann auf Französisch an und sagte: »Monsieur, er sagt, sie hätten erst gestern ein Schiff getroffen, auf dem der Kapitän, der Erste Steuermann und sechs Matrosen am Fieber gestorben seien, weil auch sie einen faulenden Wal längsseits gehabt hätten.«

Der Kapitän erschrak und wollte mehr wissen.

»Was nun?«, fragte der Guernsey-Mann.

»Sag ihm, dass ich ihn durchschaut habe. Er versteht vom Walfang nicht mehr als ein Affe. Sag ihm, dass ich ihn für einen Affen halte.«

»Er schwört bei allen Heiligen, Monsieur, dass der ausgetrocknete Wal dort noch viel gefährlicher ist als der faule. Wenn uns unser Leben lieb sei, dann sollten wir beide Wale liegen lassen – schwört er.«

Und schon rannte der Kapitän nach vom und befohl der Mannschaft, sofort die Taue und Ketten zu lösen, die die Wale am Schiff festhielten.

»Und jetzt?«, fragte der Guernsey-Mann.

»Moment mal – ich will mir's überlegen – sag ihm, dass wir ihn ausgeschmiert haben und vielleicht noch einen anderen.«

»Monsieur, er sagt, dass er uns gerne behilflich war.« Darauf versicherte der Kapitän, dass er und seine Leute zu danken hätten, und ließ fragen, ob

Stubb mit ihm und dem Steuermann unten in der Kajüte eine Flasche Bordeaux leeren möchte.

»Er lädt dich ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken«, übersetzte der Dolmetscher.

»Herzlichen Dank; aber sag ihm, dass es gegen meine Grundsätze geht, ihn zuerst zu beschwindeln und dann noch seinen Wein zu trinken.«

Mit diesen Dankesworten ging Stubb von Bord, und als er ins Boot stieg, bat er den Guernsey-Mann noch, ihm beim Abtäuen des kleineren Wals behilflich zu sein. Während Stubb den Wal nach der einen Seite abschleppte, kam eine leichte Brise auf; der Franzose heißte seine Boote auf und fuhr davon, während sich die »Pequod« zwischen ihn und Stubbs Leute legte. Stubb meldete der »Pequod« seine Absichten und machte sich sofort ans Werk, um die Früchte seiner List zu ernten. Er nahm den scharfen Bootsspaten und begann hinter der einen Seitengosse eifrig in dem Kadaver zu graben, als müsse er hier mitten auf hoher See einen Keller ausschachten. Die ganze Bootsmannschaft half ihrem Führer wie eine Horde von Goldgräbern.

Stubb wollte, enttäuscht, schon aufgeben, besonders da der unerträgliche Aasgeruch noch zunahm, als mitten aus dem Gestank ein feiner Duft zart emporstieg, der sich gegen die üblen Ausdünstungen des Kadavers durchsetzte, ohne sich mit ihm zu vermischen.

»Ich hab's! Ich hab's!«, schrie Stubb und wühlte in dem Aas herum. »Bares Geld! Bares Geld!«

Er warf den Spaten hin, langte mit beiden Händen hinein und zerrte etwas hervor, das aussah wie

fetter, schimmeliger Käse, ölig und leicht mit dem Daumen zu kneten und vor allem köstlich duftend. Und das, meine Freunde, war Ambra, das der Apotheker Unze für Unze mit Gold aufwiegt. Ein paar Handvoll förderte Stubb ans Tageslicht; das andere ging unwiederbringlich verloren. Vielleicht hätte noch mehr geborgen werden können, hätte nicht Ahab in seiner Ungeduld den Befehl zur Weiterfahrt gegeben. Er wäre imstande gewesen, Stubb und sein Boot im Stich zu lassen.

1. achtern = der hintere Teil des Schiffes <<<
2. Stangen am Mast zur Abstützung der Wanten <<<
3. dem Wind abgekehrte Seite <<<
4. obere Planke auf dem Bootsbord <<<
5. Das obere Ende eines Schiffsmastes heißt Masttopp, den oberen Abschluss hingegen nennt man Flaggenknopf. <<<
6. drehbare eiserne Gabeln an der Bordwand zur Aufnahme der Ruder <<<
7. an der Bordwand eines Schiffes herablassbare Treppe <<<
8. Das Royalsegel (dt. Königssegel) ist ein an der Royalrah angeschlagenes (befestigtes) Rahsegel, das über dem Bramsegel gefahren wird. Hat ein Rahsegler geteilte Mars- und Bramrahen (2./3. und 4./5. Rah am Mast), stellen die Royalrahen die sechste »Segeletage« in der Tackelung dar, bei einfachen Mars- und Bramsegeeln die vierte. <<<

9. Original: »Cape Tormentoto«, von »tormento-
so« = »stürmisch« (Spanisch) <<<
10. den Kurs so ändern, dass der Wind voller in
das Segel fällt <<<
11. Die Rahnock ist das jeweilige äußere Ende ei-
ner Rah nach Back- bzw. Steuerbord. <<<
12. Aufheißsen (aufhissen), Lasten, Segel oder Flag-
gen mit einem Tau in die Höhe ziehen. <<<
13. vieren = (ein belastetes Tau) ablaufen lassen;
hier wenden <<<
14. Sitzbank im Boot <<<
15. Holz- oder Metallstück zum Festmachen der
Taue <<<
16. der Ausguck auf einem verankerten Schiff
<<<
17. (Ab)specken = Abschälen des Walspecks <<<
18. starkes Tau bspw. zum Befestigen des Schif-
fes am Kai oder zum Schleppen <<<
19. durch den Wind hervorgerufener Seegang mit
gleichmäßigen, lang gezogenen Wellen <<<
20. aufgewiegelt <<<
21. Original: »tubs«, hier Eimer oder Wanne <<<
22. einfache Jacke oder auch Hausjacke für Män-
ner <<<
23. mit dem Kiel nach oben, umgedreht <<<
24. pullen = rudern <<<

Dritter Teil – Die Jagd

Schiff ahoi! Habt ihr den weißen Wal gesehen?«, schrie Ahab.

Das fremde Schiff führte die englische Flagge. Das Sprachrohr am Mund, stand der Alte im aufgeheizten Kapitänsboot und zeigte dem englischen Kapitän nackt und unverhüllt sein Knochenbein. Der andere hatte sich bequem in seinem eigenen Boot zurückgelehnt, ein dunkler, gutaussehender, freundlicher Mann von ungefähr sechzig Jahren. Eine blaue Jacke aus Seemannstuch hing lose um seine Schultern. Der eine Ärmel flatterte leer an seiner Seite.

»Den weißen Wal gesehen?«

»Schau her!«, rief der andere und zog aus den Falten seiner Jacke einen weißen Arm aus einem Knochen des Pottwals mit einem hölzernen Kopf am Ende.

»Mein Boot zu Wasser!«, befahl Ahab und brachte in seiner Ungeduld die Riemen in seinem Boot durcheinander. »Runter damit!«

Eine Minute später war er, ohne sein Boot verlassen zu haben, bereits auf dem Wasser, und bald waren sie längsseits des fremden Schiffes. Dort aber gab es einen unvorhergesehenen Zwischenfall. In seiner Erregung hatte Ahab vergessen, dass er seit

dem Verlust seines Beines niemals mehr auf hoher See an Bord eines anderen als seines eigenen Schiffes gegangen war. Zu diesem Zweck hatte er die »Pequod« mit einem sinnreichen Mechanismus ausstatten lassen. Nun ist es für jeden schwer, auf hoher See vom Boot aus an Bord eines Schiffes zu entern, denn die Wogen heben das Boot bald bis zur Reling empor, bald lassen sie es wieder bis zum Kiel hinunterfallen. Da das fremde Schiff natürlich mit keiner besonderen Vorrichtung ausgestattet war, stand der einbeinige Ahab hilflos da und sah recht unsicher die schwankende Bordwand des Engländers hinauf.

Der Leser erinnert sich vielleicht, dass selbst das kleinste Missgeschick, das mit der unglücklichen Verstümmelung des Beins zusammenhing, Ahab jedes Mal aufs Äußerste erbitterte; und das jetzt umso mehr, als die beiden Steuerleute des fremden Schiffes, die oben an der Reling standen, offenbar nicht bedachten, dass ein Einbeiniger gar nicht imstande sein konnte, das Fallreep zu benutzen, das sie ihm zuwarfen. Aber seine Verlegenheit dauerte nur eine Minute, da der fremde Kapitän mit einem Blick die Lage übersah und rief: »Ah, ich sehe schon! Los, Jungs, schwingt eine Talje aus!«

Glücklicherweise hatten sie ein paar Tage zuvor erst einen Wal längsseits gehabt, und die großen Taljen mit den gewaltigen Speckhaken, jetzt sauber und trocken, waren noch festgemacht. Ein solcher Speckhaken wurde nun rasch für Ahab hinabgelassen; der erfasste sofort, was gemeint war, legte seinen gesunden Schenkel in die Krümmung des Ha-

kens, hielt sich fest und wurde hochgezogen. Bald stand er wohlbehalten an Deck. Mit ausgestrecktem Knochenarm ging ihm der fremde Kapitän entgegen, um ihn zu begrüßen, und Ahab streckte sein Knochenbein aus, sodass sich die beiden Gliedmaßen kreuzten wie zwei Schwertfischklingen. Dabei rief er in seinem rauen Ton: »Hallo, Freund, wollen wir uns die Knochen schütteln – Arm und Bein – ein Arm, der nicht mehr zurückzuckt, ein Bein, das nicht mehr fliehen kann. Wo hast du den weißen Wal gesehen? Wie lange ist's her?«

»Den weißen Wal«, erwiderte der Engländer, und wies mit seinem Knochenarm ostwärts, wobei er wehmütig daran entlang schaute, »dort hinten am Äquator, letzte Fangzeit.«

»Und da hat er dir den Arm abgerissen?«

»Ja, wenigstens war es seine Schuld. Und dein Bein auch?«

»Erzähl«, drängte Ahab, »wie kam's dazu?«

»Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich auf dem Äquator entlang fuhr«, begann der Engländer, »und ich hatte zu dieser Zeit keine Ahnung von dem weißen Wal. Nun, eines Tages kamen Pottwale in Sicht, vier oder fünf mögen es gewesen sein, und wir ließen die Boote zu Wasser und machten auch einen fest, ein richtiges Zirkuspferd, das immer im Kreis herumjagte, sodass die ganze Mannschaft achten auf dem Dollbord saß, damit das Boot nicht kenterte. Auf einmal kam ein zweiter hoch, ein Riesenvieh, mit einem milchweißen Kopf und Buckel und voller Runzeln und Falten.«

»Das war er! Das war er!«, schrie Ahab, der plötz-

lich tief aufatmete. »Und Harpunen staken ihm im Leib, dicht bei der Steuerbordfinne.«

»Richtig, die sind von mir, meine Eisen!«, rief Ahab aufgeregt. »Aber erzähl weiter!«

»Nur Geduld«, fuhr der Engländer gutmütig fort. »Nun, dieser uralte Großvater mit dem weißen Schädel und Buckel raste schäumend mitten in das Rudel hinein und schnappte wütend nach meiner Leine.«

»Ganz richtig, wollte sie zerreißen, den angeschossenen Kameraden befreien. Kenn' ich, kenn' ich. Das ist ein alter Trick von ihm.«

»Wie das alles nun genau gegangen ist«, berichtete der einarmige Kapitän weiter, »das weiß ich nicht mehr. Jedenfalls, während er noch auf der Leine herumbiss, verfang die sich irgendwie in seinen Zähnen, aber das wussten wir noch nicht. Als wir die Leine wieder einholen wollten, saßen wir auf einmal auf seinem Buckel, und unser anderer Wal haut nach Luv hin ab. Doch da seh' ich, was für ein Prachtexemplar von Wal das ist, der schönste und größte, den ich je in meinem Leben sah, Und da beschloss ich, ihn zu fangen, obwohl er sich eben in besonders übler Laune befand. Die Leine wird schon wieder loskommen und wenn ihm dabei ein Zahn herausfällt, denn meine Kerls können rudern wie die Teufel. Kurz und gut, ich wollte ihn haben, sprang ins Boot meines Steuermanns hier, Mr. Mounttop, sprang in sein Boot, das Dollbord an Dollbord neben dem meinen lag. Schnappte mir die nächstbeste Harpune und hau' sie dem Urgroßvater ins Fleisch. Aber dann: Das hättet ihr sehen sollen.

Ach du lieber Gott! Im nächsten Augenblick war ich blind wie ein Maulwurf, blind auf beiden Augen. Rings herum nur Gischt und schwarzer Schaum und mitten drin, steil aufgerichtet wie eine Marmorsäule, der Schwanz des Wals. Rudern hatte gar keinen Zweck mehr. Und wie ich gerade nach dem zweiten Eisen taste, um es hinauszuschleudern, da saust der Schwanz herunter wie der Turm von Lima, haut das Boot in zwei Stücke, dass die Fetzen fliegen, und der weiße Buckel stößt zwischen die Trümmer, als wären's Hobelspäne. Wir flogen natürlich alle heraus. Um den fürchterlichen Schlägen auszuweichen, fasse ich meinen Harpunenstock, der in ihm steckt und klammerte mich daran fest wie'n Walfischbaby.¹ Doch da kommt eine See und reißt mich weg, und im gleichen Augenblick schnell das Vieh nach vorn und verschwindet wie der Blitz. In dem Durcheinander saust dieses verfluchte zweite Eisen an mir vorbei und erwischt mich hier«, er deutete mit der Hand unter seine Schulter, »ja, erwischt mich hier und zieht mich hinunter in die Hölle, wie es schien. Aber da reißt, Gott sei's gedankt, der Haken das ganze Fleisch vom Arm herunter, herunter bis zum Handgelenk, und ich komm wieder hoch. Alles andere kann euch dieser Herr hier erzählen – Dr. Bunger, der Schiffsarzt. So, Bunger, erzähl du weiter.«

Der Herr, der so zwanglos vorgestellt wurde, hatte die ganze Zeit in der Nähe gestanden. Nichts deutete auf den hohen Rang hin, den er an Bord des Schiffes einnahm. Er hatte ein rundliches, nüchter-

nes Gesicht, seine Kleider waren ausgebleicht und geflickt. Seine Aufmerksamkeit hatte bisher wechselweise einem Marlspieker² in der einen und einer Pilsenschachtel in der anderen Hand gegolten. Dazwischen hatte er gelegentlich mit Kennermiene die knöchernen Gliedmaßen der beiden verkrüppelten Kapitäne geprüft. Als ihn nun sein Vorgesetzter vorgestellt hatte, machte er eine höfliche Verbeugung und begann gleich zu erzählen: »Es war eine fürchterliche Wunde«, begann der Schiffsarzt, »und auf meinen Rat steuerte Kapitän Boomer hier mit unserer alten ›Sammy‹...«

»›Samuel Enderby‹ ist der Name meines Schiffes«, unterbrach ihn der einarmige Kapitän, »aber erzähl weiter.«

»... steuerte er unsere ›Sammy‹ nach Norden, um aus der Bruthitze am Äquator herauszukommen. Aber es hatte keinen Zweck. Ich tat alles, was in meiner Macht stand, saß nächtelang bei ihm, war sehr streng mit ihm in den Fragen der Diät.«

»Allerdings, sehr streng«, stimmte der Patient zu. Doch dann änderte sich plötzlich sein Ton. »heißen Grog hat er mit mir getrunken, jede Nacht, nächtelang, bis er nicht mehr imstande war, mir einen Verband anzulegen. Und gegen drei Uhr morgens hat er mich dann ziemlich blau ins Bett geschickt. Ach du lieber Himmel. Er wachte bei mir und war sehr streng mit seiner Diät, das stimmt. Ein großartiger Nachtwächter, ein strenger Arzt, ja wohl, das ist Dr. Bunker. Na, Bunker, alter Hundesohn, lach doch! Weißt doch selber, was für ein lus-

tiges Haus du bist. Aber ich lass mich lieber von dir umbringen, als von einem anderen gesund machen, alter Junge.«

»Verehrter Herr, ihr werdet wohl bemerkt haben«, begann der Doktor mit unerschütterter Miene und unter einer leichten Verbeugung zu Ahab hin, »Ihr werdet wohl bemerkt haben, dass der Kapitän gelegentlich zu Späßchen aufgelegt ist, und dann erzählt er solche Schauergeschichten. Aber ich darf bemerken, so ›en passant‹, wie die Franzosen sagen, dass ich, das heißt Jack Bunker, der ich einst ein würdiger Geistlicher war, dass ich ein völliger Abstinenzler bin. Ich trinke niemals...«

»Wasser!«, unterbrach ihn der Kapitän. »Das trinkt er allerdings nie. Das bereitet ihm Übelkeit. Er ist ausgesprochen wasserscheu. Erzähl weiter, die Geschichte mit dem Arm.«

»Bitte sehr«, sagte der Arzt, den das alles nicht aus der Fassung bringen konnte. »Wie ich schon bemerken wollte, ehe uns Kapitän Boomer so witzig ins Wort fiel, wurde die Wunde trotz meiner aufopferungsvollen Pflege immer schlimmer. Eine furchtbare, klaffende Wunde, wie sie selbst ein erfahrener Arzt nur selten zu sehen kriegt, zwei Fuß und ein paar Zoll lang, mit der Lotleine³ gemessen. Kurz und gut, sie wurde schwarz. Ich wusste, was nun bevorstand, also weg mit dem Arm. Aber an dem Knochenersatz da habe ich keine Schuld«, und er deutete auf den Kapitän, »den hat der Kapitän zu verantworten, nicht ich. Den hat ihm der Schiffszimmermann auf seinen Befehl gemacht. Den Hammer am Ende

hat er sich dranhaken lassen, um bei Gelegenheit jemandem den Hirnkasten einzuschlagen, wie er es bei mir schon einmal versucht hat. Manchmal hat er ganz verteufelte Stimmungen. Seht ihr diese Mulde da, Herr?« Er nahm den Hut ab und strich sich das Haar zur Seite. Es kam eine tiefe Höhlung im Schädel zum Vorschein, in der aber von einer Narbe oder früheren Wunde nichts zu entdecken war. »Nun, der Kapitän wird Euch berichten können, wie das gekommen ist, er muss es am besten wissen.«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte der Kapitän, »vielleicht weiß es seine Mutter. Das ist ein Geburtsfehler. Du scheinheiliger Schuft, Bunker! So einen Kerl gibt's nicht zum zweiten Mal auf allen Weltmeeren. Bunker, wenn du einmal stirbst, dann sollte man dich einmachen, du Hundesohn, damit auch künftige Geschlechter noch ihre Freude an dir haben, du Lumpenhund!«

»Und was ist aus dem weißen Wal geworden?«, schrie jetzt Ahab dazwischen, dem bei dem Geplänkel zwischen den beiden Engländern die Geduld gerissen war.

»Ach so«, rief der einarmige Kapitän, »ganz richtig! Als er weggetaucht war, sahen wir ihn eine ganze Weile nicht mehr. Ich wusste ja gar nicht, was für ein Wal es war, wie ich schon sagte. Erst lange danach, als wir wieder zum Äquator zurückgekehrt waren, erfuhr ich von Moby Dick, wie ihn manche nennen. Da wusste ich allerdings Bescheid.«

»Habt ihr ihn noch einmal gesehen?«

»Ja, zweimal.«

»Konntet ihn aber nicht anwerfen?«

»Wir hatten die Nase voll. Ein Arm ist doch genug. Noch einen zweiten opfern? Womöglich frisst einen Moby Dick dann ganz auf, anstatt sich mit einem Arm zu begnügen.«

»Nun ja«, unterbrach ihn Bunker, »gib ihm den linken Arm als Köder, und wir kriegen den rechten. Sie wissen doch, meine Herren«, er machte eine sehr ernste, genau abgezielte Verbeugung, »Sie wissen doch, dass die Verdauungsorgane des Wals dank der göttlichen Vorsehung so konstruiert sind, dass es dem Tier ganz unmöglich ist, auch nur den Arm eines Menschen gänzlich zu verdauen. Und er weiß es auch. Was Sie also für die Bosheit des weißen Wals halten, das ist nur seine Ungeschicklichkeit. Denn er will das abgerissene Stück gar nicht verschlingen, er will nur seinen Feinden Schrecken einjagen. Ja, Kapitän Boomer, wenn Sie sich beeilen und dem einen Arm doch noch ein anständiges Begräbnis verschaffen wollen, dann brauchen Sie nur den anderen aufs Spiel zu setzen. Nur Mut!«

»Nein, danke, Bunker«, sagte der englische Kapitän. »Soll er den einen Arm, den er hat, von mir aus behalten. Ich kann es nicht ändern. Und ich kannte ihn ja damals gar nicht. Kein Wort mehr von dem weißen Wal. Ich habe mich einmal mit ihm eingelassen, und das genügt. Mir reicht's! Ich weiß, es wäre eine feine Sache, wenn man ihn erlegen könnte, und eine Ladung Walrat wäre uns auch sicher. Lassen wir ihn. Meinst du nicht, Kapitän?« Und dabei blickte er auf das Knochenbein.

»Stimmt. Aber man wird ihn weiter jagen. Ein solcher Satan lockt, auch wenn man weiß, wie gefähr-

lich er ist. Ein starker Magnet. Wann habt ihr ihn zum letzten Mal gesehen? Welcher Kurs?«

»Gott steh mir bei und schmeiß den Teufel in die Hölle!«, schrie Boomer, der, vornübergebeugt, um Ahab herumschlich und wie ein Hund auffallend in der Luft herumschnüffelte. »Kocht dem das Blut? Schnell ein Thermometer. Ist schon auf dem Siedepunkt! Da wackelt ja das Deck!« Er zog eine Lanzette aus der Tasche und fasste nach Ahabs Arm.

»Weg da!«, brüllte Ahab und stieß ihn, dass er an die Reling taumelte. »Ins Boot! Welchen Kurs hatte Moby Dick?!«

»Allmächtiger Gott!«, schrie der englische Kapitän zurück, dem die Frage galt. »Was ist denn los? Kurs Ost, glaube ich. Ist denn euer Kapitän verrückt geworden?«, fragte er flüsternd Fedallah.

Aber Fedallah legte nur den Finger an den Mund und glitt über die Verschanzung, um das Steuer zu übernehmen. Ahab zog den Taljenhaken heran und befahl den Matrosen, ihn hinabzulassen.

Kurz darauf stand er im Heck seines Bootes und die Manilaleute legten sich in die Riemen. Umsonst suchte der Engländer noch einmal, ihm etwas zuzurufen. Mit dem Rücken zu dem fremden Schiff, das Gesicht hart wie Stein, stand Ahab aufrecht im Boot, bis sie wieder zur »Pequod« zurückgekehrt waren.

Bei Kapitän Ahabs überstürztem Abschied von der »Samuel Enderby« aus London war es nicht ganz ohne einen kleinen Schaden für seine eigene Person abgegangen. Er war mit solcher Heftigkeit in sein Boot gesprungen, dass beim Aufprall sein Kno-

chenbein fast zersplittert wäre. Als er dann wieder auf seinem eigenen Deck stand und Halt in seinem Bohrloch fand, da drehte er sich so plötzlich herum, um dem Mann am Steuer einen barschen Befehl zuzurufen, dass das angeknackste Knochenbein noch weiteren Schaden nahm. Es hielt zwar noch, aber es schien Ahab nicht mehr ganz vertrauenswürdig.

In der Tat, es ist ja auch nicht verwunderlich, dass Ahab bei all seinem rücksichtslosen Draufgehen den Knochen, auf dem er ja zum guten Teil stand, von Zeit zu Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Denn kurz vor dem Auslaufen der »Pequod« aus Nantucket hatte es sich zugetragen, dass man ihn eines Nachts bewusstlos auf dem Boden gefunden hatte. Durch einen unbekannten und offenbar auch unerklärlichen Zwischenfall hatte sich sein Knochenbein so unglücklich verschoben, dass es ihm in die Weiche gefahren war und diese beinahe durchbohrt hätte. Nur unter außerordentlichen Schwierigkeiten war diese schmerzhafter Wunde geheilt.

In dieser Zeit hatte sich in seinem besessenen Gehirn der Gedanke festgesetzt, dass alle Qualen, die er jetzt zu dulden hatte, direkt von der früheren Verwundung herzuleiten waren.

Wie so manche Dinge, die Ahab betrafen, war es manchen immer ein Geheimnis geblieben, warum der Kapitän sich in der Zeit vor und nach dem Auslaufen der »Pequod« in seiner Kajüte so lange verborgen und auch danach noch in tiefes Schweigen gehüllt hatte. Was Kapitän Peleg an Gründen dafür angeführt hatte, überzeugte durchaus nicht. Am

Ende aber kam alles heraus, wenigstens dies eine: Dieses schreckliche Missgeschick in jener einen Nacht war der Grund für seine zeitweilige Zurückgezogenheit gewesen, die selbst solche Leute mit Furcht erfüllte, die es wagen durften, sich ihm gelegentlich zu nähern. Nun, wie dem auch sei, in diesem Fall, als es um das Bein ging, entschloss sich Ahab zu einem ganz praktischen Verfahren: Er ließ den Schiffszimmermann kommen.

Als dieser Mann erschien, befahl ihm Ahab, unverzüglich ein neues Bein zu machen. Die Steuerleute erhielten den Auftrag, alles herbeischaffen zu lassen, was sich bisher auf der Reise an Walkieferknochen angesammelt hatte. Denn daraus sollte sich der Zimmermann mit aller Sorgfalt das stärkste und fehlerloseste Stück auswählen. Kaum war das geschehen, da ordnete er an, dass das Bein bis zum Abend fertig zu sein habe. Von dem alten, dem er nicht mehr traute, durfte nicht das Geringste mehr verwendet werden. Damit nicht genug. Die Schiffsschmiede musste aus dem Laderaum auf Deck geholt werden, wo sie lange unbenutzt gestanden hatte, damit der Schmied schleunigst an die Arbeit gehen und die notwendigen Eisenteile herstellen konnte.

Wie alle Schiffszimmerleute, besonders auf einem Walfänger, war auch der unsere in zahlreichen Handwerkerberufen erfahren. Er konnte in all den tausend Notfällen eingreifen, die auf einem Schiff eintreten können, wenn es jahrelang, fern von aller Welt, unterwegs ist. Von seiner Gewandtheit in seinem eigentlichen Beruf soll hier gar nicht die Rede

sein. Selbstverständlich reparierte er zertrümmerte Boote und zersplitterte Ruderblätter, setzte neue Bullaugen in die Bordwand oder neue Bolzen in die Planken und erledigte, was sonst an Zimmermannsarbeiten anfallen mochte.

Die große Bühne, auf der er alle seine anderen Rollen so trefflich spielte, war seine große Werkbank, die immer mittschiffs festgemacht war, wenn nicht ein Wal längsseits lag.

Hat sich ein seltener Vogel an Bord verirrt und wird gefangen, der Zimmermann fertigt aus glatten Walfischknochen einen Käfig in Pagodenform; ein Matrose hat sich das Handgelenk verstaucht, der Zimmermann braut eine schmerzstillende Tinktur zusammen; ein anderer möchte Ohrringe aus Hai-fischknochen, der Zimmermann bohrt ihm die Löcher in die Ohren; wieder ein anderer hat Zahnhweh, der Zimmermann greift zur Zange und bittet ihn, auf seiner Werkbank Platz zu nehmen; und wenn sich der unglückliche Patient vor Schmerzen windet, dann öffnet ihm der Wackere den Mund mit dem hölzernen Schraubstock, um den Zahn zu ziehen. So war der Zimmermann auf alle denkbaren Fälle vorbereitet und nahm alle Aufgaben mit Gleichmut in Angriff. Ein Zahn war ihm ein Knochenstück, Köpfe waren ihm nicht mehr als Holzblöcke, und Menschen kaum mehr als ein Ankerspill.

Wie gewöhnlich wurde am nächsten Tag gepumpt, und siehe da, mit dem Wasser kam eine ansehnliche Menge Öl hoch; einige von den Fässern unten mussten gesprungen sein. Starbuck ging hinunter in die Kajüte, um diesen Vorfall dem Kapitän

zu melden.

Die »Pequod« näherte sich zu dieser Zeit von Südwesten her Formosa⁴ und den Baschi-Inseln zwischen denen sich eine der Durchfahrten aus dem Chinesischen Meer in den Pazifik öffnet. Deshalb traf Starbuck den Kapitän über einer Karte an, die einen Überblick über die östliche Inselwelt bot; daneben lag eine andere Karte mit der langen Ostküste der japanischen Inseln. Das schneeweiße neue Knochenbein gegen das festgeschraubte Tischbein gestemmt, mit einem langen Bordmesser in der Hand, saß der wunderliche Alte da und runzelte die Stirn. Angestrengt verfolgte er auf den Karten die alten Kurse, die er früher schon gesteuert hatte.

»Wer da?«, rief er, als er Schritte an der Tür hörte. Er wandte sich nicht einmal um. »Auf Deck! Hau ab!«

»Kapitän, ich bin's. Im Raum lecken die Fässer, Sir. Wir müssen die Taljen hochbringen und die Luken aufmachen.«

»Taljen hoch und Luken aufmachen? Jetzt, kurz vor der japanischen Küste? Eine Woche da liegen müssen und alte Fässer flicken?«

»Bleibt uns nichts anderes übrig, Sir, wenn wir nicht in einem Tag mehr Öl verlieren wollen, als wir in einem Jahr einbringen. Zwanzigtausend Meilen sind wir dafür gefahren, dann lohnt sich doch die Mühe.«

»Recht hast du, recht hast du; wenn wir's nur kriegen.«

»Ich spreche von dem Öl im Laderaum, Sir.«

»Aber ich nicht! Mich interessiert das Zeug nicht, verstehst du? Hau ab und lass es lecken! Ich bin selber leck. Jawohl, durch und durch leck. Ein leckes Schiff voll lecker Fässer, schlimmer als auf der ›Pequod‹. Und doch halte ich nicht an, um mein Leck zu stopfen, denn wer soll's denn schon finden, und wer soll's stopfen mitten im Sturm des Lebens? Starbuck, die Taljen bleiben, und die Luken werden nicht geöffnet!«

»Und was werden die Reeder dazu sagen?«

»Lass nur die Reeder am Strand von Nantucket stehen und den Taifun überschreien. Was kümmert das Ahab? Reeder? Reeder?! Komm mir doch nicht mit diesen Geizhälsen, als ob die mein Gewissen wären! Schau her, der wirkliche Eigentümer ist überall nur der Kapitän, und mein Gewissen, hörst du, das steckt tief unten im Kiel des Schiffs, 'raus jetzt!«

»Kapitän Ahab!« Der Steuermann wurde rot und trat einen Schritt auf Ahab zu, mutig und vorsichtig zugleich, als sei er seiner selbst ganz sicher. »Ein besserer Mann als ich mag wohl manches mit Stillschweigen übergehen, was er sich von einem jüngeren und glücklicheren Mann, als Ihr es seid, nicht bieten lassen würde, Kapitän Ahab.«

»Zum Teufel! Du wagst es, auch nur in Gedanken über mich zu richten? 'raus! Auf Deck!«

»Nein, Sir, noch nicht. Ich habe eine Bitte. Ich wage es, Nachsicht mit Euch zu haben. Sollten wir uns nicht besser verstehen als bisher, Kapitän?«

Ahab nahm ein geladenes Gewehr aus dem Ständer, der bei den meisten Südseefahrern zur Ausrüstung gehört, richtete es auf Starbuck und schrie:

»Es gibt einen Gott, der Herr über die Erde ist, und einen Kapitän, der Herr über die ›Pequod‹ ist. 'raus! Auf Deck!«

Die Augen des Steuermanns blitzten, das Blut schoss ihm zu Kopf, als hätte ihm der Feuerstrahl aus dem Gewehr das Gesicht versehrt. Aber er bezwang seine Erregung, er war ganz ruhig, als er sich anschickte, die Kajüte zu verlassen. »Das ist Gewalt, keine Beleidigung, Sir. Ihr braucht Euch daher auch nicht vor mir in acht zu nehmen. Ihr würdet doch nur über mich lachen. Aber Ahab soll sich vor Ahab hüten. Nimm dich vor dir selbst in acht, alter Mann!« Mit diesen Worten verließ Starbuck die Kajüte.

»Der hält sich tapfer, und gehorcht trotzdem. Tapferkeit und Vorsicht«, murmelte Ahab vor sich hin, nachdem Starbuck verschwunden war. »Ahab hüte sich vor Ahab – was er da gesagt hat, da ist schon was dran.« Mit eisernem Gesicht schritt er in der engen Kajüte auf und ab und benutzte unbewusst das Gewehr als Krückstock. Doch bald glättete sich seine Stirn. Er stellte das Gewehr zurück und ging auf Deck.

»Du bist ein guter Kerl, Starbuck«, sagte er leise zu dem Steuermann, »nur zu gut.« Dann rief er der Mannschaft mit erhobener Stimme zu: »Segel refen!⁵ Taljen⁶ hoch und Großluke⁷ aufmachen!«

Warum tat er das? Ein Rest von Redlichkeit, der sich plötzlich regte? Oder war es nur Klugheit, dass er den Ersten Steuermann, den wichtigsten Offizier an Bord, nicht gegen sich aufbringen wollte? Wie dem auch sei, seine Befehle wurden ausgeführt, die

Luken wurden geöffnet.

Als man den Laderaum untersuchte, ergab es sich, dass die Fässer, die zuletzt verstaут worden waren, vollkommen in Ordnung waren, dass also das Leck tiefer liegen musste. Da das Wetter ruhig war, drangen wir immer tiefer ein und holten die riesigen Behälter Stück für Stück hervor an Deck. Dann wurden – Tonne nach Tonne – Trinkwasser und Brot, Rindfleisch, Fassdauben und eiserne Fassreifen an Deck gehievt, bis man sich schließlich dort kaum mehr bewegen konnte. Der hohle Rumpf dröhnte unter unseren Füßen, als schritten wir über leere Katakomben. Das Schiff wankte und rollte auf den Wellen, kopflastig, wie es war, sodass wir froh sein durften, von keinem Taifun überrascht zu werden.

In dieser Zeit geschah es nun, dass mein armer Freund und Kumpan Quiqueg von einem Fieber erfasst wurde, das ihm beinahe den ewigen Frieden beschert hätte.

Man muss wissen, dass es beim Walfang keine Posten für Drückeberger gibt, und dass mit der Würde auch die Gefahr steigt. Bis einer Kapitän wird, steigen von Stufe zu Stufe auch die Mühen und Pflichten. So war es auch bei Quiqueg. Als Harpunier stand er nicht nur von Angesicht zu Angesicht dem lebenden Wal gegenüber, sondern er musste, wie wir schon gesehen haben, bei grober See auch noch auf den toten Wal klettern und schließlich in den düsteren Raum hinabsteigen und dort im Schweiß seines Angesichts die schwersten Fässer wälzen, bis alles wieder an seinem Platz war.

Kurz und gut, auf einem Walfänger ist der Harpunier für alles da.

Armer Quiqueg! Wenn man sich über die Luke beugte, dann konnte man ihn sehen, wie er sich, nur mit einer wollenen Hose bekleidet, in dem dumpfen, schmierigen Raum plagte. Und nicht nur feucht war es dort unten, sondern auch kalt wie in einem Eiskeller. Schweißgebadet wie er war, packte ihn auf einmal ein furchtbarer Schüttelfrost, dem bald hohes Fieber folgte; ein paar Tage wurde er heftig geschüttelt, und schließlich lag er, dem Tode näher als dem Leben, in seiner Hängematte. Dabei wurde er jeden Tag weniger, bis am Ende nicht viel mehr übrig war als ein tätowiertes Gerippe. Seine Backenknochen traten scharf hervor, seine Augen wurden immer größer und bekamen einen merkwürdigen sanften Glanz. Mit weitgeöffneten Augen sah er uns von seinem Krankenbett aus an, trotz allem ein Zeugnis für seine wunderbare Lebenskraft, die nicht unterzukriegen war.

Dennoch war unter der Mannschaft keiner, der noch etwas für sein Leben gegeben hätte. Und was Quiqueg selbst von dieser Sache hielt, das ging aus der seltsamen Bitte hervor, die er äußerte. Während der Morgenwache, als der Tag kaum graute, rief er jemanden zu sich, nahm seine Hand und sagte, in Nantucket habe er gelegentlich kleine Kanus aus schwarzem Holz gesehen, ähnlich dem Waffenholz auf seiner Heimatinsel. Auf seine Frage habe er erfahren, dass alle Walfänger, die in Nantucket sterben, in diesen Kanus aufgebahrt würden. Das habe ihm sehr gefallen. Der Brauch erinnerte

ihn nämlich an eine Sitte seines eigenen Volkes, wo ein toter Krieger einbalsamiert und in einem solchen Kanu auf die letzte große Reise zu den Sternen-Inseln geschickt wird. In seiner Heimat glaubt man nämlich nicht nur, dass die Sterne Inseln sind, sondern auch, dass weit hinter dem Horizont ein stilles, uferloses Meer liegt, das in den weiten blauen Himmel übergeht. Quiqueg schauderte bei dem Gedanken, nach Seemannsbrauch in seiner Hängematte bestattet und den Haien als Totengräbern vorgeworfen zu werden wie Unrat. Nein, er wünschte sich nach Nantucket-Brauch ein Kanu als Sarg, wie es sich für einen Walfänger gehörte.

Als sich dieser merkwürdige Wunsch auch auf dem Achterdeck herumsprach, erhielt der Schiffszimmermann sogleich den Befehl, Quiquegs Bitte zu erfüllen. An Bord fanden sich noch ein paar Planken von dunkler Farbe, wie sie zu einem Sarg passen, die auf einer früheren Fahrt einmal in den Wäldern der Sehnsuchts-Inseln gefällt worden waren. Daraus sollte nun Quiquegs Todesboot hergestellt werden. Der Zimmermann hatte die Anweisung kaum erhalten, da nahm er seinen Zollstock und trat mit dem ihm eigenen Gleichmut in den Mannschaftsraum, um an Quiqueg umständlich Maß zu nehmen, wobei er jedes Mal, wenn er den Zollstock weiterschob, auf dem Körper des Kranken ein akkurates Kreidezeichen machte.

»O Gott, jetzt muss der arme Junge sterben«, jammerte so mancher von uns.

Der Zimmermann ging indes zu seiner Werkbank, maß genau ab, wie lang der Sarg zu sein

hatte, und machte an beiden Enden eine Kerbe in das Holz. Dann legte er sich die Bretter und Werkzeuge zurecht und ging an die Arbeit.

Als der letzte Nagel eingeschlagen war und der Deckel glattgehobelt und darauf gepasst war, nahm der Zimmermann den Sarg auf die Schulter und ging zurück in den Mannschaftsraum. Dabei erkundigte er sich, ob man dort vorn schon bereit sei.

Quiqueg hörte das halb ärgerliche, halb belustigte Geschrei, das sich bei der Mannschaft auf Deck daraufhin erhob. Aber zur allgemeinen Überraschung äußerte er den Wunsch, dass man ihm den Sarg sofort bringe, und keiner wagte ihm zu widersprechen, denn den letzten Wunsch eines Sterbenden soll man erfüllen.

Quiqueg beugte sich aus seiner Hängematte heraus und betrachtete eine Weile aufmerksam seinen Sarg. Dann verlangte er nach seiner Harpune. Den hölzernen Schaft ließ er abnehmen und die eiserne Spitze samt einem Paddel seines Bootes in den Sarg legen. Auf seinen Wunsch wurden die Seiten mit Schiffszwieback ausgestopft, dazu kam eine Flasche Trinkwasser am Kopfende und ein kleines Säckchen mit Erde am Fußende, die man im Laderaum zusammengekratzt hatte. Nachdem man dann auch noch ein Stückchen Segeltuch als Kopfkissen zusammengerollt hatte, ließ sich Quiqueg auf sein letztes Lager betten, um zu sehen, ob es ihm auch bequem sei. Ein paar Minuten lag er regungslos da, dann bat er einen der Umstehenden, aus seinem Seesack den kleinen Gott Yojo zu holen. Als er ihn hatte, kreuzte er die Arme darüber und drückte ihn an die Brust,

und schließlich wollte er auch noch, dass man den Sargdeckel über ihm schliesse. Der Deckel drehte sich in seinen Scharnieren und klappte zu, sodass kaum mehr als das Gesicht zu sehen war. »So ist es ganz gut«, murmelte er schließlich in seiner heimatlichen Sprache; dann ließ er sich wieder in seine Hängematte zurückbringen.

Doch nun, da alle Vorbereitungen für seinen Tod getroffen waren und der Sarg sich als recht behaglich erwiesen hatte, nun erholte sich Quiqueg auf einmal wieder. Bald zeigte es sich, dass die Kiste des Zimmermanns nicht mehr gebraucht würde. Als alle, die davon erfuhren, ihre Freude und ihre Überraschung ausdrückten, erzählte er uns auch den Grund für seine rasche Gesundung: Im letzten Augenblick war ihm eingefallen, dass er an Land noch eine kleine Verpflichtung zu erledigen hatte, die in Vergessenheit geraten war. Deshalb hatte er sich die Sache mit seinem Tod anders überlegt; er durfte noch nicht sterben. Als man ihn fragte, ob er nach Belieben leben oder sterben könne, antwortete er: Gewiss. Kurz und gut, Quiqueg war überzeugt, dass man nicht sterben müsse, wenn man entschlossen sei, am Leben zu bleiben. Nur ein Wal, ein Sturm oder sonst eine unberechenbare, sinnlose Gewalt könne einen vernichten.

So kam Quiqueg in kurzer Zeit wieder zu Kräften. Ein paar Tage saß er noch etwas schlapp auf dem Spill herum, hatte aber einen gesunden Appetit; dann sprang er mit einem Mal auf, streckte Arme und Beine, dass es knackte, gähnte ein wenig, und dann stand er plötzlich mit erhobener Harpune

im Bug seines aufgeheißten Bootes. Er sei jetzt wieder kampfbereit, erklärte er.

In seinem wilden Übermut benutzte er fortan seinen Sarg als Seekiste. Er leerte den ganzen Inhalt seines Seesacks hinein und brachte alles in Ordnung. Viele freie Stunden verwendete er darauf, auf dem Deckel nach allen Regeln der Kunst groteske Figuren und Zeichnungen anzubringen. Es schien dabei, dass er sich mühte, die verschlungenen Tätowierungen auf seinem Körper nachzubilden, die ihm einst ein Prophet seines Volkes als geheimnisvolle Hieroglyphen auf den Leib geschrieben hatte.

Wir fuhren an den Baschi-Inseln vorbei und gelangten endlich in die Südsee. Hätten mir nicht allerlei Erlebnisse und düstere Ahnungen die Stimmung verdorben, ich hätte den Pazifischen Ozean freudig begrüßt, denn jetzt erfüllte sich ein sehnlicher Wunsch meiner Jugend. Tausend Meilen vor mir dehnte sich in heiterer Bläue der Stille Ozean.

Unbeeindruckt von solchen Gedanken und Vorstellungen stand Ahab wie ein ehernes Standbild an seinem gewohnten Platz und atmete gleichgültig den süßen Duft, der von den Baschi-Inseln herüberwehte; ihn verlangte nach dem salzigen Hauch, der von dem neuen Meer herüberkam, wo jetzt eben der verhasste Weiße seine Bahn zog. Endlich war er in den Gewässern, die er sich nach langer Kreuzfahrt selbst zum Ziel gesetzt hatte. Seine Lippen pressten sich zusammen, die Adern auf seiner Stirn schwellen an, und selbst des Nachts hörte man seine Stimme durchs Schiff: »Vorwärts! Vorwärts! Der weiße Wal spuckt dickes Blut!«

Um das milde, sommerlich kühle Wetter dieser Breiten auszunutzen und seine Vorbereitungen für künftige arbeitsreiche Tage zu treffen, hatte Perth, der rußige, schmierige, alte Schmied, seine tragbare Schmiede nicht wieder in den Laderaum hinuntergeschafft. Er hatte sie vielmehr an Deck belassen, nachdem er mit der Arbeit in Ahabs Bein fertig geworden war. Sie stand an Deck, wo sie neben dem Vormast festgemacht war. Ununterbrochen kamen jetzt die Bootsführer und Harpuniere mit ihren Anliegen zu ihm, denn an den verschiedenen Waffen und an den Bootsausrüstungen gab es eine Menge zu verbessern, zu reparieren oder neu anzufertigen. Oft standen sie ungeduldig im Kreis um den Schmied und warteten, die Spaten, Lanzen spitzen und Harpunen in den Händen, bis sie an die Reihe kamen. Für die rußigen Hände gab es genug zu tun. Und doch führte der alte Mann geduldig seinen Hammer, ohne zu brummen oder zu murren oder ein verdrießliches Wort zu verlieren. Stumm, gemächlich, fast feierlich beugte er seinen immer krummen Rücken noch tiefer und arbeitete, als wäre Arbeit sein ganzer Lebensinhalt. Und so war es ja auch, ein armer Teufel auch er!

Eines Mittags stand Perth mit dem struppigen Bart zwischen der Schmiede und seinem Amboß, der auf einem Block aus Eisenholz ruhte. Mit der einen Hand hielt er eine Lanzen spitze in die Glut, mit der anderen betrieb er den Blasebalg. Da kam Kapitän Ahab daher; er trug einen kleinen, unansehnlichen ledernen Beutel. In einiger Entfernung von der Schmiede blieb er in düsteren Gedanken stehen, bis

Perth das Eisen aus dem Feuer nahm und auf dem Amboß zu hämmern begann, dass aus der glühenden Masse die Funken nach allen Seiten flogen, bis zu Ahab.

»Was machst du da?«, begann Ahab.

»Altes Metall schweiße ich wieder zusammen, Sir.«

»Und wird wieder alles glatt nach dieser Behandlung?«

»Ich will es hoffen, Sir.«

»Und du kriegst alles wieder glatt, gleichgültig, wie hart das Metall ist?«

»Ja, Sir, ich glaube schon.«

»Was? Dann schau her!«, rief Ahab. Er trat ungestüm auf Perth zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Schau her – hier! Kriegst du das auch wieder zusammen?« Er schüttelte den Lederbeutel, dass es klirrte, als wären lauter Goldstücke drin. »Ich will eine Harpune haben, die tausend Teufel nicht zerbrechen können, Perth, eine, die im Wal sitzt wie das eigene Flossenbein. Hier ist das Zeug dazu«, und damit warf er den Beutel auf den Amboß. »Schau her, Schmied, aufgelesene Nägel aus den stählernen Hufen von Rennpferden!«

»Hufnägel, Sir? Das ist das Beste und Härteste, was ein Schmied unter den Hammer kriegen kann.«

»Das weiß ich, Alter. Wenn du sie schmiedest, die halten zusammen wie Leim aus der Hölle. Rasch! Schmiede mir die Harpune. Zuerst zwölf Stäbe für den Schaft. Die drehst und hämmerst du zusammen, als wär's für eine Stahltrosse. Los! Ich blas' dir die Glut an.«

Als die zwölf Stäbe fertig waren, prüfte Ahab einen nach dem anderen, indem er sie einzeln um einen langen schweren Eisenbolzen wand. »Der hat einen Sprung!«, rief er beim letzten und warf ihn weg. »Den nimmst du noch einmal.«

Das geschah, und schon wollte Perth darangehen, die zwölf Stäbe zu einem zusammenzuschweißen, als Ahab seine Hand packte und sagte, dass er selbst sein Eisen schmieden wolle. Während nun Ahab keuchend und mit regelmäßigen Schlägen die glühenden Stäbe auf dem Amboß bearbeitete, die Perth ihm hinschob und die Flamme kerzengerade emporloderte, schlich einer von den Fremden aus Ahabs Boot vorüber. Er neigte das Haupt vor dem Feuer, als wolle er Fluch oder Segen für die Arbeit erbitten. Ahab blickte auf, und der Fremde verschwand. Endlich kam der Schaft, der jetzt eine einzige, feste Eisenstange war, zum letzten Mal ins Feuer; doch als Perth, um sie zu löschen, die Stange in die nächste Wassertonne steckte, dass es zischte, da schoss der kochende Dampf Ahab ins vorgebeugte Gesicht.

»Willst du mich brandmarken?« Ahab wand sich vor Schmerz. »Ich hab' mir wohl mein eigenes Brandeisen geschmiedet?«

»Um Gottes willen, nein. Aber vor einem habe ich Angst, Kapitän Ahab. Ist das etwa die Harpune für den weißen Wal?«

»Für den weißen Teufel, du hast recht. Jetzt aber die Widerhaken. Die musst du selber machen, Mann. Hier sind meine Rasierklingen, bester Stahl. Hier, und jetzt mach mir die Haken so scharf wie

Eiskristalle!«

Der alte Schmied sah sich die Klingen an, als seien sie ihm für diesen Zweck zu schade.

»Nimm sie, Mann, ich brauche sie nicht mehr. Ich schabe mich nicht mehr, ess' kein Abendbrot mehr und bete nicht mehr, bis – los jetzt, fang an!«

Wie Pfeilspitzen saßen die Harpunenhaken schließlichs am Schaft. Der Schmied wollte sie eben ein letztes Mal erhitzen, bevor er sie löschte, und rief Ahab zu, er solle das Wasserfass näher schieben.

»Nein, nein, kein Wasser dafür, nicht für meine Todeswaffe! Ahoi, Taschtego, Quiqueg und Daggo, ihr Heidensöhne, her zu mir. Gebt ihr mir so viel Blut, dass ich den Haken eintauchen kann?« Er hielt ihn hoch empor, und drei dunkle Köpfe nickten. »Ja.« Dreimal stach er hinein, und der Widerhaken für den weißen Wal war gehärtet.

»Ich taufe euch im Namen des Teufels!«, heulte er wie im Wahnsinn, als das Eisen das Blut aufzog.

Dann überprüfte Ahab die Reservestöcke, die man von unten heraufgeholt hatte, und wählte sich einen aus Hickory-Holz aus, der noch die Rinde trug. Daran steckte er sein Eisen. Eine Rolle neuer Leinen wurde aufgewickelt, am Spill festgemacht und straff gespannt. Ahab setzte den Fuß darauf, dass sie summt wie eine Harfensaite. Er beugte sich prüfend darüber und konnte keinen Fehler bemerken. »Gut so! Und jetzt die Bändsel!«

Das eine Ende des Seils wurde aufgedreht, und die einzelnen Stränge wurden rund um die Harpuntille geschlungen und geflochten. Der Stock wurde dann tief in die Tülle getrieben. Eisen, Stock

und Leine waren am Ende unauflöslich miteinander verbunden. Ahab nahm seine Waffe und schritt mit finsterem Gesicht davon, wobei sein Knochenbein und der Harpunenstock dumpf auf den Decksplancken dröhnten.

Immer tiefer drang die »Pequod« in das Zentrum der japanischen Fanggründe vor, und immer mehr Arbeit gab es dementsprechend an Bord. Oft hatten die Männer bei mildem, angenehmem Wetter zwölf, fünfzehn, achtzehn, sogar zwanzig Stunden ohne Unterbrechung in den Booten zu tun. Sie ruderten, segelten, paddelten hinter den Walen her, oder sie warteten sechzig bis siebzig Minuten, bis die Tiere wieder auftauchten. Und oft genug hatten sie bei allen Anstrengungen nur geringen Erfolg.

Und doch war es schön, bei stillem Wetter den ganzen Tag auf der nur leicht bewegten See im Boot dahinzugleiten, den Wellen zu lauschen, die am Dollbord⁸ sanft entlangstrichen wie schnurrende Katzen. Das waren die Augenblicke eines scheinbaren Friedens, da man, in den Anblick der Ruhe und Schönheit des Meeres versunken, das Untier der Tiefe und die Gefahren vergessen konnte.

Lauter und lustiger ging es auf dem Schiff zu, das uns der Wind zuwehte, einige Wochen, nachdem Ahabs Harpune geschmiedet worden war.

»Junggeselle« hieß es, ein Schiff aus Nantucket, das gerade das letzte Fass Öl verstaubt hatte, tief unten im überfüllten Laderaum. Jetzt segelte es freudig, herausgeputzt wie zu einem Ferienaussflug und auch ein wenig prahlerisch, zwischen den weitver-

reuten Schiffen im Fanggebiet umher, um dann der Heimat entgegenzusteuern.

Die drei Männer oben in den Toppen trugen lange rote Bänder an den Mützen. Am Heck hing kieloben ein Fangboot und am Bugspriet⁹ der lange Unterkiefer des Wals, der zuletzt erlegt worden war. Überall wehten von der Takelung bunte Fahnen und Signalwimpel. An den drei Mastkörben waren seitlich je zwei Fässer mit Walrat festgemacht, darüber in den Salingen des Großmasts hingen kleinere Tonnen mit derselben kostbaren Flüssigkeit, und ganz oben am Flaggenknopf hatten sie eine Messinglampe festgenagelt.

Wie sich später herausstellte, hatte die »Junggeselle« mit ganz besonderem Erfolg Jagd gemacht, was umso erstaunlicher war, als viele andere Schiffe in den gleichen Gewässern monatelang gekreuzt waren, ohne auch nur einen einzigen Wal zu töten. Sie hatte nicht nur tonnenweise Rindfleisch und Brot weggegeben, um Platz für den viel kostbareren Walrat zu schaffen, sondern sie hatte auch noch von den Schiffen, die ihr begegneten, zusätzliche Fässer eingetauscht, und diese standen jetzt an Deck aufgereiht, und sie standen in der Kajüte des Kapitäns und in den Räumen der Steuerleute. Sogar der Kajütentisch war zu Feuerholz zerschlagen worden, so dass die Mannschaft jetzt auf einem breiten Ölfass ihre Mahlzeiten zu sich nahm, das in der Messe auf dem Boden festgemacht worden war. Im Mannschaftsraum waren sogar die Seekisten der Leute geteert und mit Walrat gefüllt worden. Im Spaß

wurde behauptet, der Koch habe seinen größten Topf gefällt und mit einem Deckel verschlossen, der Steward habe die Reservekaffeekanne gefüllt, die Harpuniere hätten die Tüllen ihrer Eisen aufgefüllt; es sei überhaupt alles an Bord mit Walrat vollgestopft – mit Ausnahme der Hosentaschen des Kapitäns, denn diese seien reserviert für seine Hände, wenn er sie, voll Stolz und Befriedigung über den guten Fang, hineinstecken wolle.

Als dieses glückliche Schiff auf die düstere »Pequod« zufuhr, drang vom Vordeck barbarischer Trommelklang zu uns herüber. Beim Näherkommen bemerkten wir, dass eine Schar von Männern rings um einen riesigen Trankessel stand, der mit der pergamentartigen Magenhaut eines Fisches bezogen war und unter den Fäusten der Matrosen laut dröhnte. Auf dem Achterdeck tanzten die Steuerleute und Harpuniere mit den olivenfarbenen Mädchen, die mit ihnen von den polynesischen Inseln durchgebrannt waren, und über ihnen, in einem geschmückten Boot, das zwischen Vor- und Hauptmast aufgehängt war, standen drei Neger aus Long Island und spielten mit weißschimmernden Fiedelbogen aus Walfischbein für die lustige Schar auf. Indessen machten sich andere unter großem Geschrei am Mauerwerk des Tranofens zu schaffen, aus dem sie den riesigen Kessel herausgenommen hatten. Sie rissen die Steine heraus, als gälte es, eine verhasste Festung zu zerstören, und warfen sie, die jetzt überflüssig geworden waren, samt dem Mörtel ins Meer.

Herr und Meister des Schauspiels war der Kapi-

tän, der hoch oben auf dem Achterdeck stand und alles überblicken konnte, als werde das Ganze nur zu seiner eigenen Unterhaltung veranstaltet.

Auch Ahab stand auf seinem Achterdeck, zottig, finster und verbissen; und als die beiden Schiffe aneinander vorbeifuhren – das eine voll Jubel und Freude über das Erreichte, das andere belastet mit düsteren Ahnungen –, da genügte ein Blick auf die Kapitäne, um den schneidenden Gegensatz zu erkennen.

»Komm rüber, komm an Bord!«, rief fröhlich der Kapitän der »Junggeselle« und hob ein Glas und eine Flasche.

»Hast den weißen Wal gesehen?«, knirschte Ahab als Antwort. »Nein, nur von ihm gehört. Ich glaub' gar nicht, dass es ihn gibt«, sagte der andere wohlgelaunt. »Komm lieber rüber!«

»Ihr seid verdammt lustig. Fahr weiter. Hast Leute verloren?«

»Nicht der Rede wert – zwei Eingeborene, das ist alles. Komm doch rüber, alter Freund, sollst auch lustig sein. Komm, bei uns ist Stimmung. Ein vollgeladenes Schiff auf der Heimfahrt!«

»Der Narr tut so vertraulich«, brummte Ahab vor sich hin. Dann rief er wieder laut: »Ein vollgeladenes Schiff auf der Heimfahrt, sagst du. Nun, wir sind ein leeres Schiff auf Fangreise. Geh deinen Weg wie ich den meinen. Vorwärts ihr Leute, setzt Segel und luven!«¹⁰

Und so lief das eine Schiff fröhlich vor dem Wind, und das andere kämpfte verbissen dagegen

an. So schieden sie voneinander. Die Mannschaft der »Pequod« blickte noch lange ernst hinter der entschwindenden »Junggeselle« her; aber dort achtete niemand darauf, denn dort war man beim Feiern. Ahab lehnte sich über die Heckreling; auch er sah dem Schiff nach, das nach der Heimat fuhr. Dann zog er aus der Tasche ein kleines Fläschchen mit Sand. Sein Blick verweilte auf dem Fläschchen, das ferne Erinnerungen in ihm wachzurufen schien. Es enthielt Sand aus dem Hafen von Nantucket.

Vielleicht war von dem Glück der »Junggeselle« auch für uns noch etwas übriggeblieben. Denn am Tage nach unserer Begegnung kamen Wale in Sicht. Vier wurden erlegt, einer davon durch Ahab.

Es war schon spät am Nachmittag, als der blutige Kampf zu Ende ging. In einem wunderbaren Abendrot flossen Meer und Himmel ineinander, Sonne und Wal erstarben zusammen.

Ahab wurde wieder ruhiger, aber diese Ruhe ging bald über in neue düstere Stimmungen. Er hatte vom Wal abgelegt, saß nun im Boot und betrachtete aufmerksam die letzten Regungen seines Opfers. Der seltsame Anblick des sterbenden Pottwals – wie er den Kopf der Sonne zuwendet, ehe er stirbt –, dieses seltsame Schauspiel an diesem ruhigen Abend erfüllte selbst Ahab mit nie gekannter Ergriffenheit.

»Auch er wendet sich, langsam, doch unbeirrbar, in seinen letzten Todeszuckungen der Sonne zu. Auch er, das größte und mächtigste Geschöpf der Erde.« Ahab versank in einer Flut düsterer Gedanken.

Die vier getroffenen Wale waren an diesem Abend weit voneinander verendet; der eine in Luv, der andere nicht fern davon in Lee, einer voraus und einer achtern. Die drei letzten wurden noch vor Einbruch der Dunkelheit längsseits gebracht. Aber der in Luv konnte vor dem nächsten Morgen nicht erreicht werden, und das Boot, das ihn erlegt hatte, musste die ganze Nacht bei ihm liegenbleiben. Es war Ahabs Boot.

Dem toten Wal wurde eine Stange ins Spritzloch gesteckt und daran eine Laterne befestigt, deren flackernder Schein auf den schwarzen Rücken und weit hinauf auf die bewegte See fiel, die sich an den Flanken des Tieres wie eine leise Brandung murmelnd brach.

Ahab und seine ganze Bootsmannschaft schienen eingeschlafen zu sein bis auf einen, dem sich Ahab besonders anvertraute. Er hatte sich im Bug zusammengekauert und beobachtete nun die Haie, wie sie gespenstergleich den Wal umspielten und mit ihren Schwänzen gegen die leichten Zedernplancken des Bootes schlugen, dass es unheimlich tönte.

Da fuhr auch Ahab aus seinem unruhigen Schlummer und sah die Augen des anderen auf sich gerichtet. Im Mantel der Nacht saßen die beiden da wie die letzten Menschen in einer überfluteten Welt. Als endlich der Morgen dämmerte, erwachte die Mannschaft und richtete sich auf. Noch vor Mittag brachten sie den toten Wal zum Schiff.

Endlich kam die Fangzeit am Äquator näher, und jeden Tag, wenn Ahab aus seiner Kajüte kam und den Blick nach oben richtete, stand der Rudergän-

ger aufmerksam an seiner Spake, eilten die Matrosen auf Deck voll Eifer an die Brassen,¹¹ dort blieben sie dann nicht selten stehen, um die Dublone am Großmast zu betrachten. Ungeduldig warteten sie auf den Befehl, den Kurs auf den Äquator zu nehmen. Nicht lange hatten sie zu warten. Es war hoher Mittag. Ahab saß im Bug seines hochgeheißten Bootes und war, wie es seine tägliche Gewohnheit war, dabei, die geografische Breite festzustellen. Endlich hatte er seine Berechnungen abgeschlossen und mit Bleistift auf seinem Knochenbein genaue Notizen gemacht. Dann verfiel er wieder in tiefes Grübeln und sprach für sich: »Sonne, du mächtiger Lotse, sage mir, wo ich bin, wohin ich gerate. Weißt du, wo der andere in diesem Augenblick die See durchpflügt? Wo ist Moby Dick? Du siehst ihn gerade jetzt, wie du alles siehst, was hinter unseren Horizonten ist.«

Dann starrte er wieder auf den Quadranten und betastete nacheinander all die zahllosen geheimnisvollen Teile. Wieder versank er in Nachdenken und murmelte vor sich hin. »Törichtes Spielzeug, kindisches Zeug für hochnäsige Admirale, Kommodore und Kapitäne, die Welt prahlt mit dir und deiner Macht und Kunst. Aber was vermagst du denn schon? Aber was kannst du denn schon tun? Nichts, als mir den armseligen, erbärmlichen Punkt zu zeigen, wohin dich der Zufall, treibt, wo dich meine Hand hält. Nicht mehr. Weg mit dir, verdammt Ding!« Er schleuderte den Quadranten auf Deck. »Von dir lass' ich mich nicht länger führen. Dem

Kompass will ich folgen, nicht dir.« Er stieg aus dem Boot. »Zertrampeln will ich dich, du lächerliches Ding, das mir nur den Weg zum Himmel weist. So zertrete ich dich.«

Während der alte Mann wie rasend seine Flüche ausstieß und mit seinem toten und seinem lebendigen Bein das empfindliche Gerät zerstampfte, trat auf das sonst regungslose Gesicht seines Vertrauten aus dem Boot ein Lächeln, aus dem ein höhnischer Triumph sprach, der Ahab zu gelten schien, aus dem aber zugleich Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung über eigene Geschick sprachen. Unbemerkt erhob er sich und schlich davon, während die Matrosen, zutiefst erschrocken über den Anblick ihres Kapitäns, auf das Vorschiff zurückwichen. Der Schrecken löste sich erst, als Ahab schrie: »An die Brassen! Und anluven! Vorwärts!«

Sofort schwangen die Rahen¹² herum.

Starbuck, der beide, Ahab und das Schiff, genau im Auge behalten hatte, brummte so, dass es nur Stubb hören konnte: »Ich habe an Feuern gesessen und ihr jäh aufflammendes Leben gesehen; und ich habe gesehen, wie sie zuletzt zusammensanken und zu Asche zerfielen. Alter Seefahrer! Auch von deinem Feuer wird am Ende nichts bleiben als ein Häuflein Asche.«

Die wärmsten Himmelsstriche bergen die grausamsten Gefahren. In den duftenden, immergrünen Wäldern Bengalens lauert der Tiger, das tropisch üppige Kuba kennt den verheerenden Tornado, der die Länder des Nordens niemals heimsucht. Und so

begegnet der Seefahrer in der leuchtenden Japan--See dem furchtbarsten aller Stürme, dem Taifun, der zuweilen aus einem wolkenlosen Himmel herniederstürzt wie eine Bombe auf eine schlafende Stadt.

An jenem Tag hatte der Sturm der »Pequod« alle Segel zerfetzt. Mit nacktem Mast war sie dem Kampf gegen den Taifun ausgesetzt, der sie direkt von vorne anfiel. Als es dunkel wurde, brüllten Himmel und Meer, der Donner schmetterte dazwischen, die Blitze beleuchteten ein Schiff, an dessen Masten nur noch hier und da ein paar Fetzen flatterten, die der Sturm in seiner ersten Wut noch übriggelassen hatte.

Starbuck stand auf dem Achterdeck und hielt sich an den Wanten fest. Bei jedem Blitzstrahl starrte er nach oben, um zu sehen, was dort im Gewirr der Takelung an neuem Unheil angerichtet war. Stubb und Flask ließen unterdessen durch die Mannschaft die Boote höher ziehen und fester machen. Aber alle Mühe war offenbar umsonst. Ahabs Boot, das auf Luv ganz oben hing, entging seinem Schicksal dennoch nicht. Eine Woge rollte mächtig heran, schmetterte gegen das Schiff und zerschlug den Boden des Bootes, sodass das Wasser unten heraustropfte wie aus einem Sieb.

»Da hast du's!«, schrie Starbuck und packte Stubb an der Schulter und deutete nach Luv. »Merkst du was? Der Sturm kommt direkt von Osten, aus der Richtung, wo Ahab Moby Dick sucht. Genau, wohin er seit heute Mittag steuert. Und schau dir das Boot an. Wo ist das Leck? Genau dort,

wo er immer steht. An seinem Platz ist das Loch.«

»Ich versteh' nicht ganz. Was ist mit dem Wind?«

»Ja, so ist es. Ums Kap Hoorn herum ist der kürzeste Weg nach Nantucket«, sprach Starbuck auf einmal nur noch für sich, ohne auf Stubbs Frage zu antworten. »Der Sturm hämmert auf uns ein und will uns zerschlagen. Es könnte aber auch ein günstiger Wind sein, der uns nach Hause treibt. Vor uns ist schwarze Hölle. Aber dort, wo es nach Hause geht, dort hellt es sich auf, aber nicht von Blitzen.«

In diesem Augenblick, als es zwischen zwei Blitzen wieder stockfinster war, vernahm er in seiner Nähe eine Stimme, und fast gleichzeitig rollte der Donner.

»Wer ist da?«

»Ich bin's, der alte Donnerer.« Ahab tastete sich an der Reling entlang zu seinem Bohrloch hin. Da erhellten ihm plötzlich feurige Lanzen den Weg.

Wie Kirchturmspitzen an Land ihre Blitzableiter haben, die die gefährlichen Ströme in die Erde ableiten sollen, so haben auch manche Schiffe ihre Blitzableiter an jedem Mast, um die Ströme ins Meer abzuleiten. Diese Leiter müssen in beträchtliche Tiefen reichen, um nicht mit dem Schiffsrumpf in Berührung zu kommen. Um aber das Ende nicht beständig nachschleppen zu müssen, was allerlei Beschädigungen bedeuten könnte, hängt man den unteren Teil des Blitzableiters nicht dauernd über Bord, sondern er liegt – aus schlanken Kettengliedern gefertigt – zusammengerollt da und wird erst bei Bedarf über Bord geworfen.

»Die Ketten her! Die Ketten her!«, schrie Starbuck der Mannschaft zu. Der grelle Blitz und die züngelnden Flammen, die Ahab den Weg zu seinem Standplatz gewiesen hatten, waren ihm in die Glieder gefahren. »Sind sie über Bord? Werft sie aus! Vorn und achtern! Schnell!«

»Halt!«, rief Ahab dazwischen. »Wir kämpfen ehrlich, auch wenn wir die Schwächeren sind. Die sollen Blitzableiter auf dem Himalaya oder auf den Anden aufstellen und die ganze Welt vor Blitzschlag schützen. Aber wir pfeifen auf solche Vorteile. Lass sie liegen!«

»Seht doch nach oben! Seht doch!«, rief Starbuck. »Sankt-Elms-Feuer!¹³ Sankt-Elms-Feuer!«

Auf den Rahen tanzte fahles Feuer, auf den drei Spitzen der Blitzableiter saßen weiße Flammen, und die drei hohen Masten schienen in der schwefelgeladenen Luft still zu brennen wie drei riesige Wachskerzen vor einem Altar.

»Verfluchtes Boot! Zum Teufel damit!«, schrie in diesem Augenblick Stubb. Ein Brecher hatte sein Boot emporgehoben, als er es eben noch fester lassen wollte, und ihm dabei die Hand an die Bordwand gequetscht. »Verfluchtes Ding!« Er glitt zurück auf das Deck und sah plötzlich ringsum die Flammen. Rasch änderte sich sein Ton. »Elms--Feuer! Elms-Feuer! Erbarmen. Erbarmen.«

Für Seeleute sind Flüche etwas Alltägliches. Sie fluchen inmitten der Flaute, sie fluchen, wenn sie der Sturm schüttelt und wenn unter ihnen die See kocht. Aber auf allen meinen Fahrten habe ich kaum

je einen der gemeinen Flüche gehört, wenn Gottes feuriger Finger sein Menetekel auf ein Schiff schrieb.

Solange das fahle Feuer dort oben brannte, stand die Mannschaft schweigend und wie gebannt dicht gedrängt auf dem Vordeck. Ihre Augen leuchteten unheimlich in dem bleichen Licht wie ferne Sternenbilder. In diesem geisterhaften Licht schien der riesige Neger Daggo noch riesenhafter, eine schwarze Wolke, aus der der Donner drohte. Aus Taschtegos halb geöffnetem Mund schimmerten weiß seine Haifischzähne, so seltsam, als seien auch sie Sankt-Elms-Feuer. Und Quiquegs Tätowierungen leuchteten in diesem Licht wie bläuliche Höllenflammen.

Die Erscheinung verschwand, als das bleiche Feuer dort oben allmählich erlosch. Wieder bedeckte das schwarze Leichentuch der Nacht die »Pequod« mit allen ihren Männern. Nach einer Pause des Schweigens trat Starbuck vor und stieß gegen jemanden. Es war Stubb. »Na, was sagst du jetzt, Mann? Ich habe dich schreien hören. Das klang anders als dein Gebrüll vorhin.«

»Zum Teufel, das verstehst du nicht. Ich sagte, die Elms-Feuer sollen Erbarmen mit uns haben. Ich hoffe das auch jetzt noch. Die haben auch Erbarmen mit einem lachenden Gesicht, nicht nur mit einem säuerlichen. Schau, Starbuck – aber zum Schauen ist's zu dunkel – also hör her: Ich glaube, die Flammen im Mast bedeuten Glück für uns. Vielleicht steigt das Öl aus dem Laderaum hoch hinauf in die Masten, wie der Saft im Baum. Ja, und dann

brennen unsere Masten wie drei Walratkerzen – ein gutes Vorzeichen also.«

Doch da sah Starbuck, wie Stubbs Gesicht plötzlich wieder heller hervortrat. Ein Blick nach oben, und er schrie: »Seht! Seht!« Wieder züngelten die Flammen, noch unheimlicher, noch bleicher als beim ersten Mal.

»Die Sankt-Elms-Feuer! Erbarmen! Habt Erbarmen!«, flehte Stubb abermals. Die anderen erstarrten wie gebannt im Stehen, im Gehen, im Laufen und richteten ihren Blick nach oben.

»Ja, schaut nur hinauf!«, rief Ahab. »Seht's euch an und merkt's euch. Die weiße Flamme weist uns den Weg zum weißen Wal!«

»Das Boot! Das Boot!«, unterbrach ihn Starbuck. »Seht Euer Boot!« Ahabs Harpune, in Perths Feuer gehärtet, war in Ahabs Boot festgelascht geblieben und ragte ein Stück über den Bug hinaus. Aber die Woge, die den Boden des Fahrzeugs zertrümmert hatte, hatte auch die lose Lederscheide fortgespült. Und auf der scharfen Stahlspitze züngelte jetzt waa-grecht eine bleiche gespaltene Flamme, lautlos und unheimlich wie eine Schlangenzunge. Als Starbuck das sah, packte er Ahab am Arm. »Gott, Gott selbst ist gegen Euch, alter Mann! Brecht die Reise ab. Sie hat unter schlimmen Vorzeichen begonnen, schlimm geht sie weiter. Kehren wir um, solange es noch geht, ein günstiger Wind trägt uns nach Hause.«

Als die Mannschaft, die sich vor Entsetzen nicht gerührt hatte, Starbucks Worte hörte, stürzte sie an die Brassen, obwohl kein Segel mehr oben war. In

diesem Augenblick hatten alle nur den einen Gedanken, den der Steuermann ausgesprochen hatte. Ihr Geschrei klang fast nach Meuterei. Da warf Ahab rasselnd die Blitzableiterkette auf die Planken, griff nach der feurigen Harpune und schwang sie wie eine Fackel über sie. Dabei schwor er, er werde den ersten Matrosen, der auch nur ein Tauende loszumachen wage, damit durchbohren. Die Männer erstarrten zu Stein, als sie ihn so sahen, und wichen scheu zurück vor der feurigen Waffe in seiner Hand.

»Ihr seid durch einen Eid gebunden, den weißen Wal zu jagen wie ich, mit Leib und Seele und Herz und Leben. Und damit ihr wisst, wie dieses Herz schlägt, schaut her: So blase ich die letzte Furcht von euch.« Und mit einem einzigen Hauch löschte er die Flamme.

Bei diesen letzten Worten Ahabs packte manchen Matrosen das Grauen, sodass er floh.

Während der Taifun am wütendsten raste, war der Mann am knöchernen Ruder bei den heftigen Stößen mehrmals aufs Deck geschleudert worden, obwohl der Balken durch ein Tau vorsorglich gesichert worden war. Aber etwas Spielraum musste das Ruder ja haben.

Wenn ein Schiff im schweren Sturm wie ein Federball hin und her geschleudert wird, dann ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, dass die Kompassnadel in gewissen Abständen rundherum läuft. So war es auch auf der »Pequod«; fast bei jeder Bö konnte der Mann am Ruder beobachten, wie sie rasend auf der Windrose herumwirbelte, ein Anblick,

der wohl keinen ganz ungerührt lässt.

Einige Stunden nach Mitternacht flaute der Sturm so weit ab, dass es den vereinten Anstrengungen Starbuck und Stubbs – dem einen vorne, dem anderen achtern – gelang, die zerfetzten Reste der Segel von den Raben zu schneiden, dass sie nach Lee davonflogen, wie die Federn, die der Sturmvogel im Fluge dem Wind überlässt.

Neue Segel wurden gesetzt und gerefft,¹⁴ achtern wurde noch ein Sturmsegel gesetzt, sodass das Schiff bald wieder auf sicherem Kurs lag. Der Rudermann, der während des Sturmes mehr oder weniger sich den jeweiligen Zufällen angepasst hatte, konnte jetzt, den Anweisungen gemäß, genau nach Ostsüdost steuern. Und als er jetzt das Schiff genau auf diesen Kurs brachte und nach dem Kompass sah, da schien – ein gutes Zeichen! – der Wind zu drehen. Jawohl, aus dem widrigen Wind wurde eine freundliche Brise.

Angesichts dieser verheißungsvollen Wende stimmte die Mannschaft ein lustiges Lied an, denn alle bösen Ahnungen schienen sich als falsch zu erweisen.

Da es einen Befehl des Kapitäns gab, ihm sofort und zu jeder Zeit alle wichtigen Änderungen auf Deck mitzuteilen, begab sich Starbuck widerwillig und missgelaunt hinunter, um Kapitän Ahab Meldung zu machen.

Doch ehe er an die Tür der Kapitänskajüte klopfte, blieb er unwillkürlich stehen. Die Lampe drinnen schwang in weiten Zügen hin und her; sie

brannte hell, und ihr unruhiges Licht warf bewegte Schatten auf die verriegelte Tür des Alten, eine Tür aus dünnen Brettern, die oben statt einer Füllung nur mit festem Tuch bespannt war. Die Kajüte hier unten lag so fern von aller Welt, dass sich inmitten der wütenden Elemente eine summende Stille ausbreitete. Die geladenen Musketen in ihrem Ständer an der Wand schimmerten im Zwielight. Starbuck war ein ehrlicher, aufrechter Mann. Und doch regte sich in seinem Herzen beim Anblick der Musketen ein seltsamer, böser Gedanke, ohne dass er sich zunächst darüber im klaren war.

Einmal hätte er mich beinahe erschossen, dachte er und murmelte halblaut vor sich hin. Ja, dort steht die Muskete, die er auf mich richtete. Ja, die muss es sein, Ich will sie doch einmal anfassen, einmal herausnehmen. Seltsam, dass ich, der ich doch so viele tödliche Lanzen geschwungen habe, in diesem Augenblick zittere. Ist sie geladen? Ich muss es wissen. Ja – dachte mir's doch – Pulver auf der Pfanne. Das ist nicht gut. Soll ich es lieber wegschütten? Augenblick mal – ich muss ruhiger werden, die Muskete ganz ruhig halten und dabei nachdenken. Ich bin hier, um ihm den günstigen Wind zu melden. Günstig? Wirklich? Günstig, um uns zur Hölle zu schicken, auf Moby Dick zu hetzen, Günstig nur für den verfluchten Fisch. Mit diesem Rohr hat er auf mich gezielt, genau mit dem, das ich hier halte. Damit hätte er mich abgeknallt, am liebsten die ganze Mannschaft abgeknallt. Vor keinem Sturm will er die Segel streichen, hat er das nicht gesagt? Und den Quadranten hat er zerschlagen und will in

dieser wilden See nur noch mit dem Kompass auskommen. Und jetzt, mitten im Taifun, hat er geschworen, dass er keine Blitzketten haben will. Soll dieser verrückte alte Satan die ganze Mannschaft mit in die Hölle nehmen? Kann man das dulden? – Dreißig Mann oder mehr bringt er um, wenn dem Schiff etwas zustößt. Und so weit kommt es sicher, wenn man ihn gewähren lässt. – Und wenn man ihn jetzt, in diesem Augenblick, aus dem Weg räumt – dann würde das Verbrechen unterbleiben. Was brummt er da im Schlaf? Ja, da liegt er und schläft – und schläft? Und lebt noch und wacht bald wieder auf, und dann bin ich dir nicht mehr gewachsen. Du hörst auf nichts, auf keine Vernunftsgründe, auf keine Bitten; alles verachtest du nur. Klarer Befehl und uneingeschränkter Gehorsam, das ist alles, was bei dir zählt.

Und wir haben dir einen Eid geleistet, dass wir alle Ahabs werden. Das kann Gott nicht wollen! – Gibt es denn keinen anderen Weg, einen rechtmäßigen Weg? – Ihn festsetzen und nach Hause schaffen? Unsinn! Dem Alten bei Lebzeiten das Kommando aus den Händen winden? Das kann nur ein Narr hoffen. Mit Tauen und Trossen gefesselt und in seiner Kajüte an Ringbolzen gekettet, er wäre schrecklicher als ein Tiger im Käfig. Das könnte ich nicht aushalten. Wohin sollte ich vor seinem Gebrüll fliehen? Ich hätte keine Ruhe und keinen Schlaf mehr auf dieser ganzen verdammten Reise. Und was bleibt uns dann noch? Bis zur nächsten Küste sind's Hunderte von Meilen, und Japan liegt noch am nächsten, aber dort darf man nicht landen.

Ich bin hier allein auf hoher See, und zwischen mir und dem Recht liegen zwei Ozeane und ein Kontinent. So steht's also. Ist denn der Himmel ein Mörder, wenn er einen, der auf Mord sinnt, mit dem Blitz erschlägt? Wäre ich ein Mörder, wenn ich...? Verstohlen blickte er zur Seite und drückte die Mündung der geladenen Muskete gegen die Tür.

In dieser Höhe schwingt seine Hängematte, und dort liegt sein Kopf. Ein Fingerdruck, und Starbuck bleibt am Leben und sieht Weib und Kind wieder. Und wecke ich dich nicht jetzt mit einem Todeschuss, alter Mann, wer weiß, in welche Tiefen ich und die Mannschaft vielleicht schon in einer Woche versinken. Großer Gott, wo bist du? – Soll ich? Soll ich nicht?

»Der Wind hat abgeflaut und gedreht, Sir. Vor- und Hauptsegel sind gesetzt und gerefft. Das Schiff liegt auf Kurs.«

»Vorwärts! Jetzt reiß' ich dir das Herz aus dem Leib, Moby Dick!« Der Alte sprach aus einem schweren Traum, als hätte ihn Starbuck zum Sprechen gebracht.

Noch immer lag die Muskete im Anschlag und stieß wie der Arm eines Betrunkenen gegen die Türfüllung. Starbuck schien mit dem Engel zu kämpfen. Er wandte sich ab und stellte die Muskete wieder zurück an ihren Platz. Dann ging er.

»Er schläft zu fest, Stubb. Geh du hinunter und weck ihn und mach ihm die Meldung! Ich muss mich hier auf Deck um die Dinge kümmern. Du weißt ja, was du zu sagen hast.«

Die »Pequod« steuerte jetzt südöstlichen Kurs

auf den Äquator zu, durch unbefahrene, einsame Gewässer, die kein Schiff durchpflügte, getrieben vom stetigen Passat, auf eintönigen, stillen Wellen. Es war wie die lauernde Ruhe vor verheerenden, gnadenlosen Stürmen.

Als sich das Schiff endlich den Randgebieten der Fanggründe am Äquator näherte und in der tiefen Finsternis, die dem Morgengrauen vorausgeht, an einer Gruppe kleiner Felseninselchen vorübersegelte, wurde die Wache – es war Flasks Wache – durch einen wilden, unerklärlichen Klageschrei, ein gespenstisches Wimmern, aufgeschreckt. Mann für Mann, wie sie gerade standen, saßen oder auf Deck lümmelten, erstarrten vor Entsetzen, solange sich dieser Schrei vernehmen ließ. Die Christen unter der Mannschaft behaupteten, es seien Meerjungfrauen, und schauderten; die heidnischen Harpuniere blieben gänzlich ungerührt; der älteste unter den Matrosen, ein Graukopf aus Man, meinte, die herzerreißenden Schreie seien die Stimmen von Ertrunkenen, die erst jüngst der Tod ereilt haben müsse.

Ahab, der unten in seiner Hängematte lag, hörte von all dem nichts, bis er beim Anbruch der Dämmerung an Deck kam. Flask berichtete ihm und ließ es auch an allerlei dunklen Andeutungen nicht fehlen. Doch der Alte lachte hohl auf und erklärte uns das Wunder ganz einfach.

Diese Felseninseln, an denen wir vorübergefahren waren, wimmelten von zahllosen Seehunden, die dort große Kolonien bildeten. Einige Jungtiere, die ihre Mütter verloren hatten, oder auch Mütter, die ihre Jungen verloren hatten, waren wohl in der

Nacht beim Schiff aufgetaucht und ein Stückchen mitgeschwommen, und dabei hatten sie so menschenähnlich gewimmert und geklagt. Diese Erklärung beunruhigte aber manchen Mann an Bord noch mehr. Die meisten Matrosen betrachteten Seehunde mit gewissen abergläubischen Gefühlen nicht nur wegen ihrer eigenartig klagenden Stimmen, sondern auch wegen ihres menschlichen Aussehens, wenn sie mit ihren runden Köpfen und fast intelligent anmutenden Gesichtern aus dem Wasser herübersehen. Auf See hat man in der Tat unter bestimmten Umständen schon Seehunde für Menschen gehalten.

Die bösen Ahnungen der Mannschaft sollten bereits an diesem Morgen eine höchst überzeugende Bestätigung erhalten. Bei Sonnenaufgang verließ einer von ihnen den Mannschaftsraum, um auf Wache im Vortopp¹⁵ zu gehen. Möglicherweise war er noch nicht ganz wach – Seeleute entern oft im Halbschlaf auf – wie es genau war, weiß man nicht – jedenfalls war er noch nicht lange oben, da hörte man einen lauten Schrei und einen Sturz. Und als die Deckwache hinauf blickte, sah sie noch, wie ein dunkles Etwas durch die Luft fiel, und als sie über Bord sah, Trieb nur noch ein Häuflein weißen Schaums auf der blauen See.

Die Rettungsboje, eine lange, schlanke Tonne, wurde vom Heck, wo sie immer hing, und nur auf einen Knopfdruck wartete, abgeworfen, aber keine Hand streckte sich aus, um danach zu greifen. Und da die Boje selbst in der Sonne allmählich aufge-

sprungen war, fällte sie sich langsam mit Wasser, das ausgedörrte Holz sog sich voll, und so folgte sie dem Mann hinunter in die Tiefe – ein Kissen für seine letzte Ruhe, wenn auch ein hartes.

So verschlang die See den ersten Matrosen der »Pequod«, der aufgeentert war, um den weißen Wal zu erspähen, im ureigenen Jagdgebiet des weißen Wals. Wahrscheinlich haben das damals nur wenige bedacht. Aber mancher behauptete nun zu wissen, was die Schreie in der Nacht zuvor bedeutet hätten.

Es galt, nach diesem Zwischenfall einen Ersatz für die verlorene Rettungsboje zu schaffen. Starbuck sollte sich darum kümmern. Da man aber keine Tonne finden konnte, die leicht genug gewesen wäre, und die Mannschaft im übrigen, je näher man dem Ziel der Fahrt kam, von einer fieberhaften Unruhe erfaßt wurde, mochte sich keiner mit dieser Arbeit abgeben. Darum ließ man zunächst das Heck ohne Boje, bis Quiqueg durch allerlei Zeichen und Andeutungen auf seinen Sarg hinwies.

»Ein Sarg als Rettungsboje!«, rief Starbuck überrascht. »Passt mir gar nicht«, sagte Stubb.

»Warum denn nicht?«, sagte Flask. »Der Zimmermann bringt das schon in Ordnung.«

»Also her damit. Ich weiß auch nichts Besseres«, sagte Starbuck, nachdem er eine Zeit lang düster vor sich hin gestarrt hatte. »Bring's in Ordnung, Zimmermann. Den Sarg, mein' ich, verstehst du. Herichten!«

»Und den Deckel zunageln, Sir?« Er schlug mit der Hand wie mit einem Hammer drauf.

»Ja.«

»Und die Nähte dicht machen, Sir?« Er fuhr mit der Hand hin und her wie mit einem Kalfatereisen.¹⁶

»Ja, und jetzt fang an. Eine Rettungsboje sollst du machen, und damit Schluss. Stubb und Flask, wir gehen nach vorne.«

»So, da geht er also und hat eine Wut im Bauch. Ich mag das nicht. Ich mache ein neues Bein für Kapitän Ahab und er trägt es wie ein Gentleman. Aber wenn ich für Quicueg eine Hutschachtel mache, dann will er seinen Kopf nicht hineinlegen. Und jetzt soll's nur ein Sarg werden? Mir gefällt das alles nicht, dafür bin ich mir zu gut. Ich bin kein Pfuschler. Ein Schiff mit einem Sarg am Schwanz? Mit dem Friedhofskübel? Na ja, ich scher' mich den Teufel drum. Wir arbeiten ums Geld und machen, was man von uns haben will, und dann machen wir's auch sorgfältig. Wie viele sind wir denn an Bord? Ach, ich hab's vergessen: Macht nichts. Ich hänge dreißig Rettungsleinen an den Sarg, jede drei Fuß lang. Und wenn dann das Schiff untergeht, dann können sich dreißig lebende Kerle um den Sarg raufen. Das wird's nicht oft geben unter der Sonne.«

Am nächsten Tag wurde ein großes Schiff gesichtet, das genau auf die »Pequod« zuhielt. Es war die »Rahel«. Auf allen ihren Rahen standen die Matrosen dicht gedrängt. Die »Pequod« fuhr gerade mit vollen Segeln flott dahin; doch als der Fremde aus Luv genau auf sie zuschoss, fielen unsere prächtig geblähten Segel in sich zusammen wie platzende Blasen, und das Schiff lag wie tot da.

»Das kann nichts Gutes bedeuten, der bringt uns

schlechte Nachrichten«, brummte der Alte aus Man. Doch ehe der fremde Kapitän, der schon mit dem Sprachrohr in der Hand im Boot stand, um zu uns herüberzurufen, begann, ließ sich Ahab vernehmen.

»Hast den weißen Wal gesehen?«

»Ja, gestern. Habt Ihr ein Walboot treiben sehen?«

Ahab ließ sich seine Freude nicht anmerken und verneinte die unerwartete Frage. Er wäre wohl an Bord des fremden Schiffes gegangen, wenn nicht der andere Kapitän an der Seite seines eigenen Fahrzeugs herabgeentert wäre. Ein paar kräftige Ruder schläge, und schon machte das Boot an der »Pequod« fest, und der Kapitän kam an Bord. Sofort erkannte Ahab in ihm einen Bekannten aus Nantucket, sodass eine umständliche Begrüßung überflüssig war.

»Wo war er? Und Ihr habt ihn nicht erlegt? Nicht erlegt?«, schrie Ahab aufgeregt. »Wie ist's denn zugegangen?«

Es stellte sich heraus, dass am Spätnachmittag des vorigen Tages drei von den Walbooten des Fremden die Verfolgung eines Rudels von Walen aufgenommen hatte und vier bis fünf Meilen hinter ihnen hergejagt waren. Während sie in Luv noch die Herde hetzten, tauchte plötzlich der weiße Buckel und der weiße Kopf Moby Dicks aus dem blauen Wasser auf, und zwar gar nicht weit ab in Lee. Daraufhin wurde sofort das vierte Boot, ein Reserveboot, das schon klargemacht war, zu Wasser gelassen, um die Jagd aufzunehmen. Nach kurzer Fahrt vor dem Wind schien dieses vierte Boot, das sch-

nellste von allen, auch Erfolg gehabt zu haben und am Wal festgekommen zu sein – wenigstens soweit es der Ausguck feststellen konnte. Er hatte gesehen, wie das Boot in der Ferne immer kleiner wurde, hatte noch gesehen, wie das Wasser weiß aufschäumte, und dann nichts mehr. Daraus schloss man, dass der getroffene Wal, wie es häufig vorkommt, mit seinen Verfolgern in die grenzenlose Weite davongeschwommen war. Man machte sich an Bord der »Rahel« wohl Gedanken, aber einen Grund für ernste Besorgnis sah man noch nicht. Man setzte Signalflaggen, die das Boot zurückrufen sollten; dann wurde es dunkel. Die »Rahel« musste zunächst die drei Boote in Luv wieder zusammenholen, ehe sie in der entgegengesetzten Richtung nach dem vierten suchen konnte. So wurde dieses Boot vorerst bis Mitternacht seinem Schicksal überlassen, ja, man entfernte sich sogar noch weiter von ihm. Als die drei Bootsbesatzungen schließlich sicher an Bord waren, setzen sie alle Segel und fuhren hinter dem vermissten vierten Boot her. In den Trankesseln brannte ein Signalfeuer, und der zweite Mann saß oben im Ausguck. So kamen sie nach längerer Fahrt zu der Stelle, wo sie das fehlende Boot vermutlich zuletzt gesehen hatten. Dort stoppten sie und ließen alle Fahrzeuge zu Wasser, um ringsum das Wasser abzusuchen. Doch da sie nichts fanden, segelten sie weiter, stoppten wieder und ließen wieder die Boote zu Wasser und machten so weiter, bis der Tag anbrach. Und dennoch fanden sie nicht die geringste Spur von dem vermissten Boot.

Nachdem der fremde Kapitän seine Geschichte erzählt hatte, fuhr er sogleich fort und erklärte den eigentlichen Grund seines Besuchs. Er wollte, dass die »Pequod« sich an seiner Suche beteilige. Wenn beide Schiffe in einem Abstand von vier oder fünf Meilen auf parallelem Kurs die See durchkämmten, dann könnten sie eine doppelt so große Fläche überblicken.

»Ich möchte wetten«, flüsterte Stubb Flask zu, »dass einer in diesem abgetriebenen Boot den besten Rock des Kapitäns davongetragen hat, vielleicht sogar die Uhr – drum hat er's wohl so verdammt eilig. Hat man so etwas schon einmal gehört? Zwei gottesfürchtige Walfänger hinter einem Fangboot her, das der Teufel geholt hat? Jetzt, mitten in der besten Fangzeit? Schau doch, wie bleich er ist, bleich bis in das Weiß der Augen – schau doch – das war nicht sein Rock...«

»Mein Sohn, mein eigener Sohn ist dabei. Um Gottes Willen, ich bitte Euch, ich beschwöre Euch!«, flehte der fremde Kapitän. Ahab hörte ihm mit eisigem Gesicht zu. »Ich chartere¹⁷ Euer Schiff für achtundvierzig Stunden; ich zahl' Euch gern dafür, und ich zahl' Euch gut dafür, wenn es sein muss; nur für achtundvierzig Stunden, nur dies, und Ihr müsst es tun – und Ihr werdet es tun!«

»Sein Sohn!«, schrie Stubb. »Er hat seinen Sohn verloren! Das mit dem Rock und der Uhr nehme ich zurück. Und was sagt Ahab dazu?

Wir müssen den Jungen retten.«

»Der ist in dieser Nacht mit den anderen ertrun-

ken«, sagte der Alte aus Man, der hinter ihnen stand. »Ich hab's gehört; ihr alle habt sie klagen hören.«

Der Zwischenfall, der der »Rahel« zugestoßen war, erwies sich deshalb als besonders folgeschwer, nicht nur weil in dem vermissten Boot ein Sohn des Kapitäns gesessen hatte, sondern ein zweiter Sohn noch in einem der anderen Boote war, die gleichzeitig nach der anderen Seite vom Schiff abgekommen waren. Der unglückliche Vater war deshalb in den qualvollsten Zwiespalt geraten.

Der Erste Steuermann griff dann ein und entschied, dass nach allgemeinem Walfängerbrauch in diesem Fall zuerst die größere Zahl von Menschen zu retten sei. Aber darüber wollte der Kapitän selbst offenbar nicht sprechen. Erst Ahabs eisige Zurückhaltung nötigte ihn, von seinem verlorenen Kind zu sprechen; denn es war noch ein Kind, ein Junge, der erst zwölf Jahre zählte. Die harte Vaterliebe eines Nantucketers hatte ihn schon so früh mit den Wundern und Gefahren des Berufs seiner Ahnen bekannt machen wollen.

Indessen suchte der Fremde noch immer, Ahab zu erweichen; aber der stand da wie ein Amboß, der die Schläge hinnimmt, ohne sich im geringsten erschüttern zu lassen.

»Ich gehe nicht, bis Ihr ja sagt. Tut das für mich, was ich in der gleichen Lage auch für Euch tun würde. Denn auch Ihr habt einen Jungen, Kapitän Ahab, einen kleinen Jungen, wohlbehütet zu Hause, das Glück Eures Alters. Ja, ja, Ihr könnt mir die Bitte nicht abschlagen – ich sehe es. Lauft Leute, lauft an

die Brassen!«

»Halt!«, schrie Ahab. »Keiner rührt ein Tau an.« Dann fuhr er fort und betonte jede Silbe: »Kapitän Gardiner, ich werde es nicht tun. Ich verliere jetzt schon meine Zeit. Lebt wohl, lebt wohl, Gott steh Euch bei, Mann. Und wenn ich mir's selbst nicht vergeben kann, ich muss weiter. Starbuck, sieh nach der Uhr im Kartenhaus. In drei Minuten sind die Fremden von Bord. Dann wieder anbrassen, und weiter geht's auf dem alten Kurs.«

Hastig wandte er sich ab und stieg hinunter in seine Kabine. Den fremden Kapitän ließ er stehen, überließ ihn seiner Hoffnungslosigkeit angesichts dieser harten Zurückweisung einer inständigen Bitte. Doch dann löste sich Gardiner aus seiner Erstarrung, ging rasch auf das Fallreep zu, wankte in sein Boot und kehrte auf sein Schiff zurück.

Bald trennten sich die beiden Schiffe. Solange wir den Fremden ausmachen konnten, sahen wir, dass er sich hierhin und dorthin wandte und auch den kleinsten dunklen Fleck nicht unbeachtet ließ, und die ganze Zeit waren die Masten so dicht mit Matrosen besetzt wie drei hohe Kirschbäume, wenn die Kinder oben sitzen und naschen.

Jetzt aber, nach der langen Anfahrt über alle Fanggebiete der Ozeane, schien es, als habe Ahab endlich zur rechten Zeit und am rechten Ort seinen Todfeind in eine Ecke des Meeres getrieben, wo er ihn mit Sicherheit erlegen konnte. Jetzt war er wieder auf derselben Länge und Breite, wo er seinerzeit seine fürchterliche Wunde empfangen hatte; jetzt hatte er ein Schiff getroffen, das erst am Tag

zuvor wirklich auf Moby Dick gestoßen war; und alle Schiffe, die ihnen bisher begegnet waren, enthielten immer wieder den dämonischen Gleichmut, mit dem der weiße Wal seine Jäger schlug; jetzt geschah es, dass in den Augen des alten Mannes etwas lauerte, das für schwächere Seelen kaum zu ertragen war. Ahabs finstere Pläne gewannen Gewalt über die Mannschaft, sodass alle Prophezeiungen, alle Zweifel und alle Furcht sich tief in den Herzen verbargen und sich nicht mehr hervorwagten.

In diesen unheilschwangeren Stunden vor dem Kampf erstarb alle Fröhlichkeit, selbst alle krampfhaft Lustigkeit. Stubb unterließ es, seine Witze zu machen; Starbuck verwies niemanden mehr in seine Schranken; Freude und Schmerz, Hoffnung und Furcht, alles schien zermahlen und zerstampft in Ahabs eiserner Seele. Wie Maschinen, so gefühllos, bewegten sich die Matrosen auf Deck, stets gefasst auf den Despotenblick des Alten, der über ihnen wachte.

Als drei oder vier Tage nach der Begegnung mit der »Rahel« vergangen waren und noch kein Strahl gemeldet war, begann der besessene Alte selbst an der Zuverlässigkeit seiner eigenen Mannschaft zu zweifeln. Allen, bis auf die heidnischen Harpuniere, schien er zu misstrauen. Selbst Stubb und Flask hatte er in dem Verdacht, dass sie ihm vorsätzlich den Strahl des weißen Wals nicht melden würden. Aber alle diese bösen Vermutungen behielt er klugerweise für sich und sprach nicht davon, auch wenn manches auf ihre Richtigkeit zu deuten schien.

»Ich will den Wal als erster sehen«, sagte er. »Ja-wohl, Ahab fällt die Dublone zu.« Eigenhändig flocht er sich aus Tauen einen Korb und schickte einen Matrosen mit einem Taljenblock hinauf, diesen am Großmast zu befestigen. Dann nahm er das eine der beiden herabhängenden Tauenden, befestigte es an seinem Korb, das andere sicherte er mit einem Bolzen an der Reling. Dann stand er, mit diesem Ende in der Hand, da und sah sich die Mannschaft, die vor ihm stand, an. Lange verweilte sein Blick auf Daggoo, Quicueg und Taschtego, vermied aber Fedallah. Endlich sah er fest und vertrauensvoll seinen Ersten Steuermann an und sagte: »Nimm das Tau, dir vertrau' ich es an, Starbuck.« Dann setzte er sich in den Korb und gab das Zeichen, ihn hochzuziehen, und Starbuck sicherte das Tau an der Reling und blieb dort auch stehen. So also blickte Ahab meilenweit über die See, voraus, nach achtern und nach allen Seiten, so weit das Auge reichte.

Merkwürdig war nur, dass er sich Starbuck zum Wächter auswählte, der doch der einzige an Bord war, der es gewagt hatte, ihm gelegentlich zu widersprechen, und der zu denen gehörte, deren Zuverlässigkeit im Ausguck er offenbar bezweifelt hatte.

Ahab saß kaum zehn Minuten oben, da umkreiste eine von den rotschnäbeligen Raubmöwen, die in diesen Breiten so oft dem Ausguck oben in den Toppen lästig werden, kreischend und in weiten Zirkeln seinen Kopf. Dann stieg sie senkrecht tausend Fuß in die Luft, stieß hinab und umflog ihn wieder mit wilden Schlägen.

Aber Ahab, der den Blick unverwandt auf den fer-

nen Horizont gerichtet hatte, schien von alledem nichts zu merken. Und auch von den anderen hätte sich wohl kaum einer darum gekümmert, weil es ja nichts Ungewöhnliches war. Aber damals suchte jeder hinter jedem Zwischenfall irgendeine tiefere Bedeutung.

»Euer Hut, Sir, Euer Hut!«, schrie plötzlich der sizilianische Matrose, der genau hinter Ahab im Besantopp¹⁸ stand, wenn auch etwas niedriger und durch einen tiefen Luftschacht von ihm getrennt.

Aber in diesem Augenblick verdunkelte die schwarze Schwinge bereits die Augen des Alten, der lange Hakenschnabel stieß nach dem Kopf, und mit einem schrillen Kreischen schoss der schwarze Raubvogel mit seiner Beute davon.

Unaufhaltsam segelte die »Pequod« dahin, und mit den rollenden Wogen verflossen auch die Tage. Die Rettungsboje, die aus dem Sarg gezimmert war, schaukelte noch immer friedlich an ihrem Platz. Da kam eines Tages wieder ein Schiff in Sicht, die »Delight«, das heißt die Freude, doch sie machte ihrem Namen keine Ehre. Als sie näher kam, richteten sich aller Augen auf die breiten Balken, die auf manchen Walfängern in einer Höhe von etwa acht oder neun Fuß über das Achterdeck laufen, um die überzähligen, abgetakelten oder beschädigten Boote aufzunehmen.

Auf diesen Balken sah man die zerbrochenen weißen Rippen und zersplitterte Planken – das war wohl einst ein Walboot gewesen. Jetzt konnte man durch das Wrack hindurchgehen, wie durch ein ab-

genagtes, verrenktes, bleichendes Pferdegerippe.

»Hast den weißen Wal gesehen?«

»Schau her!«, erwiderte der hohlwangige Kapitän und deutete mit seinem Sprachrohr auf das Wrack.

»Habt ihr ihn erlegt?«

»Die Harpune ist noch nicht geschmiedet, mit der das gelingt«, gab der andere zurück und blickte traurig auf eine zum Bündel geschnürte Hängematte auf Deck. Einige Matrosen machten sich schweigend daran zu schaffen.

»Noch nicht geschmiedet?« Ahab ergriff die Harpune, die Perth gehärtet hatte, hielt sie hoch und schrie triumphierend: »Da, sieh sie dir an, Mann aus Nantucket! Hier in meiner Hand halte ich seinen Tod. Diese Haken sind in Blitz und Blut gehärtet, und ich glaube, ich will sie dreifach heften hinter seiner Finne, wo das heiße Blut des verfluchten Wals lebendig pulsiert.«

»Dann sei Gott mit dir, alter Mann. Siehst du auch das?«, er deutete auf die Hängematte. »Ich kann nur einen von fünf tüchtigen Burschen zur letzten Ruhe betten, die gestern noch am Leben waren, und vor dem Abend waren sie tot. Nur den hier bestatte ich, die anderen waren begraben, ehe sie starben. Ihr segelt über ihr Grab hinweg.« Dann wandte er sich wieder seiner Mannschaft zu: »Seid ihr fertig? Dann legt die Planke dort über die Reling und hebt die Leiche auf. Und dann – mein Gott«, er trat mit erhobenen Händen auf den Aufgebahrten zu, »möge dir Auferstehung und das ewige Leben...«

»Anbrassen! Steuerbord!«, schrie Ahab und fuhr

wie ein Blitz unter seine Leute.

Aber die »Pequod« gewann nicht schnell genug an Fahrt nach diesem plötzlichen Befehl. Wir hörten sehr wohl das Aufklatschen der Leiche auf dem Wasser, und von der aufspritzenden Gischt mag wohl auch unser Schiff noch eine gespenstische Taufe empfangen haben.

Als Ahab nun von dem Trauerschiff »Freude« davonglitt, kam uns unsere seltsame Rettungsboje am Heck recht unangenehm ins Bewusstsein.

»Schaut her, Leute, schaut her!«, rief bedeutungsvoll eine Stimme hinter uns her. »Umsonst flieht ihr vor unserer Trauerfeier, ihr Fremden. Ihr wendet uns das Heck zu, und wir sehen euren Sarg.«

In dieser Nacht, es war zur Zeit der Mitternachtswache, kam der Alte wieder nach seiner Gewohnheit aus seiner Kajüte und ging auf sein Bohrloch zu. Da plötzlich warf er mit jäher Bewegung den Kopf zurück und sog die Seeluft so heftig in sich ein wie ein Wachhund, wenn sich ein Fremder nähert. Ein Wal sei in der Nähe, behauptete er. Bald nahm auch die Wache den eigenartigen Geruch wahr, der zuweilen auch über große Entfernungen vom Pottwal ausgeht. Niemand war überrascht, dass Ahab einen Blick auf den Kompass und auf die Windfahne¹⁹ warf, um festzustellen, woher der Geruch kam, und dann befahl, den Kurs des Schiffes geringfügig zu ändern und Segel einzuziehen.

Dass seine Berechnungen genau stimmten, das bewies im Morgengrauen ein langer, glatter, ölicher

Fleck auf dem Wasser voraus, eine metallisch leuchtende Spur inmitten kleiner, zitternder Wellen.

»Ausguck besetzen! Alle Mann an Deck!«

Daggoo donnerte mit drei Handspaken auf die Planken am Vordeck, als wecke er die Schläfer dort unten zum Jüngsten Gericht. Mit den Kleidern in den Händen eilten sie unverzüglich nach oben.

»Was zu sehen?«, rief Ahab hinauf und legte den Kopf weit zurück. »Nichts, Sir, nichts!«, kam die Antwort von oben. »Segel setzen! Oben und unten und beiderseits!«

Als die Segel gesetzt waren, machte er die Leine los, mit der er sich immer auf den Großmast hochziehen ließ, und wenig später heißen sie ihn schon auf. Er war kaum zwei Drittel oben und konnte gerade zwischen zwei Segeln hindurchspähen, da gellte es schrill wie ein Möwenschrei durch die Luft: »Dort bläst er! Dort bläst er! Ein Buckel wie ein Schneeberg! Das ist Moby Dick!«

Erregt durch diesen Schrei, der gleichzeitig offenbar auch von den drei anderen Ausguckposten aufgenommen worden war, enterten die Leute an Deck in die Wanten, um den berüchtigten Wal zu sehen, hinter dem sie so lange her gewesen waren. Ahab hatte indessen seinen Platz oben eingenommen, einige Fuß hoch über den anderen Ausguckposten. Genau unter ihm stand Taschtego in seinem Korb, sodass der Kopf des Indianers fast auf gleicher Höhe mit Ahabs Knochenbein war. Von dort oben erkannten sie, dass der Wal etwa eine Meile voraus war; bei jeder anrollenden Woge leuchtete sein Buckel auf, und regelmäßig stieg sein

Strahl empor. Die Matrosen waren nicht von dem Glauben abzubringen, dass dies derselbe Strahl sei, den sie in den mondhellen Nächten im Atlantischen und Indischen Ozean gesehen hatten.

»Und keiner hat ihn vor mir gesehen?«, rief Ahab den Leuten zu, die rings um ihn in den Wanten hingen.

»Ich habe ihn fast gleichzeitig mit Euch gesehen, Sir, und dann habe ich ihn ausgesungen«, erwiderte Taschtego. »Nein, nicht gleichzeitig, nicht ganz gleichzeitig – nein, die Dublone gehört mir, das Schicksal hat sie mir zugesprochen. Nur ich, kein anderer konnte den weißen Wal als erster ausmachen. Dort bläst er! Dort bläst er! Und wieder! Und wieder!«, schrie er im Takt mit dem aufsteigenden Strahl des Wals. »Und jetzt will er tauchen! Herunter mit den Segeln! Drei Boote fertig! Starbuck, du weißt, du bleibst an Bord und übernimmst das Schiff. Alle Boote fertig? Fier mich herunter, Starbuck, herunter! Schneller!«

»Er geht nach Lee ab, Sir«, schrie Stubb, »weg von uns, er kann uns noch nicht gesehen haben!«

»Still, Mensch! An die Brassen! Abfallen! Recht so. In die Boote!« Bald waren alle Boote bis auf Starbucks zu Wasser gelassen; alle setzten Segel, die Paddel rührten sich. So schossen sie durch die gekräuselte See nach Lee dahin, Ahab an der Spitze. In Fedallahs Augen leuchtete es totenfahl, sein Mund war furchtbar verzerrt.

Lautlos wie Nautilusmuscheln glitten sie über das Meer. Aber nur langsam näherten sie sich dem Feind. Je näher sie ihm kamen, desto glatter wurde

die See, als breite sich eine weiche Decke über das Wasser. Endlich waren die unermüdlichen Jäger ihrer ahnungslosen Beute so nahe, dass sie den ganzen gewaltigen Buckel deutlich erkennen konnten, wie er, eine blendend weiße Insel, einsam dahinzog und nur einen Ring von leichtem, gründlichem Schaum auf der blanken Wasserfläche erregte. Auch der tiefgefurchte Kopf und, weiter vorn, die breite, milchweiße Stirn wurden in Umrissen sichtbar. Aus dem weißen Buckel ragte wie ein Flaggenstock der zersplitterte Schaft einer Lanze, die ihn offenbar erst jüngst getroffen hatte; von Zeit zu Zeit ließ sich einer von den Vögeln, die in dichter Wolke über ihm flogen, darauf nieder.

So also zog er durch die heitere Stille des tropischen Meeres. Aber noch verbarg sich sein ungeheurer Körper, noch war sein scheußlicher Rachen nicht zu sehen. Doch dauerte es nicht lange, und sein Kopf tauchte langsam aus dem Wasser, für einen Augenblick wölbte sich sein ganzer marmorner Rumpf empor, drohend hob er die Schwanzflosse, tauchte unter und verschwand. Die weißen Seevögel stutzten, berührten mit den Schwingen das Wasser und kreisten ratlos über der Stelle, die nur noch ein Wirbel bezeichnete.

Mit eingelegten Riemen und Paddeln und losen Segelleinen trieben die drei Boote still dahin und warteten auf Moby Dicks Rückkehr.

»Eine Stunde«, sagte Ahab. Wie angewurzelt stand er im Heck seines Bootes und starrte über die Stelle hinaus, wo sie den Wal zuletzt gesichtet hatten, hinaus in die blaue Ferne ins lockende Nichts.

Das dauerte nur einen Augenblick, dann suchte er wieder das Wasser in der Runde ab. Die Brise frischte nun auf, das Meer wurde unruhiger.

»Die Vögel! Die Vögel!«, rief Taschtego.

In langem Zug, wie Reiher, kamen die weißen Vögel auf einmal alle auf Ahabs Boot zugeflogen und umkreisten und umflatterten es unter freudigem, erwartungsvollem Gekreisch. Sie sahen tiefer als die Augen der Menschen; selbst Ahab konnte in der Tiefe noch nichts erspähen. Doch plötzlich starrte er wie gebannt hinab. Tief unten sah er etwas Weißes, etwas Lebendiges, nicht größer als ein weißes Wiesel. Doch mit wunderbarer Geschwindigkeit stieg es herauf und wurde größer, und da drehte es sich und enthüllte zwei lange, gekrümmte Reihen weißschimmernder Zähne, die aus der unergründlichen Tiefe immer näher kamen. Moby Dick hatte seinen Rachen geöffnet und seine furchtbaren Kiefer entblößt: eine weitgeöffnete Marmorgruft. Ahab riss das Steuer herum, mit einem Ruck war das Boot aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Dann forderte er Fedallah auf, mit ihm den Platz zu tauschen. Im Bug ergriff er die Harpune von Perth, dann befahl er der Mannschaft, die Riemen bereit zu halten.

Zwar hatte Ahab das Boot so rasch herumgeworfen, dass der Kopf des aufsteigenden Wals direkt vor dem Bug auftauchen musste, doch als hätte Moby Dick diesen Plan geahnt, warf er sich mit der ihm eigenen Bosheit und Schlaueit noch einmal auf die Seite und schoss mit seinem zerfurchten Kopf der Länge nach unter das Boot.

Durch alle Planken und Rippen lief ein Zittern, das Schifflein bebte in allen Fugen. Der Wal lag halb auf dem Rücken wie ein angreifender Hai und nahm langsam und fast genießerisch den ganzen Bug in den Rachen, sodass der lange, schmale, gekrümmte Unterkiefer hoch in die Luft ragte. Ein Zahn verbiss sich dabei sogar in einer Dolle. Die perlfarbene Innenseite des Kiefers kam bis auf wenige Zoll an Ahabs Kopf heran und überragte ihn noch. Und nun begann der weiße Wal das leichte Zedernboot so sanft und grausam zu schütteln wie eine Katze die Maus. Ungerührt und mit gekreuzten Armen sah Fedallah dem tödlichen Spiel zu, aber die tigergelbe Mannschaft suchte sich Hals über Kopf ins Heck des Bootes zu retten.

Während nun der Wal mit dem todgeweihten Boot sein Teufelsspiel trieb, dass sich die Planken durchbogen, konnte er vom Bug aus nicht mit der Harpune angegriffen werden, da sein Leib im Wasser unterm Boot geborgen war. Die anderen Boote unterbrachen unwillkürlich ihre Fahrt. Ahab raste vor Wut; er stand hier in Reichweite des Verhassten, stand bei lebendigem Leib, doch hilflos im Rachen des Todfeindes.

Da griff er in besinnungsloser Wut mit bloßen Händen nach dem langen Kiefer, um ihn in wilder Verzweiflung vom Boot loszureißen. Doch das war vergebens; der Kiefer entglitt ihm, die dünnen Bootswände bogen sich noch weiter nach innen, knickten und brachen. Wie eine ungeheure Schere schoben sie sich weiter nach achtern und schnitten das Boot mitten durch; zwischen den beiden ausein-

andertreibenden Wrackteilen schlossen sie sich wieder. Die beiden Teile begannen zu sinken, während sich die Männer im Heck an den Dollborden festzuklammern suchten und nach den Riemen griffen.

Kurz ehe das Boot auseinanderbrach, hatte Ahab, der die tückische Absicht des Wals als erster durchschaute, mit einer letzten Anstrengung versucht, das Boot mit den bloßen Händen dem Biss des Ungeheuers zu entziehen. Es war aber dadurch nur noch tiefer in den Rachen hineingeglitten und dabei umgekippt, da es den festen Halt an den Zähnen des Wals verloren hatte. Dabei stürzte Ahab aus dem Boot und fiel mit dem Gesicht platt aufs Wasser.

Fast spielerisch entfernte sich nun Moby Dick ein wenig von seinem Opfer und hielt sich in einiger Entfernung auf, wobei er mit seinem länglichen weißen Kopf fortwährend auf und ab stieß und sich gleichzeitig mit seinem ganzen Körper um sich selbst drehte. An seiner breiten, zerfurchten Stirn brachen sich die Wogen der aufkommenden Dünung und spritzten schäumend immer stärker in die Luft.

Bald aber legte sich Moby Dick flach ins Wasser und schwamm mit hoher Geschwindigkeit immer und immer wieder um die schiffbrüchige Mannschaft. In seinem Kielwasser schäumten die Wellen, als wollten sie ihn zu einem neuen Angriff treiben. Der Anblick des zerschmetterten Bootes schien ihn rasend zu machen. Indessen erstickte Ahab fast in dem Schaum, den Moby Dick mit seinem Schwanz aufrührte, denn schwimmen konnte er mit seinem

Knochenbein kaum; er musste froh sein, dass er sich in diesem Wirbel überhaupt noch über Wasser halten konnte. So trieb Ahab hilflos umher wie eine Blase, die beim geringsten Anstoß platzen und verschwinden konnte. Aus dem zertrümmerten Hockteil des Bootes sah ihm Fedallah gelassen und teilnahmslos bei seinen verzweifelten Anstrengungen zu, und die anderen, die sich an den Wrackteilen festklammerten, konnten ihm nicht zu Hilfe kommen; sie hatten mit sich selbst genug zu tun. Entsetzlich war der Anblick des Wals, der in immer engeren Zirkeln um die Unglücklichen kreiste und sie zu vernichten drohte. Die anderen Boote hatten noch keinen Schaden genommen und hielten sich ganz in der Nähe auf; aber sie wagten nicht näher zu kommen, denn sie mussten befürchten, dass ein Angriff auf den Wal die sofortige Vernichtung Ahabs und seiner schwer bedrohten Mannschaft bedeuten konnte. So blieben sie außerhalb des Tumultes, in dessen Mitte nun der Kopf des Alten trieb, und starrten nur mit schreckgeweiteten Augen herüber.

Das ganze Geschehen war von den Toppen der »Pequod« aus beobachtet worden, und so hielt auch das Schiff mit vollen Segeln auf den Schauplatz des Schreckens zu. Doch als es so nahe war, dass Ahab rufen konnte: »Fahrt auf den...«, da wühlte Moby Dick einen schweren Brecher auf, der ihn gänzlich überschwemmte. Mühsam kämpfte er sich wieder frei und die nächste Woge spülte ihn wieder hoch, sodass er hinüberryufen konnte: »Fahrt auf den Wal los! Treibt ihn weg!«

Die »Pequod« durchbrach den Kreis und trennte

endlich den weißen Wal von seinem Opfer. Missmutig zog er davon, und die übrigen Boote konnten zu Hilfe eilen.

Mit blutunterlaufenen, geblendeten Augen, alle Falten des Gesichts mit Salz verkrustet, wurde Ahab in Stubbs Boot gezerrt. Jetzt brach nach der langen Anstrengung sein Körper zusammen. Willenlos gab er seiner Schwäche nach. Eine Zeit lang lag er wie zerschlagen auf dem Boden des Bootes, als wäre eine Elefantenherde über ihn hinweggegangen. Wie aus tiefen Abgründen drang aus seinem Innern ein unnennbares Klagen.

Aber rasch erholte er sich von diesem Zusammenbruch wieder. »Die Harpune«, sagte Ahab und stützte sich auf seine Arme, »ist sie gerettet?«

»Ja, Sir, Ihr habt sie ja nicht geworfen. Da ist sie«, sagte Stubb und zeigte sie ihm.

»Leg sie vor mich hin; fehlt jemand?«

»Eins, zwei, drei, vier, fünf; es waren fünf Riemen, Sir, und hier sind fünf Mann.«

»Gut. Jetzt helft mir, ich will aufstehen. So ist's recht. Jetzt seh' ich ihn wieder. Dort! Dort ist er. Zieht immer noch nach Lee. Sein Strahl! Lasst mich jetzt los. Ahab fühlt wieder Kraft in seinen Knochen. Segel setzen! Ruder klar! Her mit dem Steuerriemen!«

Wenn ein Boot zerschlagen ist, dann geschieht es nicht selten, dass die gerettete Mannschaft denen, die sie aufgefischt haben, beim Rudern hilft. So auch in diesem Fall. Die Jagd wurde mit je zwei Mann an einem Riemen fortgesetzt. Doch auch die verdoppelte Kraft des Bootes kam gegen die er-

höhte Geschwindigkeit des Wals nicht an; er schien in jeder Flosse dreifache Kraft zu haben und jagte so unerhört schnell dahin, dass sich unter diesen Umständen die Jagd endlos hinziehen musste, wenn sie nicht überhaupt völlig aussichtslos war. Im übrigen kann auch keine Mannschaft über eine längere Strecke hin mit äußerster Kraft rudern, das hält man nur kurze Zeit durch. Das Schiff selbst musste also, wie es übrigens in solchen Fällen häufig geschieht, die Verfolgung übernehmen. Die Boote kehrten deshalb zur »Pequod« zurück, und bald hingen sie wieder in den Davits.²⁰ So konnte die »Pequod« mit vollen Segeln vor dem Wind die Jagd auf Moby Dick aufnehmen. Der wohlbekannte Strahl, der in regelmäßigen Abständen aufstieg, wurde von den Toppen gemeldet, und wenn es hieß, der Wal sei getaucht, dann sah Ahab nach der Uhr und schritt auf Deck auf und ab, bis die volle Stunde verstrichen war.

»Wer kriegt die Dublone jetzt?«

»Seht ihr ihn?«

Und als es hieß: »Nein, Sir«, ließ er sich auf seinen Ausguckposten aufziehen. So verstrich der Tag. Bald saß er regungslos oben, bald ging er ruhelos auf Deck hin und her.

Er sprach kein Wort, höchstens dass er den Männern oben etwas zurief oder befahl, ein Segel höher zu setzen oder mehr Wind zu holen.

So kam der Abend heran. Es dunkelte schon, aber die Ausguckposten waren immer noch oben.

»Kein Strahl mehr zu sehen, Sir, zu dunkel«, kam

eine Stimme von oben.

»Welche Richtung nahm er zuletzt?«

»Wie zuvor, Sir, genau nach Lee.«

»Gut. In der Nacht wird er langsamer ziehen. Segel wegnehmen, Starbuck. Wir dürfen ihn nicht vor Tag überholen. Vielleicht dreht er für eine Weile bei. Rudermann, voll in den Wind. Ausguck runter! Stubb, schick einen Mann zur Ablösung nach vorne. Soll oben bleiben bis morgen früh.« Dann trat er zu der Dublone am Großmast. »Leute, das Goldstück gehört mir; ich habe es gewonnen. Aber es bleibt hier, bis der weiße Wal tot ist. Und wer ihn am Tag, da er getötet wird, als erster sieht, der soll das Gold haben. Und wenn ich es selbst bin, dann werde ich die zehnfache Summe unter euch verteilen! Fort jetzt! Du übernimmst die Deckwache, Starbuck!«

Dann stieg er hinunter in die Luke und blieb dort bis zur Morgendämmerung stehen. Nur ab und zu blickte er auf, um zu sehen, wie diese Nacht verging.

Pünktlich bei Tagesanbruch wurden die Toppen neu bemannt.

»Seht ihr ihn?«, rief Ahab nach einer kleinen Weile, bis es etwas heller geworden war.

»Nichts zu sehen, Sir.«

»Alle Mann an Deck! Segel setzen! Er zieht schneller, als ich dachte. Wir hätten heute Nacht mehr Segel stehen lassen sollen. Macht nichts – das war die Ruhe vor dem Sturm.«

Es muss hier gesagt werden, dass die hartnäckige Jagd auf einen ganz bestimmten Wal, die sich

über Tag und Nacht hinzieht und bis zum folgenden Tag weitergeht, in der Südseefischerei durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Bei manchen Kapitänen aus Nantucket ist der Spürsinn so wunderbar ausgebildet und die Erfahrung so reich, dass sie ziemlich genau voraussagen können, in welche Richtung ein getauchter Wal weiterschwimmt und welche Strecke er dabei zurücklegt.

So jagten auch wir hinter dem weißen Wal her.

»Donnerwetter!«, schrie Stubb. »Das nenn' ich Fahrt, dass das Deck wackelt und die Beine zittern; da wird's einem warm um's Herz. Ja, das Schiff und ich, wir sind zwei Teufelskerle!«

In diesem Augenblick kam der Ruf von oben: »Dort bläst er! Er bläst! Er bläst! Voraus!«

»Jawohl!«, schrie Stubb. »Ich hab's ja gewusst, er kann uns nicht entkommen. Blas nur zu, bis du zerplatzt, Satanswal! Der Teufel ist hinter dir her! Blas deine Trompete! Pump dir die Lungen voll! Ahab wird dich anzapfen!«

Was Stubb da sagte, war wohl allen aus der Seele gesprochen. Das Jagdfieber hatte sie ergriffen. Die bleiche Furcht und alle düsteren Ahnungen waren mit einem Mal vergessen und verflogen. Sie waren nicht mehr dreißig einzelne Männer, sie waren eins, wie das eine Schiff, das sie alle zusammenhielt. In der Takelage wurde es lebendig. Sie alle, die dort oben hingen und saßen, suchten mit ihren Augen in dem unendlichen Blau des Ozeans nach dem einen, der sie vernichten konnte.

»Warum singt ihr ihn nicht aus, wenn ihr ihn seht?«, rief Ahab, als nach dem ersten Schrei eine

Pause eintrat und nichts mehr zu hören war. »Heißt mich auf, Leute, ihr habt euch getäuscht. Ausgeschlossen, dass Moby Dick nur einmal bläst und dann verschwindet.«

So war es. In ihrem Übereifer hatten die Männer im Topp etwas anderes für den Atemstrahl des Wals gehalten, wie sich bald herausstellte. Denn kaum hatte Ahab seinen Posten eingenommen, da stieß er schon seinen Triumphschrei aus, den dreißig raue Kehlen aufnahmen. Viel näher als vermutet, nicht einmal eine Meile voraus, tauchte Moby Dick plötzlich in voller Größe auf. Denn diesmal kündigte er sich nicht durch friedliches und regelmäßiges Blasen an, nein, viel wunderbarer, er sprang, der Riese, der Pottwal sprang mit unvorstellbarer Geschwindigkeit aus der Tiefe und schnellte seinen ganzen schweren Körper hinaus in die Luft.

»Da springt er! Er springt!«, schrie alles, als er sich wieder prahlerisch und drohend emporschnellte. Scharf hob er sich gegen das blaue Meer und gegen den Himmel ab.

»Ja, mach deinen letzten Sprung zur Sonne!«, schrie Ahab. »Deine Stunde ist gekommen, deine Todesharpune liegt bereit! Runter jetzt! Alles runter! Ein Mann bleibt im Vortopp! Boote klar!«

Ohne Umstände sprangen die Matrosen an Deck oder ließen sich an freihängenden Tauen herab, während Ahab sich etwas gemächlicher, aber rasch genug herunterfieren ließ.

»Boote wegfieren!«, gab Ahab seine Befehle, nachdem er sein eigenes Boot, ein Reserveboot, das neu getakelt worden war, erreicht hatte. »Starbuck,

du übernimmst das Schiff. Halt dich klar von den Booten, bleib aber in der Nähe. Wegfieren!«

Moby Dick hatte gewendet; diesmal griff er selbst an und brauste nun auf die Boote zu, als wolle er den Männern, die drin saßen, einen tödlichen Schrecken einjagen. Ahabs Boot lag in der Mitte. Er rief seinen Männern zu, er wolle den Wal geradewegs von vorne angreifen, eine Taktik, die nicht selten angewandt wird, denn wenn man es geschickt macht, dann bleibt der Angreifer wenigstens für eine gewisse Zeit außerhalb des Blickfeldes des Wals. Doch die drei Boote kamen nicht rasch genug heran, um in diesen toten Winkel zu gelangen. So lagen sie ihm so offen vor Augen wie die drei Masten des Schiffs. Mit rasender Geschwindigkeit kam Moby Dick näher und war im nächsten Augenblick schon unter ihnen, um mit offenem Rachen und peitschendem Schwanz den furchtbaren Kampf nach allen Seiten zu eröffnen. Auf die Eisen, die von allen Booten auf ihn geschleudert wurden, achtete er überhaupt nicht. Offenbar wollte er nur das eine: Die drei Boote Planke für Planke einzeln zerschmettern. Nur durch geschicktes Manövrieren, oft nur um die Breite einer Planke, gelang es den Booten, sich den wütenden Schlägen immer wieder zu entziehen. Ahabs Kampfprud überlötete grauenvoll den Lärm der Schlacht.

Schließlich aber hatte der weiße Wal bei all den unberechenbaren jähren Wendungen im Kampfgewühl die drei nachschleppenden Leinen der Harpunen, die fest in seinem Speck saßen, so tausendfach verschlungen, dass sie immer kürzer wurden und

wie von selbst die festgemachten Boote immer näher an den Wal heranholten. Er hatte sich etwas zur Seite gewandt, um zu einem neuen, noch furchtbareren Angriff anzusetzen. Diesen Augenblick nahm Ahab wahr. Er gab noch etwas Leine zu und holte sie dann rasch und ruckweise wieder ein, da er hoffte, auf diese Weise die Leinen zu entwirren. Aber was da zum Vorschein kam, war schrecklicher anzusehen als ein Maul von Haifischzähnen!

Ein Knäuel verwickelter Leinen, darinnen verbogene und ineinander gehakte Harpunen und Lanzen mit starrenden Spitzen und Widerhaken, das ganze triefend nass und bedrohlich blitzend: Das zerrte Ahab in den Bug seines Bootes. Da gab es nur eine Möglichkeit. Ahab zog sein Bordmesser und griff vorsichtig hinein in das stachelige Bündel, langte hindurch und fasste das Tau dahinter. Er zog es ins Boot und reichte es dem Mann am Bugriemen. Dann trennte er es mit zwei Hieben und ließ das Bündel aus Stahl ins Meer fallen. In diesem Augenblick stürzte sich der Wal in das Gewirr der übrigen Leinen und zog dadurch die Boote von Stubb und Flask unwiderstehlich immer näher an seine Schwanzflosse heran und zerschlug sie wie zwei leere Nusschalen, die die Brandung an die Küste schmettert. Dann tauchte er hinweg und verschwand in einem kochenden Mahlstrom, in dem noch eine Zeit lang die duftenden Zedernplanken unserer Boote tanzten.

Auch die Besatzungen der beiden Boote wurden im Wasser umhergewirbelt und suchten dabei nach treibenden Wrackteilen und Riemen zu greifen.

Flask wurde wie eine leere Flasche hin und her gestoßen, wobei er heftig mit den Beinen um sich stieß, um den drohenden Zähnen der Haie zu entgehen. Da Ahabs Leine gerissen war, konnte er in den kochenden Kessel hineinrudern, um zu retten, was noch zu retten war. Doch da, in dieser allgemeinen Verwirrung wurde plötzlich Ahabs Boot, das einzige, das noch unbeschädigt war, wie von unsichtbaren Drähten gen Himmel gehoben – und schon schoss wie ein Pfeil der Wal senkrecht aus dem Wasser, rammte mit seiner breiten Stirn den Boden des Bootes und schleuderte es in die Luft, dass es sich mehrfach überschlug und kieloben zurückfiel. Ahab und seine Leute krochen darunter hervor.

Durch die Wucht, mit der der Wal hochgekommen war, schoss er noch ein wenig über die Stätte der Verwüstung, die er angerichtet hatte, hinaus und blieb dort liegen, wobei er mit den Flossen vorsichtig nach allen Seiten tastete. Sobald ein treibender Riemen, ein Stückchen Planke oder auch nur ein Span seine Haut berührte, hob er den Schwanz und peitschte wütend die See. Doch schien er im großen und ganzen mit seiner Arbeit für diesmal zufrieden zu sein. Er stieß seine gefurchte Stirn in den Ozean und zog, das Knäuel verwirrter Leinen hinter sich her schleppend, gemächlich nach Lee davon.

Wie schon am Tag zuvor hatte man auch diesmal den Kampf vom Schiff aus aufmerksam verfolgt, und wieder kam man zu Hilfe, ließ ein Boot zu Wasser und sammelte die Männer, die Balken und Riemen und was man sonst noch auffischen konnte, ein.

Schließlich war alles wieder sicher an Deck. Es gab ein paar verrenkte Schultern, verstauchte Gelenke, blaue Flecken und verbogene Harpunen; aber niemand schien ernststen Schaden genommen zu haben, niemand fehlte. Ahab hatte sich ingrimmig an den Resten seines Bootes festgeklammert und war durchaus nicht so erschöpft wie nach den Anstrengungen des vergangenen Tages.

Doch als er schließlich an Deck stand, richteten sich alle Augen auf ihn. Er drohte zusammenzusinken und stützte sich schwer auf Starbuck's Schultern. Sein Knochenbein war bis auf einen kurzen scharfen Splitter abgebrochen.

»Ja, ja, Starbuck, manchmal tut's gut, sich auf jemanden zu stützen, wer's auch ist. Ahab hätte das öfter tun sollen in seinem Leben.«

»Aber Ihr habt doch keinen Knochen gebrochen, Sir. Das möchte ich hoffen«, sagte Stubb mit echter Anteilnahme.

»Doch, siehst du nicht, Stubb? Alles zersplittert. Aber auch mit einem gebrochenen Bein ist Ahab noch der alte. Kein weißer Wal, kein Mensch und auch kein Teufel können den alten Ahab auch nur ritzen. Ausguck, wohin zieht er?«

»Genau leewärts!«

»Alle Segel setzen! Reserveboote runter und auf-takeln! Starbuck, schnell, die Mannschaften sollen antreten!«

»Erst helf' ich Euch noch nach achtern, Sir.«

»Verdammt, der Splitter tut weh! Verfluchtes Schicksal! Der unbeugsame Kapitän muss solch einen erbärmlichen Steuermann haben!«

»Sir?«

»Meinen eigenen Körper meine ich, Mensch, nicht dich. Reich mir irgendeine Stütze – die, die zerbrochene Lanze tut's auch. Die Leute sollen antreten. Aber wo ist er? Ich habe ihn noch nicht gesehen. Bei Gott, das kann doch nicht sein? Er – verschwunden? Schnell, ruf alle zusammen!«

Der Alte hatte recht. Als die Mannschaft angetreten war, fehlte Fedallah.

»Fedallah?«, rief Stubb, »den muss der...«

»Die Pest über dich! Schaut alle, dass ihr ihn findet, lauft und sucht alles ab, alles!«

Aber bald hieß es, er sei nirgends zu finden.

»Ja, Sir«, sagte da Stubb, »verfangen in Eurer Leine, ich sah, wie's ihn hinunterriss.«

»In meiner Leine? In meiner? Weg also? Hinuntergerissen? Und die Harpune auch? Sucht, sucht den Haufen dort durch! Das Eisen, das für den weißen Wal geschmiedet war! Nein, nein, das ist unmöglich, ich habe sie doch selbst mit dieser Hand geschleudert. Sie steckt in seinem Fleisch, ich Narr! Los! Behaltet ihn im Auge! Die Boote auftakeln! Holt die Riemen, Harpuniere! Eure Eisen, eure Eisen! Segel hoch! Rudergänger, halt den Kurs, wenn dir dein Leben lieb ist! Und wenn ich zehnmal um die Erde fahren müsste oder mitten durch – ich will ihn haben!«

»Großer Gott, steh uns bei und zeig dich uns«, rief Starbuck. »Nie, niemals wirst du ihn kriegen, alter Mann. In Jesu Namen, mach ein Ende damit, du bist vom Teufel besessen. Zwei Tage am Wal, zweimal alles zerschlagen, das Bein nochmals vom Leib

gerissen – was willst du denn noch mehr? Sollen wir den Mörder jagen, bis den letzten Mann der Teufel holt? Sollen wir uns von ihm zur Hölle ziehen lassen? Das ist Gotteslästerung, was du hier tust!«

»In letzter Zeit habe ich mich eigenartig zu dir hingezogen gefühlt, Starbuck. Seit der Stunde, da wir uns in die Augen sahen, du weißt es. Doch jetzt, wo es um den Wal geht, da ist mir dein Gesicht nicht mehr als diese flache Hand: ohne Züge, ohne Lippen – leer. Ahab bleibt Ahab. Du Narr, ich erfülle hier den Auftrag des Schicksals, ich handle auf Befehl, und du hast mir zu gehorchen. – Kommt her, Leute. Ihr seht einen alten Mann, einen Mann mit zerschmettertem Bein, der sich mühsam auf eine Lanze stützt, einen Krüppel. Das ist Ahab, das ist sein Leib. Aber Ahabs Seele hat tausend Füße, sie braucht keine Stütze. Und ehe ich zusammenbreche, sollt ihr mich noch einmal erleben. Denn ihr wisst es: Wenn einer versinkt, dann taucht er wohl zweimal wieder auf, beim dritten Mal aber empfängt er den Todesstoß. Zwei Tage schwimmt Moby Dick vor uns her, und morgen ist der dritte Tag. Noch einmal wird er auftauchen, dann aber bläst er seinen letzten Strahl. Habt ihr den Mut dazu, Leute?«

»Furchtlos wie Feuer!«, schrie Stubb.

»Und ebenso empfindungslos«, knurrte Ahab. Die Männer gingen nach vorn, und Ahab blieb allein mit seinen ruhelosen Gedanken und finsternen Ahnungen.

Als die Dämmerung herniedersank, war der Wal immer noch leewärts in Sicht.

Wieder wurden die Segel gekürzt, und alles verlief fast ebenso wie in der Nacht zuvor. Nur der Klang der Hämmer und das Summen der Schleifsteine war fast bis zum Morgen zu vernehmen, denn beim Licht der Laterne arbeitete die Mannschaft, um die Reserveboote sorgfältig aufzutakeln und die Waffen für den nächsten Tag zu schärfen. Der Schiffszimmermann schnitzte aus dem zerschmetterten Kiel von Ahab's Boot ein neues Bein. Ahab stand unterdessen wieder in der Achterluke, den Hut tief hereingezogen, regungslos, den Blick ungeduldig nach Osten gerichtet, der Sonne entgegen.

Der Morgen des dritten Tages zog klar und strahlend herauf, und wieder wurde der einsame Posten im Vortopp von zahlreichen Matrosen abgelöst, die jetzt in allen Wanten saßen und standen.

»Seht ihr ihn?«, rief Ahab hinauf. Aber der Wal war noch nicht in Sicht.

»Hauptsache, er bleibt auf seinem Kurs. Wir brauchen ihm nur zu folgen. Alten Kurs steuern! Was für ein herrlicher Tag ist das wieder! Würde die Welt neu geschaffen, eine Sommerwohnung für Engel, dann müsste der Himmel so strahlend leuchten wie an diesem Morgen. Das wäre Stoff zum Nachdenken, aber Ahab hat keine Zeit zum Nachdenken. Ahab denkt nicht mehr, er fühlt nur noch. Nur noch das eine. – He, Ausguck, was zu sehen?«

»Nichts, Sir!«

»Nichts! Und schon Mittag! Und keiner will die Dublone? Die goldene Sonne? – Ja, ja, jetzt hab' ich's, so muss es sein! Wir haben ihn übersegelt, wir sind ihm jetzt voraus, und er jagt jetzt mich, nicht

mehr ich ihn. Schlimm genug, ich hätte es wissen müssen, ich Narr. Er schleppt ja die Leinen, die Harpunen hinter sich her. Und wir haben ihn heute Nacht überholt. Alle Mann runter, nur der Ausguck bleibt oben! An die Brassен!«

Bisher war die Brise ziemlich genau von hinten gekommen, doch als die »Pequod« nun wendete und in ihr eigenes, schäumendes Kielwasser hinein fuhr, segelte sie hart gegen den Wind.

»Gegen den Wind steuert sie nun in den offenen Rachen«, murrte Starbuck vor sich hin, als er die Großbrasse an die Reling aufschloss. »Gott, steh uns bei. Mir werden die Knie weich, denn Gottes Wille kann das nicht sein, was Ahab treibt.«

»Heißt mich auf!«, schrie Ahab und trat auf seinen Korb zu. »Wir werden ihn bald haben!«

»Ja, Sir.« Starbuck gehorchte, und Ahab hing oben.

Eine ganze Stunde verging, langsam und zäh. Die Zeit selbst schien den Atem anzuhalten. Doch endlich entdeckte Ahab den Strahl wieder, drei Strich nach Lee. Und zugleich kam aus den drei Toppen der dreifache Schrei wie von feurigen Zungen.

»Stirn gegen Stirn, Moby Dick! Diesmal gilt es. Deckwache, stärker anbrassen! Hinein in den Wind! Zu weit, um die Boote niederzulassen! Ja, dort zieht er, zieht schnell, und ich muss hinunter. Ein letzter Blick hinab auf die See, dafür ist noch Zeit. Nein, es hat sich nicht verändert, seit ich's zum ersten Mal sah, damals ein kleiner Junge auf den Dünen von Nantucket. Es ist dasselbe Meer – für mich wie für Noah – Leb wohl, alter Topp, leb wohl. Behalt den

Wal im Auge, solange ich weg bin. Wir sprechen morgen wieder miteinander, heut' abend schon, wenn der weiße Wal dort unten liegt, gefesselt am Kopf und am Schwanz.« Er gab seinen Befehl, und während er langsam hinabsank auf das Deck, blickte er noch immer in die Runde.

Als es an der Zeit war, wurden die Boote zu Wasser gelassen. Ahab stand bereits im Heck seines Bootes, da gab er seinem Steuermann ein Zeichen.

»Starbuck!«

»Ja, Sir.«

»Zum dritten Mal fahre ich hinaus.«

»Ja, Sir, Ihr wollt es so haben.«

»Es gibt Schiffe, die hinausfahren und nie wiederkommen, Starbuck!«

»So ist es, Sir. Traurig genug.«

»Mancher stirbt bei Ebbe, mancher im flachen Wasser, mancher bei Flut. Ich fühle mich wie eine Woge, ehe sie bricht, Starbuck. Ich bin alt, Starbuck. Gib mir die Hand.«

Sie gaben sich die Hände, ihre Augen begegneten sich.

»Wegfieren!«, rief Ahab und stieß den Arm des Steuermanns von sich.

»Aufgepasst!«

Kurz darauf ruderte das Boot dicht unter dem Heck herum. »Die Haie! Die Haie!«, kam eine Stimme von oben. »Kommt zurück! Kommt zurück! Herr!«

Aber Ahab hörte nichts mehr. Er überschrie die Stimme.

Die Stimme hatte die Wahrheit gesprochen.

Denn kaum waren sie vom Schiff freigekommen, als aus dem dunklen Wasser unter dem Schiff die Haie in Scharen hervorschoßen und tückisch nach den Ruderblättern schnappten, wenn diese ins Wasser getaucht wurden. So verfolgten sie unter wütenden Bissen das Boot. Das ist kein ungewöhnlicher Zwischenfall in diesen Gewässern, wo es von Haien wimmelt. Sie folgen den Walfängern wie die Geier einer Karawane. Aber dies waren die ersten Haie, die seit der ersten Begegnung mit dem weißen Wal in der Nähe der »Pequod« beobachtet wurden. Ob nun die tigergelben Gesellen in Ahabs Boot verlockender dufteten als die anderen – wer weiß das? Jedenfalls schwammen sie alle hinter dem einen Boot her und ließen die anderen unbelästigt.

Starbuck schaute über Bord und folgte den entschwindenden Booten mit den Augen. Dann wandte er sich ab. Wehmütige Gedanken erfüllten ihn. War es seine letzte Fahrt?

»He, Ausguck!«, unterbrach er sein Sinnen. »Behalte die Boote scharf im Auge! Siehst du den Wal? – He! Treib doch die Möwe weg. Du siehst doch, sie zerfetzt uns die Fahne! – Und Ahab? Sieht er es? Er müsste erschauern.«

Die Boote waren noch nicht weit gekommen, da erkannte Ahab an einem Zeichen vom Schiff her, dass der Wal getaucht war. Da er beim nächsten Auftauchen in der Nähe sein wollte, setzte er seinen Kurs etwas seitwärts der »Pequod« fort. Wie im Bann verharrte die Mannschaft in tiefstem Schweigen, nur die Wogen schlugen hart und unablässig gegen den Bug.

»Schlagt nur, hämmert nur. Das Boot hat keinen Deckel, das ist kein Sarg und keine Bahre für Ahab!«

Doch plötzlich begann die See ringsum langsam in breiten Kreisen zu schwellen, wallte höher und höher, als steige ein versunkener Eisberg ans Licht. Ein dumpfes Grollen war zu vernehmen, ein unterirdisches Brausen – alles hielt den Atem an –, und da schoss der weiße Riesenleib, behangen mit den nachschleppenden Leinen, mit Lanzen und Harpunen, in seiner ganzen Länge schräg aus dem Wasser. Eingehüllt in einen feinen Dunstschleier schwebte er für einen Atemzug in der regenbogenfarbenen Luft und klatschte dann wieder zurück in die See. Dreißig Fuß hoch spritzte das Wasser, leuchtete auf und sank dann wieder zusammen. Milchweiß schäumte es auf dem Wasser, wo der Wal in der Tiefe versunken war.

»Los jetzt!«, rief Ahab seinen Ruderern zu, und die Boote schossen vorwärts zum Angriff. Aber Moby Dick war durch die neuen Eisen, die seit gestern in seinem Speck saßen, so unberechenbar wütend, als wäre er von allen höllischen Geistern besessen. Furchtbar stürmte er heran und hieb mit dem Schwanz zwischen die Boote, dass sie auseinanderstoben. Den beiden Steuerleuten wurden die Harpunen und Lanzen aus der Hand geschlagen, die Boote wurden am Bug eingedrückt. Nur Ahabs Boot blieb fast unbeschädigt.

Während Daggo und Quiegeg die lecken Planken dichteten und der Wal davonschwamm, um zu einem neuen Angriff anzusetzen, gellte ein Schreckensschrei. Auf dem Rücken des Wals, verstrickt

und gefesselt in das Gewirr von Leinen, die sich während der Nacht noch enger um das gehetzte Tier verwickelt hatten, lag die halbzerfetzte Leiche Fedallahs, eingehüllt in die Reste seiner schwarzen Jacke. Die weit aufgerissenen Augen starrten gerade auf Ahab.

Die Harpune sank ihm aus der Hand.

»So also sehe ich dich wieder, so gehst du von mir« – Ahab zog langsam und scharf die Luft ein –, »gehst vor mir her, und das ist deine Bahre. Aber wo ist die zweite, die für mich? – Weg da, Steuerleute, weg zum Schiff. Eure Boote sind jetzt nutzlos. Bessert sie aus, so schnell ihr könnt, und dann kommt wieder her zu mir. Und wenn nicht, dann stirbt Ahab auch allein. Vorwärts Leute! Und wenn einer auch nur versucht, aus diesem Boot zu springen, dem jag' ich meine Harpune in den Leib. Ihr seid jetzt nicht mehr Menschen, ihr seid meine Arme und meine Beine, und habt mir zu gehorchen. Wo ist der Wal? Wieder verschwunden?«

Er suchte zu nahe am Boot. Denn Moby Dick schwamm ruhig leewärts davon, die Leiche auf dem Rücken, als sei der letzte Angriff nur eine kurze Verzögerung seiner langen Reise gewesen. Er war schon fast am Schiff vorüber, das bis jetzt gerade auf ihn zugesegelt war, nun aber langsam stoppte. Er schien mit äußerster Geschwindigkeit davon zu ziehen, nur darauf bedacht, den Kurs zu halten.

»Ahab«, rief Starbuck vom Schiff herüber, »Ahab, es ist noch nicht zu spät, auch jetzt noch nicht, am dritten Tag. Lasst ab! Seht doch! Moby Dick will Euch nicht. Ihr, nur Ihr seid wie besessen hinter

ihm her!«

Das einsame Boot setzte Segel, denn der Wind frischte wieder auf. Mit Riemen und Leinwand kam es rasch voran. Und als Ahab endlich so dicht unter dem Schiff vorüberglitt, dass er deutlich Starbucks Gesichtszüge erkennen konnte, rief er ihm zu, er solle mit der »Pequod« wenden und ihm langsam und in angemessenem Abstand folgen. Er sah hinauf und erkannte Tashtego, Quiqueg und Daggoo, wie sie eilig in die Toppen aufenterten; und er sah, wie die Mannschaften in den aufgezogenen, schwankenden Booten standen, um sie so schnell wie möglich wieder auszubessern. Er sah im Vorübergleiten einen nach dem anderen, auch Stubb und Flask, die an Deck mit Bündeln von frischen Eisen und Lanzen beschäftigt waren. Und während er alle diese flüchtigen Eindrücke auf sich wirken ließ und daneben auch das Schlagen der Hämmer in den zerbrochenen Booten hörte, war es ihm, als schnüre ihm einer das Herz ab. Aber er bezwang sich. Da entdeckte er, dass die Flagge am Großmast fehlte. Er rief Tashtego, der gerade oben angelangt war, zu, noch einmal herunterzusteigen und eine neue Flagge, dazu Hammer und Nägel zu holen, um sie festzumachen.

War der weiße Wal nun nach dieser dreitägigen Hetzjagd am Ende seiner Kräfte oder hinderte ihn das Bündel aus verknoteten Leinen, das er mit sich schleppte, am Schwimmen, oder war es seine versuchte Tücke und Hinterlist? Gleichviel. Jedenfalls begann seine Geschwindigkeit nachzulassen, das Boot kam ihm immer näher. Noch immer verfolgten

Ahab die unbarmherzigen Haie in Scharen und hängten sich hartnäckig an das Boot. Immer wieder schnappten sie nach den Riemen und zernagten und zerrissen die Ruderblätter bei jedem Schlag, so dass die feinen Späne auf dem Wasser trieben.

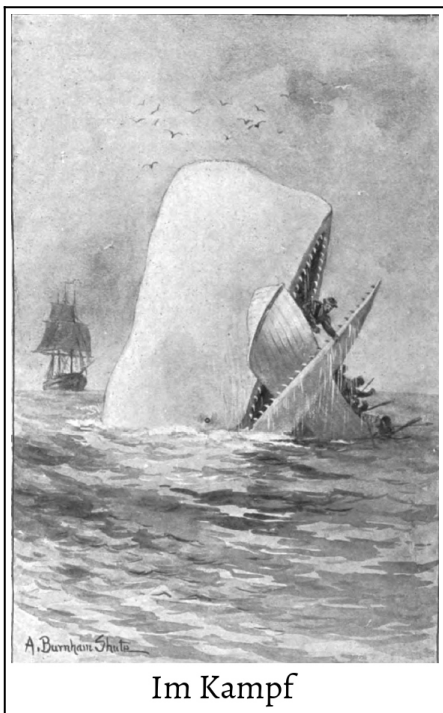
»Schert euch nicht drum! Die nagen euch neue Dollen in eure Ruder. Rudert weiter. Die liegen im Haimaul fester als im Wasser, das jedem Druck gleich nachgibt.«

»Aber bei jedem Biss wird das Blatt kleiner, Sir.«

»Die werden noch lange genug halten! Rudert weiter! Wer weiß«, sprach er leise weiter, dass niemand ihn hören sollte, »wer weiß, an wem sich die Bestien endlich gütlich tun, am Wal oder an Ahab? – Rudert weiter! Gleich sind wir dran. Das Steuerruder, da, nimm das Steuerruder! Lass mich vor...« Zwei Männer halfen ihm in den Bug, während das Boot mit unverminderter Geschwindigkeit weiterfuhr.

Als das Boot endlich herumgerissen und an der Flanke des weißen Wals längsseits gegangen war, schien dieser merkwürdigerweise gar nichts davon zu bemerken. Das kommt bei der Waljagd gelegentlich vor. Ahab stand mitten in dem dampfenden Nebelberg, der aus dem Spritzloch des Wals kam und auch den weißen Buckel umhüllte. So nah war er ihm jetzt. Weit beugte er sich zurück und schleuderte mit beiden Händen seine stählerne Harpune und einen wüsten Fluch auf den verhassten Feind. Bis zum Heft drang die Harpune ein wie in einen weichen Morast. Moby Dick wand sich vor Schmerz. Wie im Krampf wälzte sich seine Flanke ge-

gen das Boot und hob es, ohne Schaden anzurichten, so plötzlich an, dass Ahab wieder ins Meer geschleudert worden wäre, hätte er sich nicht am hochragenden Dollbord festgeklammert. Aber drei seiner Männer, die den Wurf der Waffe nicht vorhergesehen hatten und deshalb nicht auf den plötzlichen Stoß gefasst waren, stürzten hinaus. Sie fielen aber so, dass zwei von ihnen sogleich wieder nach dem Dollbord greifen und sich, von einer Woge gehoben, wieder ins Boot schwingen konnten. Der dritte trieb hilflos nach achtern, konnte sich aber durch Schwimmen über Wasser halten.



Im Kampf

Im gleichen Augenblick nahm der Wal ganz plötzlich seine ganze Kraft zusammen und schoss durch die aufgewühlte See davon.

Als aber Ahab dem Mann am Steuer den Befehl zurief, noch weiter Leine zuzugeben, und die Mannschaft sich auf ihren Ruderbänken umdrehte, um das Boot an seinem Ziel festzutäuen, da riss die Leine, die dem doppelten Zug nicht standhalten konnte, tückischerweise in der freien Luft auseinander.

»Reißt da was in mir selbst? Eine Sehne? Nein, sie ist schon wieder heil. Los, rudert weiter! Los, auf ihn!«

Der Wal hörte das Brausen des herannahenden Bootes und wälzte sich herum, um dem Feind die weiße Stirn zu bieten. Doch eben bei dieser jähren Wendung erblickte er das dunkle Schiff, das langsam heranfuhr. Vielleicht sah er in diesem Schiff die Ursache all seiner Qualen und Verfolgungen, seinen eigentlichen Gegner; vielleicht hielt er es auch für den mächtigeren und vornehmeren Gegner: Jedenfalls klappte er unter einer Wolke von aufspritzen dem Schaum die Kiefer zusammen und hielt genau auf den nahenden Bug zu.

Ahab taumelte und schlug sich gegen die Stirn. »Ich sehe nichts mehr! Ich bin blind! Mir bleiben nur noch meine Hände!«

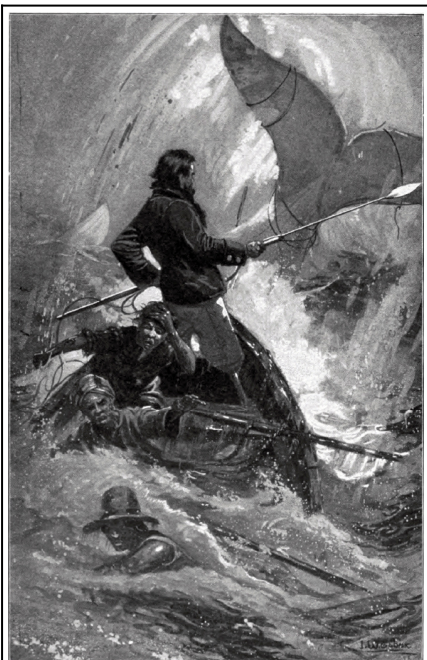
»Der Wal! Das Schiff!« Die Männer im Boot kreischten laut auf und duckten sich zusammen.

»Rudert! Rudert! Leute! Und du, Ozean, tu dich auf, gib mir den Weg frei, damit ich, ehe es zu spät ist, ein allerletztes Mal hinabstoßen kann auf meine

Beute. Dort ist das Schiff! Das Schiff! Vorwärts, rettet jetzt mein Schiff!«

Doch als die Männer mit aller Macht das Boot durch die hämmernden Wogen zwangen, da brachen die beiden Planken im Bug, die der Wal zuvor getroffen hatte, und sofort lief das Boot voll und begann hilflos zu treiben. Bis zu den Knien in Wasser watend, suchte die Mannschaft, das Leck zu dichten und das Wasser auszuschöpfen.

Taschtego stand immer noch im Topp, um die Flagge festzumachen. Doch als er jetzt hinabsah, vergaß er, den nächsten Hammerschlag zu fahren. Die rote Flagge, die ihn halb umhüllte wie ein Mantel, wehte geradeaus von ihm weg, wie auch sein Herz. Im Bugspriet darunter standen Stubb und Flask, und auch sie sahen im gleichen Augenblick das heranrauschende Ungeheuer.



Ahabs letzte Jagd

»Der Wal! Der Wal! Luv an! Ihr guten Geister der Luft, nun steht uns bei! Starbuck will nicht schwach sein, wenn er schon sterben muss. Fort mit allen weichen Gedanken! Luv an, ihr Narren! Seht ihr denn nicht, was kommt? Das ist also das Ende, das Ende meiner Gebete, meiner Treue. Ahab, das ist dein Werk! Jetzt kommt er auf uns zu. Herrgott, jetzt steh uns bei.«

»Steh mir nicht bei, steh lieber unter mir, wenn du mir helfen willst, denn Stubb steht hier und bleibt hier und grinst dich an, grinsender Wal. Und Stubb geht jetzt schlafen auf einem Bett, das nur zu

weich ist – könnte ruhig aus Reisig sein. Du grinsender Wal, du Mörder, wegen dir spuck' ich jetzt meine Seele aus. Und du Ahab, warum fliehst du nicht? Ich rei' mir jetzt Stiefel und Jacke vom Leib, Stubb stirbt nur in der Hose. Ein verdammter, ein versalzener Tod. – Hätten wir noch einmal Kirschen, ehe wir sterben, Flask, nur ein paar Kirschen.«

»Kirschen? Ich wollte, wir wären dort, wo sie wachsen. Wie wird's meiner Mutter gehen? Ein paar Pfennige werden ihr bleiben, denn mit unserer Fahrt ist's hier zu Ende.«

Fast alle Leute an Bord standen wie gebannt, untätig, an der Reling. Den Hammer, das Plankenstück, Lanzen und Harpunen hielten sie regungslos in Händen, so wie sie von ihren verschiedenen Tätigkeiten aufgeschreckt waren. Wie von einem Zauber geschlagen, starrten sie dem Wal entgegen, der jetzt in einem weiten Halbkreis aufschäumender Gischt heran jagte, wobei er den Kopf auf ganz merkwürdige Weise unheilverkündend hin und her wiegte, als sinne er Rache und ewige Vergeltung. Keine Macht auf dieser Erde konnte es verhindern, dass der feste weiße Klotz seine Stirn jetzt in den Bug rammte, dass alle Planken bebten und die Männer taumelten. Einige von ihnen fielen platt aufs Gesicht, die Harpuniere oben in den Toppen schwankten wie die Wipfel der Bäume, an denen der Sturm rüttelt. Durch das Leck aber brauste das Wasser wie ein Bergstrom durch ein zu enges Bett.

»Mein Schiff! Mein Schiff!«, schrie Ahab entsetzt auf.

Der Wal tauchte unter dem sinkenden Schiff hindurch, dass der Kiel erzitterte. Dann kehrte er unter Wasser um, schoss auf der anderen Seite, nur wenig von Ahabs Boot entfernt, wieder hoch. Dort blieb er ruhig liegen.

»Nun wend' ich mich ab von der Sonne. Mein Schiff, mein Schiff, noch im Untergang stolz und schön. Und du gehst unter ohne mich. Der letzte stolze Triumph selbst des erbärmlichsten Kapitäns bleibt mir versagt. Ein einsamer Tod nach einem einsamen Leben. Einsam und unglücklich war ich und darum groß. Die Wogen, die mich ein Leben lang getragen haben, sie treiben mich nun dir entgegen, unbezwingbarer Wal. Und doch werde ich mit dir kämpfen, noch aus der tiefsten Hölle stoß ich nach dir, und mit meinem letzten Atemzug speie ich noch meinen Hass nach dir. Hinunter in den Abgrund mit allen Särgen und Bahren. Mir bleibt nichts anderes, als dich zu hetzen, bis mich das Tau in Stücke fetzt, mit dem ich an dich gefesselt bin, verfluchter Wal. Da hast du meinen Speer!«

Die Harpune flog, der getroffene Wal raste davon. Die Leine lief ab und verwickelte sich. Ahab bückte sich, um sie wieder klarzumachen, und es gelang ihm auch. Aber die jetzt frei gewordene Schlinge legte sich ihm um den Hals, und ohne noch einen Laut von sich zu geben, wurde er aus dem Boot gerissen, ehe einer von der Mannschaft merkte, was da geschah. Im nächsten Augenblick flog das Tausende hinaus und warf einen der Ruderer zu Boden.

Erst waren die Männer im Boot wie gelähmt, dann wandten sie sich um. »Das Schiff! Großer

Gott, wo ist das Schiff?« Und sie sahen, wie die »Pequod« hinter einem dünnen Wasserschleier sich langsam auf die Seite legte und still verschwand wie eine Fata Morgana. Nur die Mastspitzen ragten noch aus dem Wasser. Sei es aus Verblendung, sei es aus Treue oder einfach aus Ergebung in ein unentrinnbares Schicksal – die heidnischen Harpuniere blieben oben in den Toppen und hielten noch Ausschau, als die Masten bereits zu sinken begannen. Doch jetzt griff der kreisende Wirbel nach dem einsamen Boot, nach jedem treibenden Riemen und jedem Lanzenschaft, und riss alles, Beseeltes, und Unbeseeltes, hinab in den Strudel.

Die Wogen schlugen auch über dem Kopf des Indianers im Großtopp zusammen, vom Mast selbst war nur die höchste Spitze zu sehen. Noch wehte die rote Flagge ruhig und gleichmäßig, als lächle sie, über die Wellen, die bereits nach ihr griffen. Da reckte sich ein roter Arm mit einem Hammer hoch in die Luft, um die Flagge noch fester an den Mast zu nageln. Eine Raubmöwe, die wie zum Hohn dem sinkenden Schiff aus ihrem natürlichen Element in die Tiefe gefolgt war, hackte nach der Flagge und geriet nun wie durch Zufall mit den Schwingen zwischen den Hammer und den Mast. Der Wilde spürte im Versinken das Zucken der Flügel, dann erstarrte seine Hand im Todeskampf. Der Vogel, Bote des Himmels, schrie auf, stieß mit dem Schnabel in die Luft und versank, ein Gefangener in Ahabs Flagge, mit dem Schiff.

Kreischend flogen die Möwen über dem gähnen-den Abgrund, in den weiß und schäumend die Wo-

gen zurückbrausten. Dann stürzte alles zusammen, und das große Leichentuch des Meeres rollte darüber hin wie seit Jahrtausenden.

1. Original: »sucking fish« = Schiffshalter <<<
2. Dorn aus Metall oder Hartholz, der zum Spleißen von Tauwerk verwendet wird <<<
3. (mit Längenangaben markierte) Leine mit einem Bleigewicht zum Messen der Wassertiefe <<<
4. Taiwan <<<
5. Segeln durch Einrollen einzelner Bahnen in der Fläche verkleinern <<<
6. aufwinden, in die Höhe ziehen <<<
7. Luke(n) der (Haupt)lagerräume. <<<
8. der verstärkte obere Rand eines offenen Holzbootes <<<
9. über den Bug hinausragende Segelstange <<<
10. nach Luv drehen, zur der dem Wind zugekehrten Seite <<<
11. Tau zum Stellen der Segel <<<
12. waagerechte Stangen am Mast, an der die Segel befestigt sind <<<
13. Sehr selten bei Gewitterluft auftretende elektrische Lichterscheinung an hohen, spitzen Gegenständen wie Masten. <<<
14. einrollen <<<
15. Spitze des vorderen Mastes <<<
16. Dichteisen, Werkzeug zum Abdichten der hölzernen Bordwände mit Werg, Teer o. Ä. <<<
17. mieten <<<

18. Spitze des hintersten Mastes <<<
19. Instrument zur Bestimmung der Windrichtung <<<
20. kranartige Ausleger, an denen die Beiboote gehießt und gefiert werden <<<

Epilog

Und ich allein entkam, um es dir zu melden.«
– Hiob.

Das Drama ist aus. Warum tritt dann noch jemand auf? – Es war einer da, der das Wrack überlebte. Das Schicksal hatte mich dazu ausersehen, nach dem Verschwinden des Parsen den Platz von Ahabs Bootsmann einzunehmen, während Ahab selbst an die Stelle des Verschwundenen rückte. Als am letzten Tag drei Männer aus dem schaukelnden Boot geworfen wurden, war ich derjenige, welcher nach achtern abtrieb. So am Rand des Schauplatzes schwimmend und dabei alle folgenden Szenen genau beobachtend, erreichte mich der Sog des untergehenden Schiffes und zog mich langsam in seinen Strudel. Als ich ihn erreichte, war er schon zu einem milchigen Pfuhl geworden. Ein neuer König Ixion, wälzte ich mich um und um, der schwarzen Blase im Mittelpunkt der langsam drehenden Kreise immer näher kommend. Gerade als ich deren eigentliches Zentrum erreicht hatte, platzte die schwarze Blase, und dank ihrer Schwimmfähigkeit mit großer Kraft aufsteigend, erschien Quiquegs Totenkiste, unsere Rettungsboje. In ihrer ganzen Länge schoss sie aus dem Wasser, überschlug sich und trieb mir zur Seite. Getragen von diesem Sarg, schwamm ich fast

einen ganzen Tag und eine Nacht auf dem Ozean, der sanfte Klagelieder sang. Die Haifische glitten vorbei, als wären ihre Mäuler mit Vorhängeschlössern gesichert. Die wilden Seefalken flogen an mir vorüber, aber ihre Schnabeldolche ließen sie in der Scheide. Am zweiten Tag sichtete ich ein Segel. Ein Schiff kam näher und näher und nahm mich endlich auf. Es war die ziellos kreuzende »Rahel«, die nun auf der Suche nach ihren verlorenen Kindern eine fremde Waise gefunden hatte.

Das weitere Verlagsprogramm

Hans Dominik – John Workmann

Ein spannende Jugendgeschichte, kommentierte und illustrierte Fassung aller vier Bände. Die Abenteuer des John Workmann im technikverliebten Amerika der 1910er

null-papier.de/357

Nataly von Eschstruth – Frühlingsstürme

Nataly von Eschstruth war eine deutsche Schriftstellerin und eine der populärsten und berühmtesten Erzählerinnen der Gründerzeit.

null-papier.de/486

Paul Heyse – Gesammelte Werke

Der einflussreiche Münchner „Dichterfürst“ war einer der erfolgreichsten Novellisten seiner Zeit. Als erster deutscher Belletristikautor erhielt Heyse 1910 den Nobelpreis für Literatur.

null-papier.de/527

Gottfried Keller – Dietegen

Man kann ohne Zweifel sagen, dass Gottfried Keller der wichtigste Autor der Schweiz im 19. Jahrhundert war.

null-papier.de/558

Hans Fallada – Der eiserne Gustav

Ein versöhnlicherer Roman von Fallada, der in der Figur des Gustav Hackendahl wenigstens ein „biss-ken“ trotzigem Optimismus verbreiten kann.

null-papier.de/572

Maurice Leblanc – Die Insel der dreißig Särge

Die unheimliche Geschichte der jungen Véronique d'Hergemont, die auf der Suche nach der eigenen Vergangenheit einem schrecklichen Geheimnis auf die Spur kommt. Die Verfilmung von 1979 ist bis heute eine der erfolgreichsten Sendungen im französischen Fernsehen und wird kultartig verehrt.

null-papier.de/587

NEWSLETTER: NULL-PAPIER.DE/NEWSLETTER